Nepenthes.

Neueste Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Storch.

Erster Band.

Stuttgart.
Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.
1841

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Die Tochter des Blitzes 1

Charlotte Auguste, Prinzessin von Wales 127

Niobe von San Bonifazio 183

Die Tochter des Blitzes.

Novelle.

Der Abend brach herbstlich früh herein; über dem Fluß und dem Meere lagerten dicht geballt schwarzgraue Wolkenberge. Der scharf und schärfer sich erhebende Ostwind hügelte die Gewässer, ohne die Wolken zu bewegen. Schifferbuben sprangen geschäftig aus den gelandeten Fahrzeugen, rafften die Segel ein, und zogen die leichten Kähne an's Ufer, wo sie dieselben befestigten so gut sie vermochten; alte Piloten blickten nachdenkend nach dem Strudel von Maumusson hinüber, der allmälig laut wurde, und nach den Wolkenmassen, die sich leise und langsam hoben und den Himmel als schwarzer Nebel einhüllten. Es wurde plötzlich Nacht. Die Feuer auf den Leuchtthürmen der Felsenküste begannen sich zu entzünden. Hoch oben im Norden sah man das doppelte, durch die Schwingungen eines Pendels in steter Bewegung gehaltene Leuchtfeuer des Leuchtthurms Chassiron auf der Insel Oleron strahlen, der durch diese Auszeichnung sich von dem Thurm Corduan mit festem Feuer unterscheidet. Jener zeigt den nächt-

lichen Schiffen die Einfahrt in den Pertuis d'Antioche, dieser in die Gironde, vor deren Mündung er steht, ein gewaltiger, wogenumdonnerter Riesenwächter, wie durch ein Wunder auf einen nackten, kaum dem Wasser entragenden Felsen mitten in den Fluthendrang der Gewässer gebaut, zwei Meilen von Royan, am rechten Ufer der Girondemündung, und eben so weit von der Pointe de Grave am linken, entfernt. Auf dem kühnen Felsenhaupt der letztgenannten Landspitze, das die unbändigen Wogen der Atlantis seit Jahrhunderten unterwühlten und zum Theil stückweise abrissen, horstet ebenfalls ein gewaltiger Leuchtthurm. — Seevögel strichen mit widrigem Geschrei nach der zackigen Felsenküste und stürzten in die unzugänglichen Buchten, und über das immer unruhiger werdende Meer verbreitete sich theilweise ein milchweißer Schaum. Die schauerliche Einsamkeit der Küste wurde durch das Gebrüll des Strudels erhöht; die Nacht glotzte mit ihren fürchterlichen Augen schadenfroh in die unheimliche Gährung. Alles deutete auf einen jener wilden Stürme, die an der Westküste Frankreichs nicht selten sind. Auch schienen die am Meerufer zerstreueten Menschen nicht sonderlich viel daraus zu machen. Die Arbeiten, die die einbrechende Nacht erfordert, gingen ruhig ihren Gang; nichts stockte, und die Scene war vielfach abwechselnd, aber stets voll Leben und Bewegung.

Unfern einer Gruppe junger Schiffer im Hafen

von Royan stand ein langer hagerer Mann im Ordenskleid der Laienbrüder des nahen Klosters Mont-Croix, und schauete unverwandten Augs in die höher aufwallende Fluth, und ein Zug unruhiger Erwartung drückte sich in seinem übrigens harten, unfreundlichen, schwarzbraunen Gesicht ab. Es war der Bruder Koch und Lieferant des Klosters, als Bruder Jerome überall in der Umgegend gekannt und gefürchtet, weil, wie männiglich wußte, man sich nicht viel Gutes von ihm zu versehen hatte. Deshalb lugten auch die Schifferknaben so scheuen Blicks nach seiner dunkeln Gestalt hinüber, und flüsterten sich heimliche Worte zu, die ihn betrafen. Keiner wagte, ihm nahe zu treten. — Endlich arbeitete sich ein großes Fischerboot durch die Wellen; Bruder Jerome's Züge beruhigten sich. Der Führer des Schiffleins, ein bejahrter Mann, sprang an's Ufer, und überließ das Fahrzeug einem Jünglinge, der mitgekommen war, dasselbe zu befestigen. Er selbst eilte auf den ihm entgegenkommenden Laienbruder zu; beide reichten sich vertraut die Hand.

„Bei unsrer lieben Frau!“ rief der Letztere, „ich glaubte, du würdest dich vom Sturme erwischen lassen, Chervais, und ich hätte auf morgen die Fische einem Andern abkaufen müssen.“

„Das wolle Gott verhüten, daß, so lange Jean Chervais, Euer ergebenster Freund und Diener, lebt, ein Fisch oder eine Auster in die Klosterküche käme,

die ich nicht hineingeliefert. Ich bring' Euch zum morgenden Freitage köstliche Waare. Gerade der nahende Sturm hat mich einen guten Fang thun lassen, und Ihr sollt mich loben, wie in allen andern Stücken."

„Als ob ich nicht stets alle Ursache gehabt hätte, mit dir vollkommen zufrieden zu sein!" sagte der Mönch und trat zu den eben ausgeladenen Fischen, um sie mit Kenneraugen zu prüfen.

Plötzlich entstand in der benachbarten Menschengruppe eine ängstliche, schier bestürzte Bewegung. Die Knaben steckten die Köpfe zusammen und flüsterten, sich schaudernd, einander zu: „Vaubourg kommt! sie ist barfuß, ihr Haar aufgelöst; sie sieht und hört nicht. Seht, seht! Wie ein Gespenst wandelt sie einher!"

Und aller Augen waren auf eine sehr zarte, weibliche Gestalt gerichtet, welche noch dem kindlichen Alter anzugehören schien. Der Schnitt ihres feinen Gesichts bezeugte aber das Gegentheil. Ein überraschender Ausdruck eigenthümlicher und ganz besonderer Schönheit, wie er wohl schwerlich noch an einem andern weiblichen Wesen getroffen wird, stellte sich aus demselben heraus. Es war eine Zartheit der Form und des Stoffes, die man überirdisch hätte nennen können, wenn Form und Stoff nicht eben irdische Dinge wären, aber man gewahrte sie hier so sehr der Seele, die aus ihnen herausleuchtete, untergeben, daß man sie über dieser vergaß, und also das Ueberirdische zu

sehen glaubte, während man doch nur das von geistigem Wesen übersättigte Irdische erblickte. Man konnte leicht versucht sein, zu glauben, diese Gestalt habe nur die Erscheinung von der Körperwelt entlehnt und sei schon wieder im Begriffe, in Duft zu zerfließen. Das wunderbar gebaute, tiefliegende, dunkelblaue Auge blickte jetzt starr vor sich hin, ihre zarten Füße ließen kaum Spuren im Sande des Ufers zurück, ein armseliges graues Röcklein gürtete ihre Hüften und ein Stück Leinwand diente Hals und Brust zur Bedeckung. Geisterhaft leise und mit abgemessener Bewegung schwebte sie durch die verstummenden Schiffer und setzte sich auf einen Felsenvorsprung, die Füße dem Meere zugestreckt, dessen Schaumflocken ihr die nackten Sohlen küßten. Dort blieb sie ruhig, bewegungslos sitzen, in die bewegte Fluth hinaussehend, und das Feuer der Leuchtthürme überstrahlte seltsam ihr Gesicht und spiegelte sich in ihrem verglasten Auge, das dadurch einen noch unheimlichern Ausdruck erhielt.

„Sie ist barfuß,“ sagte der Jüngling, der die Fische aus dem Boote lud, zu dem ältern Manne, „und nun gebt Acht, Ohm, ob der Sturm nicht sehr schlimm wird und mancher dabei das Leben lassen muß.“

„Du bist ein Faselhans, Tobin,“ versetzte der Alte. „Ihr jungen Bursche macht mir von den Träumereien des Mädchens viel zu viel Aufhebens.“

„Und Ihr seid der ungläubige Thomas, Ohm Chervais,“ rief Tobin ärgerlich, „aber die nächsten Stunden werden Euch überzeugen. Miché Charbon hat es mir jedesmal gesagt, wenn Vaubourg den Verstand verlor. War sie angekleidet, mit Strümpfen und Schuhen, mit geflochtenem Haar und einer Haube drauf hinaus in die Felsen gelaufen, dann kam ein starkes Gewitter; riß sie die Haube ab und das Haar auf, dann gab's Sturm; lief sie aber barfuß, wie jetzt, dann gab's einen fürchterlichen Orkan.“

„Miché Charbon ist eben so ein Träumer,“ brummte der alte Schiffer, „und hat dich angesteckt. Er aber ist vergafft in die blödsinnige Dirne und glaubt Wunder was in ihr zu sehen. Ihr wäre am besten, sie käme in's Narrenhaus nach Bordeaux, dort wäre sie aufgehoben, und verrückte unreifen Knaben nicht die Köpfe. Meint Ihr nicht auch so, Bruder Jerome?“

Der Mönch begnügte sich schweigend zu nicken. Grollend kehrte Chervais seinem Neffen den Rücken zu, und dieser wandte sich nach der andern Seite des engen sandigen Hafens, wo eben ein Fahrzeug einlief, wie sie die zur Rettung bedrängter Schiffe vereinte Brüderschaft der Piloten an jener Küste führt. Ein junger Mann von stattlichem Ansehn im ärmlichen Schifferkleid sprang frisch und keck heraus und brachte die Barke in Sicherheit, wobei sich ihm Andre behülflich zeigten. Tobin war darunter.

„Miché,“ sagte dieser zu dem neu Angekommenen, „dort am Ufer sitzt Vaubourg; sie hat ihren bösen Zustand, ohne Strümpfe und Schuhe, und ihr unverhülltes Haar fliegt aufgelöst im Winde.“

„Dann steh' Gott mit all' seinen Heiligen den armen Schiffen bei, die noch auf dem Wasser sind, denn ohne die allmächtige Hülfe derselben können wir sie nicht retten und keine sterbliche Hand!“ rief Miché erschrocken.

„Ein gutes Auskunftsmittel für die liebe Jugend,“ spöttelte der alte Chervais, der mit dem schweigsamen Laienbruder auch hinzugetreten war, „wenn der liebe Gott und die guten Heiligen nicht helfen, so brauchen die armen schwachen Bursche keine Hand zu rühren. Die auf dem Meere mögen ersaufen. Wozu noch einen Leuchtthurm anzünden, da hier sind junge, weise Leute, die trotz dem jedem Schiffe sichern Untergang voraussagen, weil eine verrückte Betteldirne barfuß läuft.“

„Sprecht nicht also, Jean Chervais!“ rief Miché Charbon zornig, „oder beim Himmel, Euer Alter soll Euch nicht vor den Folgen Eürer thörichten Bosheit schützen, und auch nicht Euer Freund und Gönner, der Frater Jerome, den ich dort sehe, noch die Gunst des ganzen Klosters, die Ihr Euch erworben zu haben Euch rühmt. — Wie? fehlte ich jemals an diesem Platze, oder an den zackigen Küsten dieses Ufers oder draußen im stürmischen Meere, wenn es galt,

Menschenleben zu retten? Hab' ich mich je auf dem Pfühl gedehnt, wenn der Sturm mit Wellenfäusten an die Ufer schlug? Und weil ich allemal da war, wenn's galt, weiß ich gar wohl, wer fehlte. Aber ich will weder Jemand tadeln, am wenigsten alte Leute, noch loben, am wenigsten mich. Nur bitt' ich sehr, laßt mir das unglückliche Mägdlein dort in Ruhe und gebietet Euerm wohlfeilen Witz, über sie zu schweigen. Denn wahrlich! das Unglück ist noch weit verehrungswürdiger, als das Alter. Das Alter kommt nach der Ordnung der menschlichen Natur, das Unglück aber ist ein göttlich Ding und kömmt wie der heilige Geist über die Leute. Darum ist es auch heilig; es fällt vom Himmel, wie ein Blitz, der den Mast des Schiffes zertrümmert, und ein ungeheurer Frevler ist der, der seiner spottet, ein zwiefacher, wenn er ein alter Mann ist, der selbst die Ehrfurcht des Nächsten in Anspruch nimmt. Was hat Euch das arme Kind gethan, Jean Chervais? Was kann es Euch schaden, wenn sich der allmächtige Gott wunderbar durch die Aermste der Armen offenbart? Wer forderte Euch jemals auf, daran zu glauben? Laßt sie und hütet Euch, jemals wieder verächtlich von Vaubourg zu reden. — Ihr aber, meine Freunde, laßt uns unsre Wachsamkeit in dieser Nacht verdoppeln, die, wie ich euch mit Gewißheit voraussagen kann, fürchterlich werden wird. Gerade Vaubourgs Zustand soll uns ein Sporn sein,

unsre Schiffe bereit zu halten, um sie jeden Augenblick zu besteigen und in die kochende Fluth zu stechen. Vielleicht gibt uns Vaubourg sogar in ihren unbewußten Phantasien einen bedeutungsvollen Wink. Es wäre nicht das erstemal, und schon manche Rettung ist mir durch sie gelungen."

Die junge Mannschaft erhob, von Miché's Begeisterung ergriffen, ein lautes Beifallsgeschrei, und verfügte sich nach ihren Fahrzeugen, um beim ersten Nothzeichen eines bedrängten Schiffes in See zu gehen. Der alte Chervais trat, also zurechtgewiesen, zähneknirschend wieder zum Mönch, und sprach gar heftige und drohende Worte. Der Klosterkoch verlor dagegen nichts von seiner eisernen, lauernden Ruhe. Miché beugte sich über Vaubourg, die noch immer starr und stumm auf dem Felsstück saß.

„Vaubourg," redete er sie mit weicher zitternder Stimme an, und sein Blick flog feucht und wehmüthig über ihre dunkelumhüllte Gestalt, „es wird Nacht und eine böse Nacht, und du bist blos und gar leicht gekleidet. Geh heim, mein Mädchen; meine Mutter wird um dich in Angst sein; geh heim, daß dir das Unwetter nicht schade! Komm, Taube, ich will dich heimführen. Der Mutter weiches Bettchen, wartet auf dich, Goldkind."

„Es kommt," versetzte sie eintönig — „es naht, das Verderben Frankreichs, auf einem stattlichen Schiffe; es ist der Königsmord, der hinauf schiffen

will auf dem Flusse in die große Stadt. Sie wissen es nicht, daß sie ihn an Bord haben und der Mann mit dem rundverschnittenen Haare und dem großen, breitkrempigen, runden Hute, wie ich noch keinen gesehen, weiß es auch nicht, und doch hat sich das Unglück dieses Reichs an seine Fersen gehangen, ein bluttriefendes Gespenst. Ich seh' es, ich weiß es, kein Mensch weiter. Vielleicht hat der Herr dem Sturme Befehl gegeben, ihn im Meere zu ersäufen."

„Ach, Vaubourg!" seufzte der junge Schiffer und zerdrückte eine Thräne im Auge, „welch' seltsame Reden führst du doch einmal! Armes, armes Kind, sind die bösen Geister deiner mächtig geworden! Ach, das ist fürchterlich! Vaubourg, siehst du mich nicht? kennst du mich nicht, deinen Miché?"

„Stille doch von diesen Dingen!" sprach sie hastig. „Einen grauen schlichten Rock hat er an, ohne Pracht und Prunk, wie ein Landmann fast ist er anzusehen. In hoffärtigen Kleidern ist er fortgezogen weit weit nach Westen in die neue Welt, Reichthum wollt' er sich holen und das Schicksal der alten Welt bringt er mit; Frankreichs böser Genius hat sich in seinen schlechten Rock verkrochen und sie werden ihn für den guten ansehen. Aber der Sturm kämpft gegen ihn und will den Mann tief im Meere vergraben, der so Ungeheures bei sich trägt. Wenn der Herr will, betritt er Frankreichs Boden nicht wieder und der gute König dieses Landes ist gerettet."

„Vaubourg! Vaubourg, so seltsam entsetzliche Dinge hat dein Wahnsinn noch nie gesprochen!“ unterbrach sie Miché ängstlich. „Heilige Jungfrau Maria, schenke doch dem wirren Sinne dieser armen Magd Frieden! Vaubourg, komm mit mir nach Hause! Es darf kein Mensch deine verworrenen Worte hören.“ —

„Geh' du nur heim, Miché, und schlafe im Bette deiner guten Mutter. Kein Mensch bedarf in dieser Nacht, so fürchterlich sie auch werden wird, deines Beistandes. Du kannst ruhig schlafen. Weit ist noch das Schiff. Es will dem Sturme auf dem Meere trotzen; aber er wird schon seiner Herr werden. Schlafe und sorge nicht! Mein Bett ist der Felsen und meine Gesellschaft die Geister des Sturmes, die über das Meer zu mir hüpfen und mir Ehre anthun, wie einer Königin.“

„Nun so werde ich bei dir bleiben, eigensinniges Kind.“ Dies sagend streckte er sich neben dem Felsen in den Sand. Das Brüllen der Brandung, das Heulen des Sturms sang ihn in Schlaf. — Als er am andern Morgen erwachte, fand er sich zu seinem Erstaunen auf dem Lager in seinem Schiff, und einer seiner Knechte behauptete gesehen zu haben, wie ihn Vaubourg dorthin getragen. Das schwache Mädchen den starken Jüngling! Es war Allen unbegreiflich. Doch ließ sich darüber nichts Näheres ermitteln; denn Vauburg war nirgend zu finden und stellte sich auch

den ganzen Tag über nicht wieder ein. Viele fürchteten, sie möchte vom Felsen hinabgestürzt sein und der dicke Schaum der Brandung ihren Leichnam verbergen, und mancher spähende Blick flog in den Kessel der fürchterlich kochenden Gewässer hinab, ersah aber nichts, als den Aufruhr des Elements. Still und in sich gekehrt schlich Miché am Ufer und ertrug scheinbar geduldig die Spöttereien des alten Chervais; denn in der That hatte sich keine Gefahr gezeigt. Dem Jünglinge zerquälten Vaubourgs letzte Worte und ihr Verschwinden die Seel e.

Der Sturm war in der Nacht gestiegen und hatte am Tage nicht nachgelassen, die Meisten glaubten aber, seine Gewalt sei nun gebrochen und in der nächsten Nacht werde sich das Meer beruhigen. Miché legte sich um Vaubourg trauernd nieder; er hatte mit Tobin bis in die Nacht an der Küste nach dem armen Mädchen gestreift, das ein Schifferknecht gegen Abend barfuß über scharfe, unzugängliche Klippen wollte klettern gesehen haben. Doch war der Bursche nicht gewiß, ob sie's wirklich gewesen. Die beiden Freunde hatten auch keine Spur von ihr gefunden, und schliefen von der angestrengten Wanderung ermattet ein.

Es war kurz vor Mitternacht, als sich Miché emporgerüttelt fühlte. Die trübe Schiffslaterne zeigte ihm Vaubourgs Gestalt, aber ihr Haar hing triefend an ihr herab, ihre dürftigen Kleider waren ganz durchnäßt. Erschrocken fuhr der Schiffer auf; er glaubte des Mädchens Geist zu sehen, während ihr Leib im feuchten Meeresgrunde liege, doch faßte er sich, als er sich also angeredet hörte:

„Mache dich hurtig auf mit deinem Schiff, Miché, und steuere hinaus, rechts am Felsen von Corduan vorüber, nach den Riffen von Maumusson. An der gefährlichsten Stelle, wo das wildtobende Meer sich in den donnernden Strudel stürzt, und dann über das Ufer fortrollt in das geängstete Land, dort, dort wirst du das Schiff finden. Es wäre besser, der fürchterliche Strudel wirbelte es in seine Tiefe hinab und keines Menschen Aug' sähe es wieder mit Mann und Maus; aber es sind Menschen darauf, und Menschen müssen gerettet werden, Menschen mußt du Hülfe bringen in solcher Nacht, das ist deine Pflicht, Miché. Du wirst dein Unglück an's Land bringen, armer Junge, und das meinige, und das Unglück des Königs und der Königin und ganz Frankreichs; aber es muß sein, und ich kann's nicht ändern. Drum zaudre nicht, halte dich erst links bis du dem Leuchtthurm auf eine halbe Meile nahe kommst, dann steure nach dem Klippenkamme." — Ein gewaltiger Donnerschlag verschlang ihre Rede,

Blitze zerschnitten den schwarzen Himmel, Regen strömte und das Brüllen des Sturms war über allen Ausdruck grausenhaft. Höher und höher gingen die Wellen, die dämonische Macht des Unwetters stieg mit jedem Augenblick.

„Wo warst du denn," fragte Miché das Mädchen, das sich zu gehen wandte, „und wohin willst du wieder in dieser entsetzlichen Nacht?"

„Der Geist führte mich meine Wege über die Klippen. Der Blitz hat mit mir geplaudert auf den höchsten Felsenspitzen, wie ein Vater mit seinem lieben Kinde. Du weißt ja, daß der Blitz mein Vater ist. Er hat mich mit Regen gewaschen. Die Wasser des Himmels thun mir wohl. Sie haben mein Herz beruhigt, und nun will ich heimgehen und mich schlafen legen. Mein Vater hat es mir gesagt, und so lang meine Locken triefen, die er mir mildfreundlich gefeuchtet, und so lang meine Füße schmerzen, die Felszacken mir aufgerissen, hat er mir ruhigen Schlaf versprochen in deiner Mutter weichem Bett."

„So schlafe wohl, armes, gutes Wesen!" hauchte ihr der Jüngling zu, „möchtest du genesen wieder erwachen!"

Sie verschwand in der Nacht, und einige Minuten darauf schoß das Lootsenschifflein in die schäumende Brandung. Das Meer war in so wilder Bewegung, wie es der junge Schiffer noch nicht gesehen

zu haben meinte, und von oben raseten Donner und Blitz, Windsbraut und Wolkenguß; es schien ein Kampf der Elemente auf Leben und Tod. Das gewandte Schifflein schien jeden Augenblick ein Raub der Riesenwellen, die es umherschleuderten, werden zu wollen, aber immer tauchte es wieder empor und huschte durch die zürnenden Wogenhäupter, wie ein flinkes Mädchen durch die Reihen wuthentbrannter Krieger, und prüfend schaueten seine geschickten Leiter nach den verschiedenen Feuern der Leuchtthürme aus, nach ihnen ihre schwierige Bahn berechnend. Schon hatten die kühnen Meerfahrer stundenlang mit dem feindlichen Element gerungen, und Miché hatte genau die von Vaubourg angegebene Richtung genommen; schon waren sie an den Klippen, hinter welchen der Strudel sein allen Donner weit überbrüllendes Getös ausstieß, aber noch hatten sie nichts von einem Schiffe bemerkt, das ihrer Hülfe bedurft hätte, und einige der Knechte begannen zu murren und ließen Worte fallen, daß es doch thöricht sei, auf das blose Wort eines geisteswirren Mädchens in solcher Nacht, wie sie kaum schon eine ähnliche erlebt, in See zu gehen, da doch nirgend sich ein bedrängtes Schiff zeige, und der alte verständige Chervais möge wohl recht haben. Doch Miché, dadurch nicht irre gemacht, ließ plötzlich ein Feuersignal am einzigen Mast seines Schiffleins aufflammen, und befahl, gleich ihm, forschend in die Nacht hinaus zu spähen.

Ein Zeichen! Ein Zeichen! riefen plötzlich mehre Matrosen, und alle sahen nun etwa in der Entfernung einer halben Meile, dem Strudel und den Felsenriffen nah, eine Feuersäule aufsteigen, und gleich darauf das Pulver aufblitzen und den feurigen Schuß aus einer Kanone fahren. Manche wollten sogar durch das Gebrüll des Strudels und der Brandung hindurch den Donner des Geschützes vernehmen. Schuß auf Schuß leuchtete nun durch die Nacht, und: „drauf und dran, Kameraden!“ rief Miché hocherfreut. Das Wunder that seine Wirkung auf die Gemüther der Knechte, ihr Muth wuchs, ihre Kraft steigerte sich in's Unglaubliche und nach wenigen Minuten waren die Retter an der Seite des bedrohten Schiffes. Ein Boot wurde ausgesetzt und kämpfte sich herbei, Miché sprang hinein und betrat von Jubel, der mit der Noth gleiche Größe hatte, begrüßt, das stattliche Kauffarteischiff. Hier erschien der schöne Jüngling allen wie ein Engel. Niemand hatte mehr an Rettung geglaubt, Niemand mehr darauf gehofft. Näher und immer näher dem fürchterlichen zwischen Felsen geklemmten Strudel, dessen schauerliche Sagen allen auf dem Schiffe bekannt waren, hatten sie nichts vor sich als einen gewissen Tod. Ganze Flotten, so erzählen jene Sagen, waren in diesem stets gähnenden, stets brüllenden Schlund verschwunden, hinabgewirbelt mit unwiderstehlicher Gewalt, wie der Schaum, der die unglücklichen

Schiffe umkreist, und kein Jahr war vergangen, daß der gewaltige Trichter nicht Schiffe mit Mann und Maus verschlungen. Die Gefahren der Wirklichkeit wurden noch von den Schrecken der Einbildungskraft überboten, als Miché's Flammenzeichen die Mannschaft in dieser qualvollen Beschäftigung unterbrach, und nun mangelte nicht viel, man wäre vor ihm niedergefallen, um ihn wie einen Heiligen zu verehren. Ernst wies er das thörichte Beginnen zurück und übernahm die Leitung des Schiffes. Ruhig, kühn und gewandt gab er seine Befehle und führte den stolzen Bau sicher durch die Felsen. Als der Tag grauete, erblickten sie das Städtchen Royan und die Uferfelsen; den Leuchtthurm von Corduan hatten sie hinter sich; und eine Stunde später liefen sie in den Hafen ein, wie der Schiffsherr begehrte und wie es das hochgehende, erst vom Meer zurückgedrängte, nun um so wilder heranbrausende Wasser der Gironde nöthig machte. Eine zahlreiche Menschenmenge hatte sich am Ufer versammelt und rief dem geretteten Schiffe Grüße zu. Miché legte den Befehl wieder nieder und nahm sich nun Zeit, im freundlichen Tageslicht die Leute auf dem Kauffahrer näher zu betrachten, da er seiner Umgebung bis jetzt wenige oder keine Aufmerksamkeit hatte schenken können. Nichts fiel ihm an der Mannschaft, die ihm zum Theil schon bekannt war, auf, als der Schiffsherr selbst. Dieser Mann hatte ihn weder mit excentri-

scher Freude begrüßt, ein Beweis, daß er keine Todesfurcht kannte, noch mit übermäßigem Lobe überhäuft. Er hatte sich im Gegentheil ernst und würdig und auf eine Weise benommen, die Miché besonders ansprach und ihm Achtung abnöthigte. Jetzt, als sich der junge Schiffer den ältern Mann näher betrachtete, fiel ihm die ganz eigenthümliche Kleidung desselben auf. Er trug nämlich einen dunkelgrauen Tuchrock, dessen bequemer und schlichter Zuschnitt ganz allein auf das Bedürfniß berechnet schien; sein im geraden Strich auf dem Kopf glatt gekämmtes Haar war über der Stirn und im Nacken rund geschnitten, ein ungewöhnlich breitkrempiger Hut überschattete sein ausdruckvolles Gesicht, aus welchem ein Paar lebhafte kluge Augen die Umgebungen beherrschten. Graue Weste, graue kurze Beinkleider, graue Strümpfe und Schuhe mit Schnallen von wenig Werth gehörten noch zu diesem einfachen Anzuge, und nur durch die feine Leibwäsche und die zierlich gefältelte Halsbinde war die Stufe angedeutet, welche der Besitzer in der Gesellschaft einnahm und die sein würdevolles ruhiges Benehmen behauptete. Miché wurde durch diese Erscheinung sogleich an Vaubourgs prophetische Worte erinnert und schauderte unwillkürlich zusammen.

Sobald der Schiffsherr an's Land getreten war, ließ er durch einen seiner Diener Miché Charbon zu sich rufen, und redete in Gegenwart vieler Andrer

freundlich zu ihm: „Mein Sohn, ich verdanke deiner beispiellosen Kühnheit nicht nur die Rettung meines Lebens und dessen meiner Leute, sondern auch die Erhaltung großer Reichthümer, die sich auf meinem Schiffe befinden, und es ist nicht mehr als billig, ja ich kann es nicht einmal als eine Handlung der Dankbarkeit ansehen, wenn ich dir einen Theil meiner Schätze abtrete, denn du hast dir darauf ein unbezweifeltes Recht erworben. Empfange daher aus meiner Hand diesen Beutel mit fünftausend Livres; er ist ganz allein für dich bestimmt, und jeder deiner Leute empfängt noch eine besondre Belohnung von mir.“

„Mein Herr,“ versetzte Miché, „erlauben Sie mir, Ihr Geschenk zurückzuweisen. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie meinen Burschen eine Kleinigkeit verabreichen; ich werde Ihnen dafür sehr dankbar sein. Was aber mich betrifft, so kann ich durchaus nichts weiter, als den gewöhnlichen Lohn annehmen, denn was ich that, war nicht mein, sondern Gottes Werk, dessen Vollziehung mir anbefohlen wurde. Ich würde die größte Sünde begehen, und des Himmels gerechten Zorn auf mich laden, wenn ich für die Hülfe und Rettung, die Ihnen Gott durch mich angedeihen ließ, eine solche Bezahlung annehmen wollte. Behalten Sie Ihr Geld und reisen Sie glücklich weiter.“

„Deine Weigerung zeigt mir, daß du eben so edel

und fromm, als kühn und muthig bist; doch scheint mir deine Ansicht überspannt und deine Bedenklichkeit zu weit getrieben. Der Gott, der dir meine Rettung anbefahl, erlaubt dir auch eine reiche Belohnung für deine Arbeit zu nehmen. Deine Gesinnungen verbürgen mir, daß du das Geld auf die beste Weise anwenden wirst. Ich werde nicht nach Bordeaux abreisen, bevor ich dir dein Eigenthum, diesen Beutel und dessen Inhalt, nicht gesichert habe. Auf keinen Fall werde ich dieses Geld, das mir nicht mehr gehört, wieder auf mein Schiff tragen. Entschließe dich also kurz, es an dich zu nehmen."

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist," sprach Miché wieder. „Dieses Geld, das Sie für Ihre Rettung bestimmten, mein Herr, gehört, sobald Sie es nicht mehr als Ihr Eigenthum betrachten, Gott dem Herrn allein, der auch in der verwichenen Nacht Ihr alleiniger Retter war. Wie hätte ich armer Mensch wissen können, daß in diesem furchtbaren Sturme so weit von dem Orte, wo ich mich befand, ein Schiff in so großer Noth sei, wäre mir nicht ein Zeichen vom Himmel geworden? — Erlauben Sie mir also, mein Herr, daß ich diesen Beutel den frommen Vätern des nahen Klosters Mont-Croix zur Verfügung stelle und als ein schwaches Opfer meiner dankbaren Gesinnung gegen die göttliche Gnade, deren ich würdig befunden worden bin, auf den Altar der Kirche niederlege."

„Du bist ein trefflicher Bursche, und es steht dir frei, mit diesem Gelde nach deinem Gutdünken zu schalten, und wahrlich deine Pietät ist so rührend, daß ich mich veranlaßt finde, noch eine gleiche Summe für meine Person hinzuzufügen, obgleich ich eben kein sonderlicher Freund der Klöster und Mönche bin. Aber ich möchte, daß die Herren Patres dieses Geld zum Fonds irgend eines guten Werkes anwendeten, das das Andenken an deine kühne Hülfleistung und uneigennützige Frömmigkeit bewahrte, und deshalb will ich dich in das Kloster begleiten, um selbst mit den geistlichen Bewohnern desselben zu reden.“

Miché machte sich mit dem schlicht gekleideten Kaufmanne sogleich auf den Weg, und hing während desselben seinen Gedanken über Vaubourgs prophetische Worte nach.

Fast zwei Monate später, als der Winter bereits seine stürmische Herrschaft über Land und Meer angetreten hatte, sah man den königlichen Gerichtshof in Bordeaux von einer großen Menge Menschen umlagert, die sich trotz Kälte und Schnee immer vermehrte. Es waren vorzüglich Landleute, Schiffer, Fischer und Weinbauer von beiden Ufern der Gironde, aus dem ebenen Grave und dem hügeligen Medoc,

Landschaften, die ihre Namen auf das berühmte Erzeugniß ihres Bodens übergetragen haben. Der Sitzungssaal war kaum geöffnet worden, als die Zuhörer sich auch schon in den für sie bestimmten Räumen drängten, während in allen Gesichtern sich die gespannteste Erwartung malte. Es dauerte auch nicht lange, so erschien das Collegium des Gerichtshofes mit seinem Präsidenten, dem Baron St. Laurent an der Spitze. Dieser Mann hatte ein kränkliches, schwächliches Ansehen; sein hageres, bleiches Haupt, dessen Züge erst das mittlere Mannesalter andeuten, sank mit einem Ausdruck trostloser Gleichgültigkeit auf seine eingefallene Brust herab, und man konnte leicht vermuthen, daß man hier einen unheilbaren Kranken vor sich habe. Nachdem er einen theilnahmlosen Blick über die Menge hatte gleiten lassen, blieb das matte Auge auf einem Punkte ruhen, ein beängstigendes Hüsteln stieg aus seiner Brust, und nicht ohne Besorgniß betrachtete ihn mancher der Beisitzer. Auf den Wink des Präsidenten öffnete sich eine Seitenthür, und heraus trat ein dürftig gekleidetes, zartes, wunderbar schönes Mägdlein, an den Händen mit Fesseln beladen, die ihr vor den Schranken abgenommen wurden. Ein Laut des Unwillens und der Ueberraschung wurde von den Zuschauern vernommen; Alles drängte sich, sie zu sehen. Sie aber schritt unbefangen vorwärts und hielt den geisterhaften, seltsamen Blick, vor dem

Mancher bebte, nicht zurück, so daß derselbe blitzschnell über die Versammlung flog. Sie wurde von allen Seiten mit der größten Theilnahme betrachtet. Dieses Mädchen war Vaubourg, die Seherin. Ihre Begleiter waren Miché Charbon, der Pilot, dessen Mutter, eine alte, schwache, gutmüthige Frau, und ein junger Mann mit einer geistreichen Physiognomie, aus welcher ein großes, blitzendes Auge besonders hervortrat. Der kurze Mantel des Advokaten hing über seine Schultern. Von der andern Seite traten mehre Männer auf, deren einer der Fiscal des Klosters Mont-Croix, der andre der alte Pilot Jean Cherwais, der dritte der schwarzbraune Bruder Koch, der vierte ein andrer Laienbruder aus dem Kloster Mont-Croix und der fünfte jener eigenthümlich gekleidete Schiffherr war, dessen Leben und Schiff Miché Charbon auf eine so wunderbare Weise aus der größten Gefahr gerettet hatte.

Die Sitzung wurde eröffnet und die Klage verlesen. Ihr Inhalt war kurzgefaßt folgender:

Der gegenwärtige Kaufmann und Weinhändler Jacques Lacaze hat eine Reise nach Nordamerika mit einer Schiffsladung Grave- und Medocweinen gemacht und dort einen guten und gewinnreichen Absatz gefunden. Als Rückfracht hat er sein Schiff mit Fellen und andern Produkten Amerika's beladen. Glücklich bis an die Küste Frankreichs gelangt, wird das Schiff von einem furchtbaren Sturme erfaßt

und wäre sicherlich seinem Untergange entgegengeführt worden, wenn es nicht der Pilot Miché Charbon gerettet. Der Kaufmann Lacaze überreicht dem jungen Piloten einen Beutel mit fünftausend Livres, den dieser dem Kloster Mont-Croix zu überliefern beschließt, vorgebend, Gott allein habe diese Rettung bewirkt und er, das blose Werkzeug, könne dafür keine Bezahlung annehmen. Der Kaufmann Lacaze, durch solche Uneigennützigkeit gerührt, legt eine gleiche Summe hinzu, und beide gehen nach dem Kloster und übergeben das Gold dem Prior mit dem Bemerken, daß dasselbe zu frommen Werken verwendet werden solle. Dieser stellt die beiden Beutel in einem Tabernaculum auf dem Hochaltar wohl verschlossen aus, um dort drei Tage hintereinander den Segen darüber zu sprechen. Am Morgen des dritten Tages finden zwei Laienbrüder, der Bruder Jerome der Koch, und der Bruder Vincent der Bäcker, die in der ersten Frühe, als der Tag grauet, vom Kloster aus einen Geschäftsweg zu machen gedenken, die gegenwärtige Vaubourg Fille d'Eclair schlafend am Eingang eines Weinberges an der Straße nach Royan; in ihrer Hand, so behaupten die beiden Mönche, habe sie einen ledernen Beutel gehalten, jedoch so, daß nur ein Theil davon sichtbar gewesen. Da es nun gerade nichts Seltenes, daß diese Dirne unter Gottes freiem Himmel schlafend gefunden werde, so gingen die Brüder auch vorüber, ohne sich

weiter um sie zu bekümmern. Als jedoch am Abend desselben Tags Lärm im Kloster ausbrach, daß einer der beiden Beutel aus dem Tabernacul vom Altar weg gestohlen sei, erinnern sich die Laienbrüder wieder der schlafenden Dirne mit dem Beutel in der Hand und beeilen sich, diese Wahrnehmung dem Convent der Väter zu melden. Sogleich bringen auch Andre bei, daß Vaubourg am Abend vorher im Kloster bemerkt worden sei, wo sie, Almosen genießend, seit ihrer Kindheit Zutritt habe. Der Prior schickt sofort nach dem Schifferdorfe in die Wohnung der Wittwe Rebecque Charbon, bei welcher Vaubourg sich aufhält, und läßt daselbst Haussuchung thun, und es findet sich nicht nur der bezeichnete Beutel, sondern in einem Schrein der Wittwe auch fünf Louisd'or, in welchen Münzsorten die ganze Summe bestanden. Auf sofortige Anzeige bei der weltlichen Gerichtsbarkeit werden Vaubourg Fille d'Eclair und Rebecque Charbon gefänglich eingezogen, läugnen aber beide von dem Diebstahl etwas zu wissen. Deshalb ist der heutige große Verhörstermin mit Vorladung aller Zeugen und dabei betheiligten Personen angesetzt worden. „Herr Gensonné," redete der Präsident den Anwalt Vaubourgs an, „lassen Sie sich auf die vorliegende Anklage ein und bringen Sie für Ihre Clientin Vertheidigungsgründe vor." „Meine Herren," begann der junge Advokat sogleich mit Feuer, „wir haben es hier weder mit

Verhältnissen noch Personen gewöhnlichen Schlags zu thun, und die psychologische Kenntniß beider muß nothwendig großen Einfluß auf die vorliegende Verhandlung haben. Es macht sich daher nothwendig, daß ich auf die Entstehung und Entwicklung eines so seltsamen Wesens, wie die Angeklagte, Vaubourg Fille d'Eclair, näher eingehe.

Soviel ich durch mühsame Nachforschungen habe ermitteln können, sind es jetzt dreiundvierzig Jahre, als die Wächter des mitten in der Brandung des Meeres, ringsum meilenweit vom Lande entfernt liegenden Leuchtthurms von Corduan eines Morgens früh, nach einer ziemlich stürmischen Nacht, einen Gegenstand auf einer den Wellen entragenden schaumbedeckten Felsenspitze wahrnahmen, um welchen tausende von Seevögeln mit ungewöhnlichem, wilden Geschrei flatterten. Neugierig, was die außerordentliche Aufregung der Vögel wohl veranlasse, stieg der älteste der Wartknechte, ein Greis von sechszig und einigen Jahren, Namens Tiennot Charbon, hinab. Er erkannte einen kleinen Kahn, der leer zu sein schien, doch ließ ihn das fortdauernde Geschrei der das Fahrzeug umkreisenden Vögel vermuthen, daß etwas darin liegen müsse. Der Alte bestieg daher eins ihrer Böte und kam zu der Felsenspitze, die er mit Händen und Füßen erklimmen mußte, um zu dem festsitzenden fremden Kahne zu gelangen. Man denke sich Tiennots Erstaunen, als er in dem=

selben ein dem Anschein nach neugebornes Kind in Windeln erblickte, dessen bittere Klagetöne dem Greise tief zu Herzen drangen. Das Kind und der Kahn wurden in den Leuchtthurm gebracht, und noch ist im untersten Gewölbe des Thurmes das kleine Fahrzeug aufgestellt, welches von den Wärtern der Leuchte den Namen Brigide's Wiege erhalten hat; denn Brigide wurde das kleine Mädchen getauft nach der Heiligen, an deren Namenstage sie gefunden worden war. Doch auch die Felsenspitze, auf welcher der Kahn des hülflosen Kindes gestrandet, führt seit jener Zeit bei allen Schiffern der Umgegend denselben Namen. Das zarte Kind, schon halb verhungert, konnte von den alten See-Invaliden nur mit großer Mühe erhalten werden, da Tiennot Charbon durch einen eingetretenen Sturm über acht Tage verhindert wurde, seinen seltsamen Fund an's Land zu bringen. Der alte Mann mußte zur Kindermagd werden. Nachdem er endlich das Würmlein in seines Sohnes Haus gebracht und der Pflege seiner Schwiegertochter übergeben hatte, taufte man, wie schon gesagt, die Kleine Brigide und gab ihr den Zunamen Sturmestochter, weil ein Sturm sie dem Greise zugebracht hatte. Ueber ihre wahre Abkunft ist niemals etwas verlautet; nur aus den Windeln, in welchen übrigens nicht das mindeste Zeichen befindlich war, schien zu erhellen, daß sie nicht gemeiner Leute Kind sein müsse. Brigide wuchs heran und ward zur Jung-

frau, aber als solche entwickelte sie eine so hohe und außerordentliche Schönheit, daß ihres Gleichen in der ganzen Gegend nicht gefunden wurde. Ihre Armuth ertrug sie mit ernster Würde, und suchte durch Fleiß und Ausdauer die dürftige Lage ihrer Pflegemutter zu erleichtern. Der alte Tiennot war nämlich gestorben, und auch der Sohn desselben in seinem Berufe in einem heftigen Sturme untergegangen, seinem Weibe mehre Kinder und die räthselhafte Waise hinterlassend. Unter den Kindern befand sich auch ein Jüngling, fünf Jahre älter als Brigide, ein schöner kräftiger Bursche, dessen Bruderliebe zu der Waise sich allmälig in die zärtlichen Gefühle eines Anbeters verwandelten. Die Mutter gab mit Freuden ihren Segen, und Thierri Charbon und Brigide Fille d'Orage waren unbezweifelt das schönste Paar in ganz Medoc. Da geschah es einst, daß Brigide nach dem Meerufer gegangen war, um ihren Verlobten zu erwarten. Ein Sturm hatte ihn auf die empörten Wellen zur Leitung einiger Schiffe gerufen, die vergebens bemüht waren, in die Gironde einzulaufen. Die Nacht war herangekommen und mehre Gewitter hatten sich zusammengezogen, um sie zu einer fürchterlichen zu machen. Das Feuer des Himmels verdunkelte das der Leuchtthürme, der ganze Horizont stand unaufhörlich in Flammen. Niemand erinnerte sich, in einer Nacht mehr Blitze gesehen zu haben. Wo Brigide diese Nacht zuge-

bracht, was mit ihr vorgegangen, ist niemals bekannt geworden; genug, man fand sie am folgenden Morgen ohnmächtig und halbtodt, durchnäßt und fast erstarrt in einer wilden Felsengegend des Ufers unfern dem Kloster Mont=Croix, wo niemals ein Schiff anlegt, noch anzulegen vermag. Bewußtlos wurde Brigide in die ärmliche Wohnung ihrer Pflegemutter gebracht, wo sie lange krank darnieder lag, und ihr Verlobter, der erst am Abend heimgekehrt war, wurde ihr unermüdlicher Wärter. Nichtsdestoweniger zeigte Brigide vom ersten Augenblicke ihres wiedererwachten Bewußtseins eine entschiedene Abneigung gegen den Jüngling. Doch damit nicht genug, ihrer Umgebung wurde bald klar, daß Brigide's Geist zerrüttet sei. Stets mit sich selbst beschäftigt, meist in trübem Dumpfsinn verharrend, gab sie auf die dringendsten Fragen keine Antwort. Ihre einzige Beziehung zur Außenwelt schien jene ihr verderblich gewordene Gewitternacht zu sein, und zuweilen sprach sie für sich in abgerissenen Sätzen von dem ungeheuern Blitz, der sie niedergeschmettert. Das war Alles. Dabei zehrte sie am Körper ab, und der ihr verlobte junge Schiffer sah sie traurend dahin welken. Der Winter war unterdessen vorübergegangen und der Frühling gekommen, ohne daß der eine oder der andre in Brigide's geisteswirrem Zustande etwas verändert hätte, als ihre Pflegemutter plötzlich mit Schrecken wahrnahm, daß die Kranke die Bestim=

mung empfangen habe, bald Mutter zu werden. Der bestürzte Sohn der bekümmerten Wittwe schwur hoch und theuer bei der Jungfrau, der Mutter Gottes, daß er das reine Magdthum Brigide's heilig und unverletzt gehalten und der keusche Wandel, die fromme Unschuld des Mädchens bestätigten diese Aussage. Nichtsdestoweniger wurden die gegen Brigide's bevorstehende Mutterschaft erhobenen Zweifel besiegt; es blieb bald keiner mehr übrig. Die Wittwe hatte Mühe, der zwiefach Unglücklichen einen rechten Begriff von ihrem Zustande beizubringen, und als dies endlich geglückt war, antwortete sie auf die Frage, wer der Vater des unter ihrem Herzen schlummernden Kindes sei, seltsam genug: der Blitz! Bei dieser Aussage ist sie geblieben, und ohne sich in ihrer Geistesstumpfheit auf etwas Näheres einzulassen, hat sie stets behauptet, der Blitz habe sie in jener wilden Gewitternacht überwältigt. Und wirklich steigerte sich, nach allen Berechnungen und Vergleichungen der Umstände, die Wahrscheinlichkeit fast bis zur Gewißheit, daß sich von jener Nacht nicht allein ihre Geisteszerrüttung herschreibe, und ihr zwiefaches Unglück einen gemeinsamen Ursprung habe. Das Unheimliche ihrer Aussage, die keinen geringen Schrecken unter den abergläubischen Bewohnern der dortigen Küste hervorrief, wurde durch eine eben so sonderbare Thatsache grausig erhöht. Ein ungemein heißer und frühzeitiger Som=

mer zeigte sich bald heftigen Gewitterstürmen sehr geneigt. Kaum hatten sich die ersten schwarzen gewitterverkündenden Wolken am Horizont zusammengezogen, als auch die ihrer Niederkunft nahe Brigide aus der Hütte verschwunden war. Einige Mönche des Klosters Mont=Croix hatten sie, von fahlen Blitzen umzuckt, in jener öden, hochgelegenen Felsgegend gesehen, wo sie nach der ihr so verhängnißreichen Nacht ohnmächtig gefunden worden war. Und so oft sich wieder ein Gewitter zeigte, entwich Brigide heimlich, wie von einem magischen Zauber gezogen, aus der Hütte, und begab sich an jene Stelle. Thierri, ihr unglücklicher Geliebter, immer treu an dem armen Wesen hangend, ging ihr meist nach, und da sah er sie auf der Spitze eines Felsens stehend, das Auge starr und unverwandt gen Himmel gerichtet, und die Arme ausgebreitet, gleichsam bereit, den Blitzstrahl zu umfassen und inbrünstig an Mund und Herz zu drücken. Wieder waren so einige Wochen verstrichen und man erwartete täglich Brigide's Entbindung, als an einem sehr schwülen Nachmittage ringsum am Horizonte schwarze Wolkenberge sich aufthürmten. Brigide war bereits auf dem Wege zur Stätte ihres Schicksals. Nun brach an diesem Tage einer jener verheerenden Gewitterstürme los, die die Grundfesten der Erde erzittern machen und der Oberfläche derselben eine andere Gestalt zu geben drohen. Der Tag hatte sich verfinstert

und die Majestät des Blitzes leuchtete als Gottes furchtbare Fackel. Das Gebrüll des Donners jagte alles Lebendige in Furcht und Schrecken, und das Meer bäumte Riesenwellen am Ufer empor und überfluthete es theilweise. Thierri war auf dem Meere beschäftigt, eine unaussprechliche Angst fraß an seiner Seele, und sobald es ihm möglich war, eilte er beflügelten Fußes, neues Unglück ahnend, nach der ihm wohlbekannten Stelle. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht, Brigide lag am Fuße des Felsen — vom Blitz erschlagen. Sie hatte ihren furchtbaren Geliebten endlich an's Herz gepreßt, aber, eine zweite Semele, war sie von der flammenden Majestät desselben vernichtet worden. Jammernd belud sich der treue Schiffer mit der noch warmen Leiche und trug sie mit einer Eile, die ein Uebergebot seiner Kräfte erheischte, in's Kloster. Dort waren die Brüder Pierre und Martin sehr geschickte Aerzte und Chirurgen. Unverzüglich nahmen diese beiden hochherzigen Männer jene Section der Leiche vor, die man den Kaiserschnitt nennt, wodurch die Aerzte die Leibesfrucht einer Schwangern zu retten suchen. Und in der That gelang ihnen das Werk ihrer Christenliebe und Geschicklichkeit so vollkommen, daß sie ein kleines Mädchen zur Welt beförderten, das aber, wie sich zeigte, keine ausgetragene Frucht war. Es hätte noch Wochen lang zu seiner Ausbildung der schützenden Hülle des Mutterschooses be-

durft. Dieses ungeborne Kind, dessen Entstehung und Abstammung mit so höchst merkwürdigen und außerordentlichen Umständen verknüpft ist, steht, wie Sie bereits geahnet haben werden, meine Herren, als Angeklagte vor dem Stuhle des Gerichts. Es ist Vaubourg Fille d'Eclair. Noch gehört zu ihrer Vertheidigung, daß ich das Nöthige über ihren Lebenslauf bis zu dieser Stunde beibringe. Es wird Niemand verwundern, wenn diese Waise, nicht geboren wie andre Menschen, zu früh dem Mutterschoos entnommen, dies Kind einer Geisteswirren, die mit grausiger Gewißheit den Blitz, gleichsam die feuerlichte Herrlichkeit des Herrn, wie sie sich in seinen Wettern auf Augenblicke, unsre schwachen Augen blendend, zeigt, als Erzeuger dieses Kindes angegeben hätte, das Geschöpf, das der Blitz, seine Mutter tödtend, allzufrüh in's Dasein rief, ich sage, man wird nicht darüber erstaunen, wenn dieses Mädchen bald ein ungemeines und seltsames Wesen zeigte. Und doch, bei all' diesen Voraussetzungen, erregte ihre endliche Entwicklung das höchste Erstaunen jedes Psychologen. Ja, meine Herren, wir haben es hier mit einem so außerordentlichen Geschöpf Gottes zu thun, wie noch kein solches vor diesen Schranken gestanden. Meine Erzählung wird in ihrem weitern Verlauf nicht nur an's Fabelhafte grenzen, sondern sie wird so ganz und gar das Gepräge des Wahrscheinlichen verlieren, daß Sie ein Mährchen aus dem

Munde der gefälligen Scheherazade zu vernehmen glauben werden, und doch kann ich alle meine Aussagen als wahr belegen und durch Zeugen, mehr als hundert Zeugen, beweisen.

Die beiden Patres, welche dies seltene Wesen zur Welt gefördert hatten, mußten all' ihre ärztliche Kunst anwenden, um ihm das schwach glimmende Lebenslicht zu erhalten. Dadurch wurde dem Kinde ein unauslöschliches Recht der Dankbarkeit zu Theil, in dessen freier Ausübung man es niemals gestört hat. Es fühlte sich den frommen Vätern des Klosters mehr als andern Menschen verpflichtet, und diese haben das Mädchen stets als ein ihnen von Gott gemachtes Geschenk betrachtet. Man hat sich über diese gegenseitige Verbindlichkeit niemals ausgesprochen, aber man hat sie schweigend anerkannt und ist ihr nachgekommen, und darum ist sie nicht minder gültig, als wenn man sie schriftlich aufgesetzt hätte. Das Kind wurde später, wie früher die Leiche der Mutter desselben, von Thierri Charbon reclamirt, und die betrübte Wittwe erzog es. Nach Jahr und Tag brachte der rüstige Pilot eine Frau in's Haus, die ihm einen Sohn und in einer Reihe von Jahren mehre Kinder schenkte, aber obgleich er so arm war, wie seine Vorfahren, hielt ihn dieser Umstand doch nicht ab, die elternlose Vaubourg ganz wie sein leibliches Kind zu betrachten. So wuchs das Mädchen in demselben Verhältnisse bei Thierri

auf, wie deren Mutter bei dessen Vater aufgewachsen war. Vaubourg hatte aber einen Vortheil mehr: sie war zu gleicher Zeit auch das Kind des Klosters; man vergönnte ihr dort freien Zutritt, unterrichtete sie, und entließ sie niemals unbeschenkt. Keinem der frommen Väter fiel es ein, unfreundlich gegen das arme, schwache Kind zu sein, und Vaubourg wußte die genossene Liebe durch Folgsamkeit, Dankbarkeit und ein stilles, sittsames Betragen zu würdigen und zu schätzen. Es ist nie ein Fall vorgekommen, selbst in den Jahren der Kindheit nicht, wo man unüberlegt handelt, daß sie ihrer Dankbarkeit gegen das Kloster und die Väter nur einen Augenblick vergessen hätte, stets war sie von frommer Ehrfurcht gegen Alles erfüllt, was zum Kloster gehörte. Wie sollte sie nun jetzt als reife Jungfrau sich des gröbsten Verbrechens gegen ihre Wohlthäter und Freunde haben zu Schulden kommen lassen? Doch hören Sie weiter! Vaubourgs körperliche und geistige Ausbildung ging über alle Erfahrung langsam von statten. So lernte sie erst in ihrem neunten Jahre den Gebrauch der Sprache und man hatte sie bis dahin für stumm gehalten; ob sie nun auch reden konnte, vernahm man doch selten ein Wort von ihr, und ihre Mittheilungen beschränkten sich auf das Nothwendigste. Dagegen zeigte sich frühzeitig bei ihr ein starker Hang zur Einsamkeit, der mit den Jahren eher zu- als abnahm. Es ist wahr, sie

hat ganze Nächte allein in der Klosterkirche zugebracht, und es war nicht selten, sie in einem düstern Winkel derselben in sich gekehrt, niedergekauert zu finden, wo sie vielleicht Stunden lang mit nichts beschäftigt, und wie in Schlaf versunken, gesessen hatte. Das Gehen wurde ihr überhaupt sauer, und sie konnte es nicht lange aushalten; ebenso zeigte sie eine entschiedene Gleichgültigkeit gegen Dinge, die Kindern Freude zu machen pflegen. Tage lang nahm sie keine Nahrung zu sich und es kümmerte sie nicht, was sie genoß; eben so hielt sie es mit der Kleidung; sie ging barfuß und barhaupt, ein Röcklein und ein Hemd war ihre Hülle. Aber das Merkwürdigste war die Veränderung ihrer Natur, wenn ein Gewitter am Himmel aufstieg. Dann war sie nicht mehr träge und schläfrig, dann flammte ihr Auge in einem wunderbaren Glanze, ähnlich dem des Blitzes, dann lief sie rasch, wie ein Reh, über Stock und Stein, und eilte auf eine Anhöhe, entweder auf den Thurm des Klosters, wenn sie dahin gelangen konnte, oder auf einen der Berge, wie sie, kaum diesen Namen verdienend, sich vom rechten Ufer der Gironde erheben, oder auf die höchsten Felsen des Ufers, und mehr als einmal haben sie an der Stelle, die für ihr Leben so wichtig ist, todtbringende Blitze umzuckt. Wie seltsam! Diese wahnsinnige Liebe zum Blitz ist auf dies Mädchen von der Mutter übergegangen, und ihre glücklichsten

Stunden sind die, welche ihr vergönnen, mit den Feuern des Himmels zu spielen, wie andre mit Blumen. Damit noch nicht genug. Ihre sonderbare Natur entwickelte sich in immer auffallendern Abnormitäten, und es zeigten sich Erscheinungen an ihr, die ihre Umgebung mit Staunen und Grausen erfüllten. Wenn sie nämlich zuweilen von ihrer Trägheit befallen war, sprach sie, wie im Schlaf, obgleich ihre Augen weit auf waren. Und dann äußerte sie sich über weit entfernte Dinge und Personen nicht anders, als wären ihr dieselben ganz nah, sie wußte von längst vergangenen Begebenheiten zu erzählen, als sei sie dabei gewesen, obgleich durchaus keine Kunde davon zu ihrem Ohr gelangt sein konnte. So deckte sie böse Geheimnisse auf, verhütete manches Unglück, und wenn es galt, etwas Gutes zu bezwecken, war ihr sogar ein Blick in die Zukunft vergönnt. Für die zwecklose Neugierde hatte sie keine Antworten. Jemehr sich dieses innere oder zweite Gesicht bei ihr ausbildete, desto mehr verlor sie den Antheil an der Welt, so wie sie sich ihrem natürlichen Auge darbot. Nur an einen Menschen schloß sie sich mit Innigkeit an, nur für ihn war sie besorgt; dies ist der Sohn ihrer Pflegemutter, der junge Miché Charbon, Pilot, wie sein Vater Thierri Charbon, der ebenfalls seinen Tod in seinem edeln Beruf gefunden. Eben diesen Untergang ihres Pflegevaters hat sie in dunkeln Bildern, die sich den

Gestalten eines Traums vergleichen lassen, so angedeutet, als ob derselbe durch Mörderhand in die Fluthen gestoßen worden sei; doch hat man darüber nichts Näheres von ihr erforschen können. Diese Neigung des wunderbaren Mädchens wird von dem Jünglinge mit schwärmerischer Zärtlichkeit erwiedert, und zwischen beiden besteht eine Liebe, die aber von weit höherer und zärterer Natur ist, als die, welche seinen Vater und ihre Mutter verbunden hatte. Diese Liebe hat, so zu sagen, nichts Irdisches an sich. Sie ist ein Kind höherer Natur und schaut uns mit fremden, geisterhaften Zügen an, die uns eher erbeben machen, als erfreuen können. Sie hat etwas Erkältendes für uns, und wenn uns ihre Sonderbarkeit reizt, so stößt uns ihre Unheimlichkeit zurück. Wir fühlen unsre menschliche Natur bewegt von einem höher begabten Wesen, es weht uns selbst wie bange Gewitterschwüle in der Nähe dieses armen, aber vor Millionen ausgezeichneten Mädchens an. Vaubourgs Aeußerungen ihrer Neigung zu Miché sind eben so ungewöhnlich, wie sie selbst ist. Sie bestehen darin, den Jüngling in ihrem erregten oder inspirirten Zustande aufzusuchen, sobald irgend ein Sturm ihm gefährlich werden könnte. Je weniger Bekleidung sie alsdann trägt, desto schlimmer wird der Sturm, und dann gibt ihr Seherblick ihm genau die Schiffe an, die an jener Küste in Gefahr sind, so wie die Mittel zu ihrer Rettung. Dabei

beschreibt sie mit der größten Genauigkeit die Schiffe, ihre Flaggen und einzelne Personen auf denselben, und niemals hat sie sich in dieser Beziehung noch geirrt. Dadurch ist der wackere Miché schon der Retter vieler Menschenleben nebst Habe und Guts derselben geworden, und er nahm dafür niemals mehr als den festgesetzten Lohn seiner Arbeit, wovon er jedesmal gewissenhaft seinen bestimmten Beitrag in die Kasse der Brüderschaft der Piloten ablieferte. So ist Miché als ein streng rechtschaffener Jüngling bekannt, und die Mutter, die ihn zu so edeln Grundsätzen erzogen, gilt bei allen, die sie kennen, als eine der rechtlichsten Frauen. Wie könnte sie auch anders einen solchen Sohn erzogen haben! Eben so bemerkt man an Vaubourg einen eigenthümlichen Abscheu ihrer Seele vor dem Schlechten und Gemeinen. Ich habe sie in Verzuckungen fallen sehen, als ein zweideutiger Mensch mit ihr sprach, und meine Vermuthung, daß dieses Subject ein geheimer Sünder sei, wurde durch stille Nachforschungen zur Gewißheit. Vaubourg hat in ihrem ganzen Leben niemals eine Handlung begangen, die auch nur an Unzartheit anstreifte. Alle, die sie kennen, geben ihr einstimmig dasselbe Zeugniß. — Ich komme nun zu der Thatsache, wegen welcher Vaubourg vor Gericht steht. Aus dem Gange der Untersuchung hat bereits erhellt, daß sie die eigentliche Retterin des Herrn Lacaze ist. Sie hat diesen Mann ihrem Geliebten

so genau beschrieben, daß Miché Charbon denselben sogleich erkannte; sie hat dem kühnen Piloten die Stelle angezeigt, wo er das bedrängte Schiff finden werde, und er hat die ihm dargereichte Belohnung deshalb ausgeschlagen, weil er gewohnt ist, Vaubourgs innere Anschauungen für Offenbarungen Gottes zu nehmen, und weil, wie ich durch Zeugen beweisen werde, das Mädchen ihm verboten hat, mehr als seinen bestimmten Lohn für die Rettung der Schiffe anzunehmen, die sie ihm durch ihren Sehermund anbefohlen. Man hat das arme Kind an der Pforte eines Weinbergs am frühen Morgen schlafend getroffen, den gestohlnen Beutel in der Hand, den man nachher wirklich bei ihr gefunden. Es war Abends vorher ein Gewitter gewesen, und Vaubourg, dem geheimnißvollen Zuge ihrer Seele folgend, hatte den Thurm des Klosters bestiegen. Jedesmal folgt auf eine so starke Anregung eine starke Abspannung, und gewöhnlich fällt sie einem tiefen Schlaf in die Arme. Ich behaupte, man hat diesen Schlaf, der sie jedenfalls im Kloster selbst überraschte, zu einem zwiefachen Schurkenstreiche benutzt, und die Unglückliche schlafend an jene Pforte getragen, nachdem man ihr den Beutel in die Hand gegeben. Der Dieb oder die Diebe — denn vermuthlich ist mehr als einer gewesen — haben sehr schlau nur den einen Beutel genommen, welchen Herr Lacaze dem jungen Miché geschenkt, und den

andern, den dieser begüterte Kaufmann selbst dem Kloster verehrt, im Tabernaculum liegen lassen, damit Vaubourgs vermeintliche That dadurch einen Anschein von Recht gewinnen möchte, da der Gedanke nahe liegt, Jedermann werde den Grund des Diebstahls in dem Vorgeben finden, das Geld habe eigentlich ihr und ihrer Pflegemutter gehört und sie habe nur ihr von Miché leichtsinnig verschenktes Eigenthum zurückgenommen. Und jene Diebe müssen beide Beutel wohl gekannt und von einander zu unterscheiden gewußt haben. In derselben Nacht erwacht die Wittwe Charbon von einem Geräusch; sie wähnt, es ist die heimkehrende Vaubourg, die ihr Lager sucht, und wirklich verstummt auf ihre Anfrage jenes Geräusch in der Nähe des Lagers. Die Frau schläft wieder ein, und ist sehr verwundert, früh Vaubourgs Bette unberührt zu sehen. Als die Gerichtspersonen kamen, wußte die Frau noch nichts von dem Gelde, das die treulose Schlauheit in ihren Schrein gelegt hatte. Ich frage nun, ist es möglich, ist es nur irgend denkbar, daß ein Wesen, wie Vaubourg Fille d'Eclair, eine gemeine Diebin sein könne, Diebin einer Summe, die sie sich auf die einfachste und rechtlichste Weise verschaffen konnte, wenn sie dem Kaufmann Lacaze entdeckte, daß ihr von seiner Rettung der vorzüglichste Theil zustehe? Kann eine Frau, wie die Wittwe Charbon, die treffliche Mutter eines so trefflichen Sohnes, eine Diebshehlerin sein?

Ich berufe mich auf Ihre Vernunft und Ihr Gefühl, meine Herren!“ —

Alle Zuhörer waren tief ergriffen, eine allgemeine Bewegung that sich zu Vaubourgs Gunsten kund, und Jeder betrachtete das Mädchen mit erhöheter Theilnahme. Sie aber stand still und in sich gekehrt, den Blick nicht empor hebend, und wie es schien, um die Verhandlung über ihre Person ganz unbekümmert. Da trat der Kaufmann Lacaze hervor und sprach: „Meine Rettung ist durch ein Wunder geschehen, und Gott hat sich dieses Wesens dazu bedient. Die den Willen der Gottheit also erfüllte, kann keine gemeine Verbrecherin sein. Ich verbürge mich für Vaubourg Fille d'Eclair, ich zahle dem Kloster die gestohlne Summe noch einmal, und schenke der Angeklagten die Hälfte meines Vermögens. Den königlichen Gerichtshof aber ersuche ich, die moralischen Schlüsse, die der beredte Anwalt derselben hier vorgebracht hat, wohl erwägend und danach entscheidend, um eine Ehrenerklärung des von nun an unter meinen besondern Schutz gestellten Mädchens.“

Ein lang anhaltendes Beifallsjauchzen verschlang die Worte des hochherzigen Mannes, und der Präsident des Gerichtshofes säumte auf dieses nicht lange, die Angeklagte von jeglichem Verdachte des Diebstahls frei zu sprechen. Der Jubel des Volkes stieg, und nur Scheu vor der in Vaubourg wohnenden übernatürlichen Kraft hielt die Menge ab, sie

auf die Schultern zu laden, und im Triumphe davon zu tragen.

Nur einer war nicht von dem allgemeinen Rausche ergriffen, nur einer theilte das Entzücken des Haufens nicht; es war der ihr zunächststehende Miché.

„Nun bist du reich geworden, sehr reich," sprach er wehmüthig, fast schluchzend, „und nun wirst du aus der Hütte meiner Mutter fortziehen in ein großes, schönes Haus und —"

„Still!" unterbrach ihn Vaubourg geheimnißvoll, „meiner Mutter Wiege ist mein Grab. Kümmere dich nicht; ich werde nicht reich. Der den Beutel stahl in jener Nacht vom Hochaltar des Herrn, der wird den Reichthum gewinnen, den mir der gute Mann im grauen Rock mit dem schlicht verschnittenen Haare bestimmte, und den des Mannes dazu; ja, jener Dieb wird Alles stehlen, das Schiff und was darin war, das du gerettet, aber es wird ihm auch nicht frommen, denn der graue schlichte Mann barg in seinem Kopfe einen Gedanken, der schwerer wiegt als das Schiff und das Gut. Er springt heraus der Gedanke und der Kopf springt vom Rumpf; auch des schönen Jünglings Kopf, der für mich sprach. Siehst du dort auf dem Marktplatz! Dort fließt sein Blut — viel Blut — und der Scharfrichter ist jener Gedanke, den der graue Mann mitgebracht über Meer. Ach, Miché, Miché, wär' das Schiff versunken! Siehst du, der das Geld stahl vom Altar,

er stiehlt auch den Altar und die Kirche, — er ist so blutig — ist Abendroth — nein, der Blitz — der rothe Blitz schlägt in das Kloster, Flammen verzehren es — blutige Flammen — der rothe, rothe Erdblitz — mein Vater! Wehe! wehe! es ist mein Vater!“

Mit diesem Schmerzruf sank das Haupt der unglücklichen Seherin an des bebenden Schiffers Hals, ihr starres Auge verglaste sich, ihre Brust hob sich mühsam, ihre Lippen bewegten sich, und stießen zuweilen einzelne schauerliche Worte gewaltsam hervor; die Menschen, die sich herangedrängt, wichen scheu und erschrocken zurück, und nur ein junger, zierlich im Geschmack der neuesten Mode gekleideter Mann von ziemlich windigem Ansehen betrachtete die Arme durch ein Augenglas mit lüsternen Blicken. Ja, er wagte sogar, hinzuzutreten, und die Leidende an der Wange zu berühren. Vaubourg zuckte zusammen, und Miché wies den Zudringlichen mit mürrischen Worten zurück. Der Advokat Gensonné und der Kaufmann Lacaze nahmen dann das Paar in die Mitte und brachten es langsam aus dem Gerichtssaale. Erst in Lacaze's schönem Hause und unter den Händen seiner Gattin erholte sich Vaubourg wieder und kam zum Bewußtsein.

Der junge fremde Mensch, der sich Vaubourg zuletzt genaht und Miché's harte, abweisende Worte mit grinsendem Lächeln hingenommen hatte, drehete sich, sobald der Saal leer war, auf dem Absatz herum, stäubte sich die Schnallenschuhe ab, zupfte an Chemisette und Manschette, ringelte die Toupé's über seine beringten Finger und versah seinen zierlichen Zopf mittels einer Puderquaste, die er aus der Tasche gezogen, mit frischem Puder; dann nahm er sein dreieckiges Hütlein unter den Arm, den schönen Stab in die andere Hand und stolzirte nach der Wohnung des Präsidenten des Gerichtshofes, des Baron St. Laurent. Erschöpft von der Sitzung hatte sich dieser auf sein Ruhebett gestreckt, und ein marternder Husten stieg aus seiner Brust, als der Diener Herrn Valère d'Angeliers aus Paris anmeldete.

„Ich kann Niemand sehen," versetzte der Baron, „ich bin viel zu leidend." Aber der junge Mann stand schon in der Thüre und sagte mit einschmeichelndem Tone: „Nur einen Augenblick, gnädiger Herr, wenn ich höflichst bitten darf. Ich will Ihnen durchaus nicht beschwerlich fallen, aber der Grund meiner Aufwartung ist so dringend, daß diese keinen Aufschub leidet, denn ich komme als der Abgeordnete eines Reuigen, für seine leichtsinnigen jugendlichen Vergehen schwer Büßenden, und er zählt die Minuten, bis ich mit der Friedenspalme, mit Ihrer

Vergebung, gnädiger Herr, die ich ihm zu überbringen gewiß nicht vergebens hoffe, in seine Arme fliege."

„Sie sprechen von meinem Sohne, mein Herr," sagte der Präsident, sich mühsam aufrichtend, „er verdient nicht, daß ich ihn ferner mit diesem Namen beehre. Er ist ein Unwürdiger, mein Herr, und wenn Sie sich Ansprüche auf meine Achtung erwerben wollen, so nennen Sie sich nicht seinen Freund."

„Führwahr, gnädiger Herr, Sie schließen sehr richtig, daß nur ein Freund sich der verzweifelten Sache des Herrn Hauptmann Romain St. Laurent annehmen könne. Aber glauben Sie denn wirklich, daß Ihr Sohn so ganz aller edeln Eigenschaften entbehrte, die ein wahres Freundschaftsbündniß begründen? Dann müßte er nicht Ihr Sohn sein. Mag Romains Leichtsinn Ihre Güte gemißbraucht, mag er, allzusehr auf Ihre väterliche Nachsicht vertrauend, manches Unverantwortliche gethan haben, er besitzt nichts desto weniger ein edles Herz, das sich durch viel treffliche Züge bewährt hat. Ja, ich darf der Wahrheit gemäß behaupten, daß die Aeußerungen seiner Tugenden die Fehltritte seines Leichtsinns weit übertreffen. Freilich ist man nicht zu Ihnen gekommen, Ihren Sohn für die erstern bei Ihnen zu loben — denn sie wurden geräuschlos und nicht vor dem Auge der großen Welt vollbracht — man tadelte nur die letztern; man reichte Ihrem Vaterherzen das Gift und kümmerte sich um keine

Arznei. Gnädiger Herr, Sie sind älter als ich und haben mehr Erfahrungen, soll ich Ihnen also erst sagen, daß das Böse auf Erden mehr in die Augen springt als das Gute? Die Laster gehen in bunten Farben gekleidet, die Tugenden in schlichtem Gewande; jene lieben Lärm und Geschrei, diese die stille Einsamkeit. Alle Augen sind auf einen jungen liebenswürdigen Mann gerichtet, der sich irgend einige Verstöße gegen die hergebrachte, bezopfte und gepuderte Ordnung des alltäglichen Lebens hat zu Schulden kommen lassen, und kein Mensch will daran glauben, daß derselbe Mann auch Handlungen begeht, die der Menschheit zur Zierde gereichen, Niemand will sie kennen, Niemand davon wissen, ja, würden sie bekannt, so glaubt man nicht daran; und ein edles — wenn auch leichtsinniges — Gemüth ist viel zu stolz, seines Werthes sich zu sehr bewußt, als daß es mit Handlungen, die es nur zu seiner Genüge gethan, prunken sollte, um sich damit in die wohlfeile Achtung der Menschen zu kaufen. Nicht doch! Ein leichtsinniger junger Mann, dessen Herz nicht unverdorben ist, stellt wohl seine Fehler zur Schau, auf die man mit Vergrößerungsgläsern blickt, aber er verbirgt seine Tugenden, deren frische Farben am Sonnenlicht des öffentlichen Urtheils verbleichen. Und daß er dies thut, ist gerade der Beweis seines Edelsinns."

„Mein Herr, Sie reden mir von Tugenden, von Edelsinn eines Menschen, der mein eigenes Kind

ist, und der Vater hatte nie Gelegenheit, etwas davon zu bemerken; er weiß im Gegentheil nur von der Verschwendungs-, Vergnügungs- und Raufsucht dieses Sohnes; er weiß nur, daß derselbe ein Verführer der Unschuld, ein Spieler, ein Händelsucher ist, über den sich ganz Paris beschwert, weil er sich ganz Paris auf eine auffallend liederliche Weise bekannt gemacht hat. Ja, mein Herr, es mußte weit kommen, ich mußte jede Hoffnung aufgeben, bis sich mein Vaterherz aufschließen konnte, den einzigen Sohn zu verstoßen und zu enterben. Was reden Sie mir nun von Tugenden! ein bloser Schein davon würde mich strafbar machen."

„Nicht Schein, gnädiger Herr!" rief d'Angeliers wie im edeln Eifer erglühend. „Und wenn der verkannte Romain keine Tugend weiter besäße, so hat er doch die, den Schein zu verachten. Wäre er in dieser Hinsicht weniger gewissenhaft, er würde nicht so unglücklich sein, Ihre Liebe ganz verscherzt zu haben. Aber was seine Bescheidenheit nie über sich vermag, das muß die Freundschaft thun; wo er verkannt und gekränkt in den Hintergrund zurücktritt, da muß ich, der ich mich mit Stolz seinen Freund nenne, handelnd eintreten. Ich kenne Romains Schwächen, aber seine Tugenden sind mir nicht minder bekannt, und diese haben ihn meine Achtung, meine Freundschaft, meine Liebe erworben."

„Ei, so lassen Sie doch hören, mein Herr, und

machen Sie den Vater mit seinem Sohne bekannt.“

„Sie haben Ihren Sohn einen Verschwender genannt, aber Sie haben nicht gewußt, daß er eine Menge Hausarme, edle zurückgekommene Familien, hülfsbedürftige Wittwen und Waisen, verzweiflungsvolle Väter auf dem Siechbette still und heimlich unterstützte, daß er mit seinem Gelde den Hunger stillte, die Thränen trocknete und Freude in das Haus des Kummers trug. Sie nannten ihn einen Raufer, aber Sie wußten nicht, daß sein kühner Muth, jede Frevelthat verabscheuend, den Degen oft zog, um gekränkte Unschuld zu rächen oder zu beschützen, daß er für die Ehre seiner Freunde einstand und sich stets als ein wahrer Edelmann betrug. Sie nannten ihn einen Verführer, aber Sie wußten nicht, daß seine aufopfernde Freundschaft fähig war, die Folgen eines Fehltritts seines Freundes, die diesen in's Unglück stürzen mußten, auf sich zu nehmen, und sich für den Thäter auszugeben, er, der ganz unschuldig war. Ja, gnädiger Herr, ich bin der, welchen er auf diese Weise rettete, und ich sollte ruhig zusehen, wie sein Stolz jeden Schritt, sich in einem bessern Lichte zu zeigen, verabscheut? Er ist leichtsinnig, strafbar, er verdient Ihren Zorn, aber er ist ein Feuerkopf und sein Herz groß und edel. Er weiß nicht, daß ich nach Bordeaux gereist bin, um ihm einen Theil meiner Schuld abzutragen, und

ihm das Herz seines Vaters wieder zu erobern. Wüßte er, daß ich gewagt, ein einziges Wort von den trefflichen Zügen seines Herzens zu erwähnen, ich würde seiner Freundschaft verlustig sein.“

„Mein Herr“, rief der Präsident auf's Höchste erregt, „ein Vaterherz ist leicht zu täuschen. Ich stehe am Rande des Grabes; treiben Sie kein gefährliches Spiel mit mir! Liefern Sie mir Beweise für Ihre Angaben und ich werde die Zukunft meines Sohnes von Neuem in Erwäguug ziehen.“

„Ich war auf Ihre Zweifel gefaßt, und habe mich mit Beweisen versehen. Ganz im Stillen, ohne es Romain weiß werden zu lassen, habe ich diese Dokumente ihm unter der Hand weggestohlen, um sie zu seinem Glück zu benutzen. Er bemerkte es nicht; denn er legte keinen Werth darauf. Lesen Sie diese rührenden Briefe, diese Danksagungen von Leuten, denen er beigestanden. Oft haben sie seinen Namen nicht gewußt und das Blatt seinem Diener aufgedrungen, der ihnen die Unterstützung in's Haus brachte.“

Mit diesen Worten zog der junge Mann eine Menge Papiere von verschiedener Farbe und mit verschiedener Schrift bemalt aus der Tasche, fast alle in Briefform zusammengebrochen und theilweise mit der Adresse des Herrn Romain St. Laurent, Hauptmanns der Musketäre, in Paris versehen.

Der kränkelnde Baron griff begierig nach diesen

Blättern, und sein Auge füllte sich allmälig, während es über die Zeilen hinirrte, mit Thränen. Sein Gegenüber beobachtete ihn scharf.

„Es ist zu viel!“ sagte endlich jener, „so daß mir der Glaube daran schwer wird.“

„Reisen Sie mit mir nach Paris, gnädiger Herr,“ fuhr d'Angeliers feuriger fort, „und erlauben Sie mir, Sie in den Schoos aller dieser Familien zu begleiten. Hören Sie aus dem Munde der Leute, die Ihr leichtsinniger, strafbarer Sohn erquickt und beglückt hat, was ich Ihnen nicht mehr wiederholen werde. Sie sind diese Genugthuung meiner Ehre schuldig, die durch Ihre Zweifel verletzt worden ist.“

„Sie sind ein warmer Anwalt meines Sohnes. Nach Paris zu reisen, bin ich zu schwach. Ich will's verschieben bis zu meiner Genesung, wenn mir Gott solche bescheren will. Sollte er es anders beschlossen haben, so will ich, nach dem, was ich heute gehört, nicht mit Groll im Herzen gegen meinen einzigen Sohn, den ich leider selbst verzogen, vom Leben scheiden. Sollte er mich aber abermals täuschen und Sie — sollte Romain dennoch der sein, für den ich ihn zuletzt gehalten, so sagen Sie ihm, daß er nicht wähnen soll, mit meinem Tode sei jede väterliche Gewalt über ihn erloschen, sagen Sie ihm, eine unheimliche Macht schwebe über ihm, die mich an ihm rächen würde — denn meine Leiden hat der Gram über ihn hervorgerufen und verschlimmert — eine

Macht, von der er nichts ahnet, ein trübes Geheimniß, in das er sich verschlingen muß, wenn er auf bösem Wege fortwandelt; sagen Sie ihm, es sei außer meinem Leben noch ein andres, ihm weit furchtbareres, als das meinige vorhanden, das nach meinem Tode dämonischen Einfluß auf ihn gewinnen würde, wenn er dem Laster ferner ergeben sei; sagen Sie ihm, daß dies gräßliche Leben — doch genug!“ gebot er sich schaudernd. „Er hat die Wahl; meine Verzeihung sollen Sie ihm bringen. Sein Sie bis zu Ihrer Abreise der Gast meines Hauses!“

D'Angeliers sah etwas verdutzt aus; der Mann ihm gegenüber wollte ihm einige Augenblicke lang wie ein Geist bedünken und die letzten Worte desselben wie eine Stimme aus dem Grabe. Doch schüttelte er sich, wie nach einem bösen Traum, und war gleich darauf wieder der Vorige.

Auf dem linken Ufer der Gironde, nicht weit von deren Mündung, liegt inmitten üppiger Weinpflanzungen das Dorf St. Laurent mit seinem alterthümlichen Schlosse. Dieses Gebäude war der Stammsitz der reichen Barone, die ihm den Namen gegeben oder diesen davon empfangen hatten. Ein großer Theil des weit und breit umherliegenden fruchtbaren

Geländes war ihr reines Eigenthum oder ging ihnen zu Lehn, eine kostbare Besitzung.

Im Herbst des Jahres 1788, in dessen Frühsommer die letzterzählten Begebenheiten vorgefallen waren, ritten zwei Reiter, junge, obgleich verlebt aussehende Männer, durch die mit schwallenden Trauben reichlich ausgestatteten Pflanzungen dem im friedlichen Schatten hoher Ulmen versteckten Schlosse zu.

„Ich bitte dich, Romain," sagte der Eine jener luftigen Pariser, der mit so viel Wärme den Sohn des kranken Präsidenten vertheidigt hatte, „ich bitte dich, nimm dich nun endlich zusammen, denke an eine wohlgesetzte, philisterhafte Anrede, die du deinem Vater vorzusagen hast und lege dein Gesicht in würdige Falten, damit du mich nicht Lügen strafst."

„Führwahr," versetzte der Andre, „je näher ich dem alten, ehrwürdigen Stammsitz meiner Familie und dem Krankenbette meines Vaters komme, desto frivoler werden meine Gedanken und sind immer lebhafter mit dem Bilde beschäftigt, welches du mir so oft von der reizenden Prophetin entworfen."

„Nun, ich sagte es ja gleich," lachte d'Angeliers, „ja noch mehr, ich dachte sogleich an dich — und du weißt schon, daß ich als dein wahrer Freund immer erst an dich, eh' an mich selbst denke — wenn irgend noch ein weibliches Wesen deine Uebersättigung zu reizen vermöge, so sei es dies gewiß außerordentliche

Mädchen. Wahrlich du glaubtest schon, es bliebe dir nichts mehr zu genießen übrig, aber das Pikanteste wurde dir aufgespart, und ich war abermals der Glückliche, der diesen Schatz entdecken mußte. Ich brachte dir nicht nur die Verzeihung deines Vaters, die Aufhebung deiner Enterbung, eine neue Summe zur Befriedigung deiner gesteigerten Bedürfnisse, ich brachte dir auch die Gewißheit, hier warte der pikanteste Bissen für deinen entwöhnten Gaumen, und ich gab die Versicherung, der übersättigte Don Juan werde neuen Geschmack und neuen Reiz an den Freuden der Liebe empfinden. — Romain, wenn du je vergessen könntest —“

Der Hauptmann brach in ein wüstes Gelächter aus. „Sind die bösen Geister, die zur Sünde verlocken, auch sentimental?“ rief er. „Wer war denn mein Lehrer in der Kunst zu leben, und wer brachte mir denn Geschmack auch für die Hefen des Freudenbechers bei? Ein gewisser Valère d'Angeliers, der durchtriebenste Spitzbube von ganz Paris. Wer belog meinen braven Vater und betrog ihn mit falschen Dokumenten, zu deren Anfertigung er alle seine zärtlichen Freundinnen anstellte? Derselbe junge Mann, der meines Vaters fette Lämmer mir getreulich verzehren half. Und dieser treffliche Agent meiner Liederlichkeit, der mich in Grund und Boden verdorben, um seine Procente von meinen Sünden zu ziehen, der erinnert mich mit wehmuthschmachten=

der Stimme, daß ich seiner Wohlthaten nicht vergessen möchte.“

Valère stimmte mit in das Lachen ein, und fügte dann hinzu: „Führwar, es war an dir nicht viel zu verderben, und nur dein Uudank kann verkennen, daß ich dich die Kunst des Genusses gelehrt, da du dich erst, bevor ich meine bildende Hand an dich legte, mit der gemeinen Wuth einer täppischen Bauernnatur in den Strudel stürztest, der dich ungeschickten Schwimmer bald auf den Grund gewirbelt haben würde, wäre mein rettender Arm dir nicht stets nahe gewesen. Stets wenn du alle Hülfsquellen erschöpft wähntest, und dich der tödtlichen Abspannung einer nüchternen Verzweiflung hingabst, schaffte ich neue Mittel; ich söhnte dich mit deinem höchst aufgebrachten Vater aus; ich verschaffte dir dein Erbe wieder. Und jetzt, wo du die angenehmsten Aussichten hast, eben wo ich bedacht bin, dir neue Genüsse zu bereiten, wozu dir die Mittel vielleicht bald werden — —“

„Scherz bei Seite, Valère!“ fiel der Hauptmann dem gewandten Schwätzer in's Wort. „Ich wollte, ich könnte mit meiner wahrhaften und aufrichtigen Besserung das Leben und die Gesundheit meines Vaters erkaufen. Ich schäme mich jetzt im Angesicht des väterlichen Schlosses gar nicht mehr, was in Paris noch der Fall war, daß meines Vaters herzlicher Wunsch, mich an seinem Krankenlager zu

sehen, mir mit den hörbaren Worten seines Mundes zu vergeben, seine Hände segnend auf mein Haupt zu legen, mich tief und mächtig ergriffen, und, eben weil ich diese Vergebung nicht verdiene, dieses Segens unwürdig bin, den festen Vorsatz in mir hervorgerufen habe, durch wahre Reue und Besserung meinen Vater zu erfreuen, und sein Vertrauen in mich zu rechtfertigen. Wenn du nun wirklich mein Freund bist, wie du mich so oft versichert hast, so wirst du deine Handlungsweise nach meinen Vorsätzen einzurichten wissen."

Valère lächelte höhnisch in sich hinein, und pfiff, statt aller Antwort, ein lustiges Lied leise vor sich hin.

„Was lächelst du?" rief Romain ärgerlich.

„Ich dachte eben daran, daß du vor wenigen Minuten bemerktest, je näher dem Krankenbette deines Vaters, desto frivoler würden deine auf das von mir dir gelieferte Bild der reizenden Prophetin gerichteten Gedanken, und wahrlich eine Prophetin von so wunderbarem Charakter und noch wunderbarerer Schönheit ist schon ein Gegenstand, der die frömmsten Gedanken etwas in Unordnung bringen kann; denn wie ich eben höre, sind deine Gedanken erstaunlich fromm."

„Ich glaube fast, du bist ein Stück vom Satan, der mich am Strick hält!" rief Romain verdrießlich und spornte sein Pferd an. In wenigen Minuten hielten beide im Schloßhof. Das alterthümliche

Haus schien öde und leer. Ein alter schwarzgekleideter Diener keuchte mühsam herbei, und betrachtete die jungen Ankömmlinge mit einem trübseligen Blick.

„Wie befindet sich mein Vater, Battiste?“ rief ihm der Hauptmann zu.

„Wohl, sehr wohl!“ entgegnete der Alte eintönig.

„In welchem Zimmer treff' ich ihn?“

„Er ist nicht mehr im Schlosse.“

„Nicht mehr im Schlosse? Wo ist er? So sprich!“

„Im Kloster drüben. In der Kirche dort werden Sie finden, was noch von ihm übrig ist. In der verwichenen Nacht haben die Mönche seine Leiche mit Fackeln über den Fluß geführt. Es war ein prächtiger Anblick.“

„Weh mir! mein Vater ist todt!“ rief der Hauptmann erschüttert.

„Ja, und Sie sind nun Herr und Gebieter dieses Schlosses,“ sprach der Diener in seiner unerschütterlichen Gleichgültigkeit.

„Und ich bin so glücklich, der Erste zu sein, der dem Herrn von St. Laurent die Glückwünsche darbringt,“ sagte Valère mit wenig verhehlter Freude über die ihm günstige Wendung der Dinge.

Romain trat von Gefühlen, die seiner Brust zeither fremd geblieben waren, mächtig bestürmt, in das Stammhaus seiner Väter und schritt stumm durch die öden Hallen, aber der hinter ihm ging, sorgte schon dafür, daß, eh' der Abend kam, Romain sich

seiner kindischen Rührung schämte. Die beiden Freunde fanden die Keller voll der ältesten, trefflichlichsten Weine, und der überraschte und entzückte Herr des Schlosses beeilte sich, Gebrauch von den entdeckten Schätzen zu machen. Und nun pries er sich glücklich, den Mann als Gesellschafter bei sich zu haben, an den er sich seit Jahren gewöhnt, und der mit der feinsten Kennerzunge die Weine durchkostete und die edelsten bezeichnete. Eh' ein Paar Stunden vergangen waren, wußte Romain nicht mehr, daß ihm jemals ein besserer Vorsatz durch die Seele gegangen war, ja er erinnerte sich kaum, daß er je einen Vater besessen, der in ihm eine Sinnesänderung hervorgerufen, und das einzige Gefühl, das ihn beherrschte, war die trunkene Seligkeit, aller Bande ledig zu sein, und sich ungehindert allen Vergnügungen und Genüssen hingeben zu können, zu deren Erlangung ihm seine jetzige Lage alle wünschenswerthen Mittel darbot. In diesem Entzücken umarmte er Valère einmal über das andere und rief: Was wär ich jetzt ohne dich! Ein einsamer elender Mensch, der nicht wüßte, wie er ein Glas Wein mit Vergnügen trinken könnte. Allein hat mir noch nie ein Tropfen geschmeckt. Du wirst der Schöpfer meiner künftigen Freuden werden; wie du der meiner vergangenen gewesen bist; du wirst die Welt um mich erst bevölkern. Ich sehe ein, wie unentbehrlich du mir bist."

Valère erwiederte die Umarmung mit gleicher Inbrunst, und das alte Siegel einer Flasche brach um das neue Siegel dieses Bundes zu befestigen.

In dieser fröhlichen Stimmung fanden sie es etwas unbequem, daß Battiste, der alte Kammerdiener des verstorbenen Präsidenten, sein griesgrämliches Gesicht zwischen sie schob und den jungen Gebieter in einem widrigen, näselnden Ton daran erinnerte, daß gegen zehn Uhr das feierliche Todtenamt über der Leiche des seligen Herrn im Kloster beginnen werde, und daß man aufbrechen müsse, wenn man nicht zu spät kommen wolle. Diesem ernsten Gange ließ sich unmöglich ausweichen, und etwas abgekühlt, machten sich die beiden Freunde mit dem alten Diener auf den Weg. Die Nacht war plötzlich dicht und schwarz hereingebrochen, und der mächtige Strom rauschte, hoch gehend, unheimlich vorüber.

„Ich glaube fast, wir bekommen Sturm und Gewitter in dieser Nacht," bemerkte Valère ängstlich; Romain schwieg, und das widrige Gesicht Battiste's nickte bejahend ernst.

„Wenn nur die fatale Partie in dem Kloster vorüber wäre," fuhr d'Angeliers fort, „und wir säßen wieder zu Hause in unserm bequemen Schlosse. Da könnte man die Fenster verschließen und einige volle Flaschen vor sich auf den Tisch stellen; denn ich kann nicht läugnen, daß Gewitter mir immer ein

sehr unbehagliches Gefühl erzeugen. Dazu kommt, daß ein Kloster mir stets ein unheimlicher Ort gewesen ist, der sich zur Mitternacht und bei Gewittersturm nicht besser für mich machen wird."

„Ich seh' immer mehr ein, welch' ein Heldengeist dich beseelt," lachte Romain höhnisch. „Solltest du nicht auch einigen Respekt vor Gespenstern haben?"

„Ich bitte dich um Gotteswillen, Freund, sprich nicht so frivol!" rief der Glücksritter mit zitternder Stimme. „Wir müssen jetzt über das Wasser; der Strom ist ja so breit, daß man das jenseitige Ufer gar nicht mehr erkennen kann, und Gott weiß wie tief! Es könnte uns ein Unglück begegnen. Man muß das Schicksal nicht herausfordern. O wollte der Himmel, wir wären mit heiler Haut über den Strom und auch wieder herüber!"

„Beruhigen Sie sich deshalb, mein Herr," tröstete der alte Diener den Winselnden. „Wir vertrauen uns einem sichern Fährmann an, einem erfahrenen Mann, der den Strom und das Meer an der Küste kennt, wie ich meine Schlafmütze. Da hält schon mein alter Freund Chervais und wartet auf uns. Guten Abend, alte Wasserratte! Was haltet Ihr von der bevorstehenden Nacht?"

„Der da oben wird Euch bald selbst antworten," versetzte der alte Schiffer. „Doch fürchtet Euch nicht, junger Herr! Ich sehe, daß Ihr unruhig seid. Mir ist in den ärgsten Stürmen noch kein Unglück begeg-

net, und ich bin so alt geworden. Wenn's zu arg wird, könnt Ihr auch im Kloster bleiben. Die Herren Patres sind gastfreie Leute, und der Bruder Koch ist mein absonderlicher Freund, bei dem ich Euch gern unterbringen will."

„Nein! nein!" rief d'Angeliers. „Wir müssen wieder nach Hause, sobald die Feierlichkeit vorüber ist. Nicht wahr, St. Laurent?"

„Jetzt wäre gut für dich, wenn die Wetterprophetin da wäre, die ihren Vater für nichts geringeres ausgibt, als den Blitz selbst," sagte der Hauptmann höhnisch lachend; „sie könnte dir Aufschluß geben über das Schicksal der nächsten Stunden, und bei ihrem gnädigen Herrn Vater vielleicht gar ein gütiges Wort für dich einlegen. Weißt du was, mein Junge, bewirb dich — da du doch so großen Respekt vor Sturm und Wetter hast — um die Gunst dieser Dame von so hoher feuriger Abkunft. Wenn du in die Verwandtschaft kommst, so hast du natürlich von Vater und Vetter nichts zu fürchten. Das Götterkind — man könnte sie eine Schwester des Bacchus nennen, und auch in dieser Beziehung würdest du dich gut zur Sippschaft passen — lebt ja wohl in der hiesigen Gegend?"

„Haben Ew. Gnaden auch von der verrückten Dirne gehört?" fragte der alte Fährmann pfiffig lächelnd, indem er vom Ufer abstieß. „Sie ist in mei-

nem Dorfe zu Hause und ich habe sie ungeboren gekannt.“

„Das ist interessant!“ rief St. Laurent. Du kannst dir die Materialien zur Jugendgeschichte dieser großen Prophetin von diesem Graubart geben lassen, Valère, und sie einem Pariser Journalisten verkaufen.“

„Ich kenne sie schon aus besserm Munde.“

„Du hast recht. Aber was mag aus dem seltsamen Mädchen geworden sein, seit du ihrer glänzenden Freisprechung beiwohntest? Sag' an, Alter, deine prophetische Landsmännin ist wohl nach Bordeaux gezogen zu dem reichen Weinhändler, dessen galanter Großmuth sie so viel Reichthum verdankte?“

„Ja, wenn sie eine kluge Person gewesen wäre, hätte sie wohl das gethan, und ihr Schifflein in's beste Fahrwasser gebracht, das jemals einem Menschen vor der Nase hinströmt; aber sie ist ja eben verrückt. Das meiste von dem Gelde hat sie den Kindern des Kaufmanns Lacaze wieder geschenkt; die größere Summe, die ihr annoch verblieb, in's Kloster gestiftet zu einer Seelenmesse für ihre Mutter und für sich selbst; denn sie behauptet steif und fest, sie werde auch nicht lange mehr laufen, und es wäre nicht sonderlich Schade, wenn diese Prophezeihung einträfe. Dann hat sie ihrer Pflegemutter ein schönes Stück Feld mit Weinberg gekauft und das Häuschen derselben leidlich einrichten lassen. Sie selbst aber ist nicht hineingezogen, sondern hat sich durch

den Einfluß ihres Beschützers, des Kaufmanns Lacaze in Bordeaux, eine Wohnung nach ihrem eignen verrückten Geschmack zu verschaffen gewußt. Ich möchte wetten, keiner von den Herren wird rathen, welch' ein Logis sie bezogen hat."

„Doch nicht etwa bei den Mönchen im Kloster?" fragte St. Laurent lachend.

„Das wäre keineswegs so dumm. Nein, gnädiger Herr, für so klug dürft Ihr dies Geschöpf nicht halten. Auf den Leuchtthurm Corduan ist sie gezogen, dort bewohnt sie das oberste Zimmer am Feuerkorbe. Herr Lacaze, der vergeblich alles aufbot, um sie von diesem abenteuerlichen Entschluß abzuhalten, hat endlich auf dem Thurme alles zu ihrer Bequemlichkeit Nöthige herstellen lassen. Und was für einen Grund gab sie an für die Wahl dieses Wohnorts? Keinem Menschen fällt solcher Unsinn im Traume ein. Damit sie ihrem Vater, dem Blitze, näher sei, wenn er komme, sie zu besuchen. Der Thurm sei der höchste Ort in der ganzen Gegend, und sie brauche, wohne sie dort oben, nicht mehr auf die Hügel zu laufen, und die Felsen und den Klosterthurm zu erklettern."

„Ich muß gestehen," sagte der Baron, „je mehr ich von diesem Mädchen höre, desto interessanter wird sie mir. Und schön ist sie auch, nicht wahr, Alter?"

Im Ton dieser Frage lag so viel Lüsternes, daß

der alte Schlaukopf Chervais sogleich wußte, wie er mit dem jungen Edelmanne daran war. Auch hatte er früher schon manches von Romains dissolutem Leben durch die Güte seines Freundes Battiste vernommen. Er versetzte deshalb sogleich pfiffig: „Das will ich meinen, gnädiger Herr! Ein ausgesuchter Bissen Weiberfleisch, wie man ihn nicht alle Tage zu kosten bekömmt. Der Tölpel, Miché Charbon, ihr Ziehbruder, ist wahrlich zu beneiden.“

„Wie so? Weshalb?“

„Er wird das schöne Kind zur Frau haben. Anfangs hat sie nicht gewollt und sich widersetzt, vorschützend, sie betrachte ihn als ihren Bruder und könne ihn nicht heirathen; sie sei überhaupt nicht bestimmt, eines Mannes eheliches Weib zu sein, und was dergleichen Ausflüchte mehr sind, die ein Mädchen macht, wenn sie nicht will. Sie haben ihr aber keine Ruhe gelassen, der Miché, ein zudringlicher Bursch, wie keiner im Dorfe, und seine Mutter, die hochmüthige Närrin, hinter die er sich gesteckt. Und als sie dem armen Kinde so zugesetzt, hat sie endlich ja gesagt, und so wird nächstens Hochzeit sein, und der Miché durch Vermittlung des Herrn Lacaze Oberaufseher des Leuchtthurms werden, und hinauf ziehen zu seiner jungen Frau.“

„Hör', Alter,“ sagte Romain nach einigem Nachdenken, „es liegt mir daran, daß aus dieser Hochzeit nichts wird. Verstehst du mich? Und wir thuen ja

damit dem Mädchen einen Gefallen. Du scheinst mir der rechte Mann dazu zu sein. Auf Unterstützung und Erkenntlichkeit von meiner Seite hast du zu rechnen. Wir sprechen schon noch mehr darüber.“

Unter diesem Gespräche waren sie am jenseitigen Ufer angelangt. Dort erwartete sie ein Wagen, der sie nach dem Kloster brachte, von dessen Thurm ihnen feierliches Geläute entgegenhallte. Sie wurden in den düstern Mauern schweigend von einigen Vorgesetzten des Dorfes empfangen. Die Kirche strahlte von Lichtglanz und war überfüllt von Landleuten aus der Umgegend weit und breit, Schiffern, Fischern, Weingärtnern, meist Unterthanen des Verstorbenen, und jeden Augenblick trafen neue Haufen ein, angezogen von der Feier dieser Nacht. Es war ein ergreifender Moment, als die hohen schweren Thüren der Kirche sich vor dem jetzigen Schirmherrn des Klosters — denn das war Romain St. Laurent durch den Tod seines Vaters geworden — öffneten, und sämmtliche Mönche, den Prior an der Spitze, ihn mit einem hohlen, schier schauerlichen „Salve!“ begrüßten, während die sich drängende Menge in der Kirche plötzlich wie erstarrt war, und das Knistern der hohen Kerzen außerdem als einziges Geräusch gehört wurde. Romains Augen fielen von den frommen Vätern auf den hohen, im Hintergrunde der Kirche, dem Hochaltar gegenüber aufgerichteten, prächtigen Katafalk, auf welchem, von

menschenhohen Kerzen umloht, die Leiche seines Vaters lag. In diesem Augenblicke trat aus der Schaar der Mönche ein imposanter Greis auf ihn zu, faßte ihn stumm bei der Hand und führte ihn die Stufen des Katafalks hinauf an die reich geschmückte Leiche. In der hohen, aber von der Last der Jahre gebeugten Gestalt drückte sich eine schier schauerliche Ansprache an Ehrfurcht gebieterisch aus; athletische Formen hatten — das zeigte sich deutlich — der vernichtenden Macht der Zeit und dem zermalmenden Fußtritt der Jahre eine längere als gewöhnliche Frist getrotzt und schienen dies erzwungene Recht auf Leben und Sein noch nicht bald aufgeben zu wollen. Ein Haar, so weiß, wie die gebleichte Wolle des Flachses, lockte sich von seinem Kinn auf die an Farbe mit ihm wetteifernde Ordenskleidung, während der Scheitel kahl war; die Falten des gesenkten Kopfes standen grau und verwittert, jede einzelne wie eine Ruine, und in jeder derselben schien ein schlafen gegangenes Zeitalter begraben, während das lebendige Auge über dem Ganzen wachte, wie der Geist Gottes über die Geschichte. Es war Romain, als habe ihn das vergangene Jahrhundert mit seiner steinernen Hand ergriffen; und schaudernd mußte er unwillkührlich an den ewigen Juden denken. Aber er folgte, wie von einer geheimen Macht unwiderstehlich fortgerissen, dem seltsamen Führer.

Sie standen vor dem Todten, dessen Antlitz von

der ruhigen Milde göttlichen Friedens umflossen war.

„Romain St. Laureut,“ sprach der greise Mönch, „dein Vater wartete auf dich, er wollte ein heiliges Versprechen aus deinem Munde und aus deiner Hand mit hinübernehmen, aber der Tod war schneller als du. — Da, als ich ganz allein an seinem Sterbebette stand, nahm er mir scheidend das Gelöbniß in seiner Hand ab, daß ich dich an seine Leiche führen und daß du hier, im Angesicht Gottes, schwören solltest, auf den Namen St. Laurent keine Schande zu häufen, der Unschuld zu schonen, deine Leidenschaften zu bändigen, und dein Leben ferner der Ausübung aller der ritterlichen Tugenden zu widmen, wodurch das Geschlecht, dem entsprungen zu sein du das Glück hast, stets so glänzend ausgezeichnet war. Dein Vater hat mir sterbend die Vollmacht gegeben, diesen heiligen Eid dich hier schwören zu lassen. Ueber mich fuhr der vernichtende Hauch hinweg, der ihn dahin raffte, damit ich deinen Schwur statt seiner vernehmen und wachen solle, ob du gewillt seiest, ihn zu halten. Denn sieh, ich gehöre dem Tode mehr an, als dem Leben. Vor einigen Monaten legte ich mein hundertstes Jahr zurück; für mich gibt es nichts Irdisches mehr, als dieser müde Leib, und ich habe hier nichts weiter zu vollbringen, als der Bote deines Vaters zu sein. Denn du mußt wissen, daß ich Zeit meines langen Lebens dem berühmten tu=

gendhaften Hause St. Laurent mit unverbrüchlicher Treue angehangen, und daß seine Interessen stets auch die meinigen waren. Darum schwöre mir nun und deinem Vater, was wir von dir verlangen, und was der Ehre des Hauses St. Laurent würdig ist."

Romain hatte, um sich der unangenehmen Gefühle zu erwehren, die ihn während der Rede des Hundertjährigen beschlichen, seine Augen auf die zahlreiche Versammlung in der Kirche gleiten lassen. Da sah er plötzlich Valère mit dem alten Schiffer Chervais im eifrigen Gespräch zu den Füßen des Katafalk, und verstand sogleich den bedeutungsvollen Wink, dem der erstere, als ihre Blicke sich begegneten, ihm zuwarf. Er wußte, daß Vaubourg Fille d'Eclair in der Kirche war. Ein Geist schien es ihm zugeflüstert zu haben, aber kein guter. Die Worte des alten Mönchs waren von diesem Moment an nur inhaltleerer Schall für ihn; unstät irrte sein Auge in den überfüllten Räumen der Kirche umher, an den von Lichtglanz übergossenen Köpfen hin, um die Wunderbare heraus zu finden. In jeder schönen Gestalt glaubte er sie zu erkennen, und wenn er die nächste sah, verwarf er seine frühere Meinung. Begierde und Ungeduld marterten ihn gleich stark. Als daher der alte Klosterbruder schwieg, antwortete er kurz: „Erlaubt mir, hochwürdiger Vater, diese mir sehr angenehme Unterhaltung ein ander Mal fortzusetzen. Ihr seht, daß man auf uns wartet. Wir

finden schon nächstens Gelegenheit, uns gegenseitig darüber auszusprechen. Jetzt aber wollen wir davon abbrechen, um die guten Leute nicht ungeduldig zu machen.“

Mit diesen Worten war er die Stufen hinab und bei Valère.

„Sie ist da,“ flüsterte ihm dieser sogleich hastig zu.

„Ich weiß es.“

„Hast du sie schon gesehn?“

„Hundert Mal, in jedem schönen Gesicht. Aber die rechte zeig' mir. Wo ist sie?“

„Geh' mit dem alten Schiffer. Der weiß, wo sie steht. Er hat sie zuerst bemerkt.“

Der hundertjährige Greis hatte dem davon eilenden Jüngling einen Blick des tiefsten Unwillens nachgeschickt, seufzend seine Hand auf die der Leiche gelegt und war langsam herabgestiegen, sich unter die Brüder zu mischen. Sogleich begann die Orgel ihre feierlichen Töne durch die wiederhallenden Wölbungen der Kirche zu versenden, und das Hochamt hatte seinen Anfang, indem die Mönche einen jener gewaltigen Gesänge anstimmten, die markerschütternd in der Seele ungewöhnliche Gefühle hervorrufen. Heilige Andacht ergriff die Gemüther, und als der Priester vor den Altar trat, sank die Menge still schluchzend auf die Kniee. Der Verstorbene war von Allen geliebt worden; er war ein sorgender Vater

seiner Unterthanen gewesen, ein allzunachsichtiger seines einzigen Sohnes. Darum betete Alles inbrünstig für das Heil seiner Seele, nur sein einziger Sohn nicht. Romain stand mit Chervais im tiefen Schatten einer Säule, und der alte Fischer deutete grinsend auf eine kleine Gestalt, die im hintersten Winkel einer Treppennische kniete, und die Stufen der aufwärtsführenden Treppe zum Betpult erkohren hatte. Sie schien in die tiefste Anschauung des Gebets versunken. Nur der letzte Lichtstrahl zuckte noch dämmernd über die eine Wange, während die andre von Nacht umhüllt war. Auch war sie dem flammenden Auge des Baron nicht einmal mit der ganzen Hälfte zugekehrt. Doch was er sah, entzückte ihn und beflügelte die Pulsschläge seines begehrlichen Herzens. Die glühende Andacht der Beterin wagte er indessen nicht zu stören; er begnügte sich damit, sie anzuschauen und ihr die kleinste Bewegung abzulauschen; zuletzt war er in ihren Anblick versunken, wie sie in ihr Gebet.

Die heilige Handlung hatte während dieser Zeit ungestört ihren Verlauf gehabt, und viele der imposanten Gebräuche, die der katholische Kultus als Todtenopfer vorschreibt, waren mit großem Pomp begangen worden. Da wurde Romain plötzlich am Rocke gezupft. Verwundert sah er sich um. Valère flüsterte ihm zu: „Der alte Pater Antoine hat zu wiederholtenmalen nach dir gefragt.“ Der Baron

schlug die Augen auf, und erblickte den hundertjährigen Greis wieder oben auf dem Katafalk neben der Leiche, der er eben unter hochheiligen Gesängen die letzten Weihen mit Wedel und Krucifix gab. Dort oben stand die marmorne Gestalt, die verkörperte Vergangenheit, auf dem Throne des abgestorbenen Lebens, von Lichtglanz umflossen, wie von der Glorie einer höhern Welt. Romain schauderte unwillkührlich. „Was will doch dieser Alte von mir?“ sprach er ärgerlich. „Ich mag nichts von ihm. Er ist mir zuwider, ja verhaßt. Er soll mich lassen. Ich will nichts mit ihm zu schaffen haben. Sag' ihm, mir sei übel und weh geworden; die feierliche Todtenmesse für die Seele meines Vaters habe mich zu sehr angegriffen. Sag' ihm, was du willst, du weißt ja das besser als ich. Du hast ja auch mit meinem Vater gesprochen. Nur mich soll er ungehudelt lassen.“

In diesem Augenblick wurden die Kerzen der Kirche plötzlich durch einen grellen Blitzstrahl verdunkelt, der als eine ungeheure feurige Lohe durch die Fenster hereinbrach.

„Beschütze mich, allbarmherziger Gott!“ stammelten Vallière's bleiche Lippen, und an allen Gliedern zitternd, stürzte er auf die Knie, gleich den Uebrigen zu beten. „Ach, Romain,“ fuhr er weinerlich fort, „ich kann den alten, heiligen Mann nicht belügen; ich habe ja deinen Vater belogen, abscheulich belo-

gen und betrogen! Und nun liegt er dort im Sarge und weiß es, wie schlecht ich an ihm und auch an dir gehandelt habe, und schickt sicherlich das entsetzliche Gewitter, um mich zu bestrafen, zu vernichten. Romain! du willst mich verlassen? Ich beschwöre dich, bleibe! Ich will dir Alles bekennen. Bleibe und höre mich! Vergib mir! Ich will auch deinem todten Vater Alles abbitten. Nur verlaß mich nicht, Romain!"

So wie der Blitz vorüber war, erhob sich Vaubourg schnell und stieg mit behenden Schritten die Stufen der Treppe hinauf, an deren untersten sie eben gebetet hatte. Romain folgte ihr sogleich, wie von einer bösen Gewalt nachgezogen. Valère erklimmte winzelnd und weinend auf allen Vieren die steinernen Stiegen ebenfalls.

Vaubourg trat hinaus auf die Gallerie des Thurmkranzes. Ihr braunes Lockenhaar und ihr Röcklein flatterten im Winde. Langsamen Schrittes wandelte sie an der Brüstung hin bis an die Seite, wo das Gewitter stand. Dort richtete sie den Kopf und breitete die Arme aufwärts, und seltsame schauerliche Töne entquollen ihrer Brust. Es war nicht Gesang, es war nicht Rede, es waren keine Klage- und keine Freudenlaute, ein wunderliches Gemisch von allen, aber wenn auch unverständlich, doch herzergreifend, seelenerschütternd. Bald umzuckte sie ein fahler Blitz und wob ihr einen Glorienschein in

das Haar, und der Donner schien ihr eine kräftige Dankrede zu halten; Vaubourg verdoppelte die Töne der Begeisterung, die ihrer Brust entquollen, ein höherer fremdartiger Lebensstrom. Da spielten Blitze um ihr Haupt, als wenn feurige Bänder sie umflatterten. Endlich sank sie wieder in die Knie und betete inbrünstig. Halblaute Worte fächelten über ihre Lippen, dazwischen zuweilen ein leiser Schrei und auch wieder einzelne jener wunderbaren Töne, und der Glanz der Blitze schien ihr alles vom Munde wegzuzehren.

Dem Baron entging kein einziger Laut. Lauernd mit gespanntem Ohr, mit angestrengtem Auge stand er nur einen Schritt von ihr an der Brüstung tief in Nacht gehüllt, und wartete gierig auf die aufzischende Blitzesfackel, die ihm die herrliche Gestalt der Beterin enthüllen sollte, und so oft es geschah, bemächtigten sich seine Blicke wilder und tyrannischer derselben und sogen sich fest und fester an sie. Endlich trat er ganz heran und flüsterte ihr zu: „Warum betest du denn so inbrünstig für den verstorbenen Schloßherrn? Sieh, der Lebende steht vor dir, und wird dich mit mehr Gnade überhäufen, als der Verstorbene je gethan.“

„Ei, erkennst du mich denn nicht?“ versetzte Vaubourg mit einem heimlichen, vertraulichen Ton, der Romain überraschte und befremdete. „Der in's Vaterland Heimgekehrte war mir so nah verwandt.

Der rothe Blitz, der sein Haus vernichtet, war ja mein irdischer Vater, und der Sturm, den er selbst thörichter Weise heraufschwor, meine Mutter. Hat er dir's nicht gesagt der steinerne Alte? Denn der Herr ist nur halb gestorben, und die andre Hälfte betet noch und spricht noch scharfe Urtheile. Du und ich, wir sind ja auch Theile des alten, weißgewordenen Schicksals, des uralten, großen Frevlers. Drum komm an mein Herz, du mein Unglücksbruder!"

Der Baron, von den in wunderbaren Bildern und Wendungen geheimnißvoll sich ergehenden Reden des Mädchens und seiner immer gewaltiger aufglühenden Leidenschaft befangen, ließ sich dieses erwünschte Entgegenkommen gern gefallen, und glitt in die ausgebreiteten Arme Vaubourgs, ihren Mund mit einem fieberischen Kusse entweihend. Aber kaum hatte er sie berührt und mit männlich starken Armen heftig umschlungen, als sie gewaltig aufschrie: „Wehe! wehe! Du bist so falsch, so verderbenschwanger wie der rothe Blitz! Du bist die trübe Erdflamme, die aus dem Berge aufloht. Fort, fort, Gräßlicher, du versenkst mich! Es hilft dir nichts, der rothe Blitz wird dich fressen und dein Blut trinken. Laß mich! der Alte wartet schon mit dem Beil auf dich!"

Aber der Leidenschaftglühende hörte weder auf das prophetische Angstgestöhn des Mädchens, noch

auf den Jammerruf d'Angeliers, der endlich auch die Höhe des Thurmkranzes erreicht hatte, und laut schrie: „Romain, schütze mich! Der Todte verfolgt mich mit dem rächenden Blitz! Komm mit mir fort aus dem Kloster! Laß das Mädchen! Sie ist in Wahrheit des Blitzes Tochter. Ich sterbe vor Furcht und Entsetzen.“

Noch andre Stimmen wurden in der schauerlichen Finsterniß laut. Es gab ein Gezänke, und man konnte Miché's herzhafte Kraftworte von den Scheltenden des alten Chervais und den Flüchen des Klosterkochs unterscheiden. Diesem wilden Durcheinanderschreien machte eine aus der nächsten schwarzen Wolke auf den Klosterthurm herabschießende Blitzesschlange ein plötzliches Ende. Zischend fuhr sie an der Spitze hernieder und bohrte ihre feurige Zunge zündend in das Dach, lief an diesem hinab und sprang über den Kranz, auf welchem die unfriedliche und leidenschaftliche Versammlung geblendet verstummte. Romain war, er wußte nicht wie, weit von Vaubourg weggeschleudert und sein Kopf war in höchst schmerzhafte Berührung mit der steinernen Brustwehr gekommen; die Andern waren über einander hingestürzt. Valère war der Erste, der wieder laut wurde, indem er weinend klagte, daß er vom Blitz getroffen worden sei. Einige Augenblicke darauf wurde es anhaltend hell um sie, die Betäubung wich einem neuen Schrecken. Aus dem Dache des

Thurmes schlugen lichte Flammen empor. Unten ertönte jetzt wildes, verworrenes Geschrei; heulend stürzte das Volk aus der Kirche, ein gräßliches Getümmel brach los, eine unbeschreibliche Verwirrung. Einige wollten auf den Thurm, Andre hinab. Miché hatte Vaubourg ergriffen und rettete sie auf seinen Armen aus der wachsenden Bedrängniß. Der Klosterkoch bemächtigte sich, auf Chervais dringendes Ersuchen, des trostlosen Valère, während der alte Schiffer den Baron sicher in Jerome's abgelegene Zelle brachte. Alles eilte zur Rettung des brennenden Thurms.

Die Schwüle des Sommertags verkühlte sich in den dichter und dunkler werdenden Schleier des Abends. Das Meer kräuselte sich spielend zu den Füßen der Felsen und netzte nur leicht den Sand des flachen Ufers. Die Fischerbarken und die Böte der Piloten zogen schaukelnd heim, wurden angekettet und lagen dann ruhig. Unter den Bewohnern des Dörfchens war eine ungewöhnliche Beweglichkeit. Man sah junge Dirnen mit Laub und Blumen herbei eilen; andre flochten auf einem nahen Hügel Kränze, und die jungen Piloten begannen allmälig ihre Fahrzeuge mit diesen Blumengewinden und

Bändern zu schmücken. Das kleine weiße Häuschen der Familie Charbon hatte ein feierliches Ansehen und die Besitzerin desselben empfing, besser gekleidet, als an Werktagen zu geschehen pflegte, mehr Besuch in einer Stunde, als sonst eine ganze Woche lang. Es hätte keinem Fremden lange zweifelhaft bleiben können, was hier vorgehe; denn jeder Bewohner des Dörfchens würde sich mit Vergnügen zu erzählen beeilt haben, daß der morgende Sonntag der Hochzeittag Miché Charbons mit Vaubourg Fille d'Eclair sein werde, und man alle diese feierlichen Anstalten zu Ehren dieses Paars treffe; und so hätte ein Unkundiger auch erfahren können, daß viel vornehme Gäste von Bordeaux noch diesen Abend erwartet würden, der reiche Kaufmann, der die arme Vaubourg so ansehnlich beschenkt, mit Frau und Kind, der junge Advokat, der Vaubourg vor Gericht vertheidigt und mehre Freunde dieser beiden Männer. Man würde auch vernommen haben, daß das junge Paar morgen im Kloster getraut werden und dort ebenfalls feierliche Anstalten getroffen würden, indem die frommen Väter diese Gelegenheit ergriffen, um sich Herrn Lacaze und Vaubourg für die empfangenen reichen Geschenke dankbar zu bezeigen. Das Hochzeitmahl, so habe sich der hochwürdige Prior ausdrücklich ausbedungen, werde im Kloster und auf Kosten desselben gehalten werden, und der Bruder Jerome habe alle Hände voll zu thun, um den ver-

wöhnten Städtern etwas recht Leckeres und Ungewöhnliches vorzusetzen. Der alte Chervais sei noch in der Dämmerung abermals fort, um mit Feuer in der Nacht Thunfische anzulocken und zu fangen. Der glückliche Bräutigam aber mache, der Sitte gemäß, seiner Braut noch einen Besuch, und sei deshalb nach dem Leuchtthurm Corduan hinübergefahren. Man erwarte ihn jeden Augenblick zurück, damit er die ankommenden Gäste empfange, und das Häuflein Menschen dort am Strande schaue nach ihm aus.

Der Abend wurde inzwischen duftiger und frischer, die Ferne des Meers verhüllte sich in Nacht. Den Strom herab kam ein geschmücktes Schiff gezogen und ward mit Jubel vom Ufer her begrüßt; einige Mönche des Klosters Mont-Croix erschienen am Landungsplatz, um die Passagiere des anlegenden Schiffes im Namen des ganzen Convents feierlich zu empfangen. Miché war noch nicht wieder zurück.

Während dieses geschah, wurde am Leuchtthurm auf der Pointe de Graves ein leichtes, bewimpeltes Boot ausgesetzt, das, von kräftigen Ruderern geführt, schnell auf der Wasserströmung der Gironde nach dem Leuchtthurm Corduan, dem Felsennest im Meere, hinübersegelte. Dort langte es kurz vor der völlig einbrechenden Nacht an, und heraus stiegen Romain St. Laurent und Valère d'Angeliers. Beide verfügten sich in den Thurm, und die Ruderer, deren mehr als nöthig waren, drangen bewaffnet nach. Romain

hatte bald das oberste Gemach des Thurms erreicht. Befremdet trat ihm Vaubourg entgegen.

„Reizende Tochter des Blitzes,“ redete sie der Baron stürmisch an, „du bist nicht geschaffen, das Weib eines gemeinen Schiffers, eines tölpelhaften Burschen zu werden, und Niemand hat den guten Grund deiner Weigerung, dem zudringlichen Miché deine Hand zu geben, besser begriffen, als ich, Niemand hat dich mehr bedauert als ich. Wer wäre auch in der ganzen Gegend, der deine Vorzüge so zu schätzen wüßte, wie ich? So viel Außerordentliches, so viel hervorstechende und ungewöhnliche Eigenschaften des Leibes und der Seele sollten das Eigenthum eines Schifferbuben werden? Nimmermehr! Es lebt dir zum Glück ein Mann, der Gefühl und Einsicht genug hat, in dir die kostbarste Perle des Meers zu erkennen und zu würdigen, und der Verstand genug besitzt, um zu wissen, daß man die Perle in Gold fassen muß. Ja, reizende Vaubourg, ich liebe dich, ich glühe für dich, und ich bin gekommen, dich von den verhaßten Banden zu befreien, in die dich deine gutmüthige Dankbarkeit verstrickt hat.“

„Mein Herr, wer sind Sie?“ fragte Vaubourg ernst und kalt. „Ich verstehe kein Wort von allen Ihren Reden.“

„Wie? Du kennest mich nicht!“ rief der Hauptmann verblüfft. „Nicht doch! Du willst mich fop-

ven, Schelm! Sagtest du mir nicht selbst, wir wären nahe verwandt? Nun ja, unsre Herzen sind es. Schlug doch das deinige schon an dem meinigen."

„Ich begreife Sie nicht! Ich kann mich nicht erinnern, Sie je gesehen zu haben. Wann hätt' ich mit Ihnen gesprochen? Setzen Sie ein armes unbeholfenes Mädchen nicht in Verlegenheit."

„Hast du mich auf dem Klosterthurm von Mont-Croix in der Nacht, in welcher meines Vaters Beisetzung stattfand, nicht geküßt, in der Nacht, in welcher der Thurm, vom Blitz getroffen, niederbrannte."

Vaubourg schauderte zusammen, und lispelte dann eingeschüchtert und weinerlich: „Davon weiß ich nichts und kann nichts wissen; denn ich bin in jener Nacht in der Kirche eingeschlafen und erst am andern Tage wieder erwacht. Aber was wollen Sie jetzt von mir?"

„Dich von dem Zwange befreien, womit man dich quält, du Holde. Alle stürmen auf dich hinein, du sollst den ungeleckten Schifferburschen heirathen; ich weiß, du thust es mit Widerwillen."

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Mein eignes Herz. Es hat sich in das deinige hineingefühlt, und begriffen, wie unmöglich es ist, daß du wahre Liebe für Miché Charbon hegen kannst. Du bist geschaffen, einen bessern Mann zu beglücken,

und deine zartbesaitete Seele der erhabensten und glühendsten Empfindungen fähig. Aber Niemand ist da, der dir beisteht, der sich deiner im vollen Ernst annähme. Deine Lage ist mir zu Herzen gegangen, und ich bin gekommen, dich zu befreien und dir ein würdigeres Loos zu bereiten."

„Mein Herr, Sie haben sich in Ihrer Ansicht sehr getäuscht. Ich liebe Miché Charbon; er ist mir der Theuerste aller Menschen und mit keinem sonst würde ich ein Ehebündniß eingehen. Wenn ich nicht Lust bezeigte, sein Weib zu werden, sondern seine Schwester zu bleiben, so lag das nicht an einem Mangel an Liebe, sondern in einer Abneigung, die ich überhaupt gegen einen Ehebund habe. Ich weiß gewiß, daß ich kein Glück in der Ehe haben werde."

„Was bedarf es auch der Ehe für liebende Herzen?" schmeichelte Romain. „Ein Bund, den nur die Liebe schließt, ist süßer und fester, als die lästige Fessel der Kirche. Aber zu solcher glücklichen Vereinigung gehören auch Herzen, die die Liebe verstehen. Ja, man muß zu lieben wissen, und des Himmels Seligkeit auf die Erde herab zu zaubern. Wo wäre ein Herz, das dich verstände, Vaubourg, außer dem meinigen? Kein Mann kann dich so heiß lieben, wie ich. Ich, ich bin's, der dir Flammen der Anbetung entgegen trägt, ich, der dich beglücken kann. Wir sind geschaffen, uns gegenseitig Seligkeit der Liebe zu schenken. Und darum mußt du mein wer-

den, Geliebte! Mein! mein! Keines andern Menschen unheilige Hand darf dich berühren.“

Vaubourg sah in Gedanken versunken vor sich hin. Ihr Blick versank in sich selbst und begann sich nach innen zu kehren. Sie bewegte sich nicht.

„Du antwortest mir nicht, Vaubourg?“ fragte der leidenschaftliche Versucher verlegen.

„Sagten Sie nicht, Sie seien der Sohn des verstorbenen Baron St. Laurent?“

„Sein Sohn und Erbe.“

„Und ich bin eine arme, namenlose Waise, deren Vater man nicht kannte, meine eigne unglückliche Mutter nicht, eine Waise, die das Volk zum Spott Tochter des Blitzes nennt, weil mir meine Mutter stillen Wahnsinn aufgeerbt, der mich zuweilen wie himmlisches Feuer im Kopfe brennt und mir sinnlose Reden auspreßt, die zu solchem Namen Veranlassung gegeben haben, ein krankes, hülfsbedürftiges Geschöpf — —“

„Ein Engel bist du! Ein unaussprechlich reizendes Wesen! Eine Königin der Liebe. Ich weiß, was du sagen willst. Der Baron und die arme verspottete Dirne! Aber ich sage: Ein in Fleisch geborner Himmelsbote, aus den Regionen der Seligkeit gesandt, einen Sohn des Staubes zu beglücken. Komm, Einzige, Wonne meines Lebens, komm in meine Arme! Folge mir auf mein Schloß! Du sollst mir einen Himmel daraus bereiten.“

„Aber ich liebe Sie nicht, Herr Baron. Ich kenne die Liebe nicht, die Sie meinen.“

„Ich will sie dich lehren. Du besitzest alle Fähigkeiten, bald eine Meisterin zu werden. Mit diesem ersten Kusse will ich den zündenden Funken in deine Seele werfen.“ Und er umschlang ihren schmächtigen Leib, wie er schon auf dem Klosterthurm gethan, mit aufsprudelnder Leidenschaftlichkeit: sie wich nicht zurück; er preßte ihr gluthzuckende Küsse auf die Lippen: sie wehrte ihm nicht. Schlaff hingen die Arme an ihrem Körper herab; Romains Begierde zerriß die Zügel. Da lohete draußen auf dem Altan des Thurmes die gewaltige Feuersäule empor, die den nächtlichen Meerwanderern winkende Riesenflamme, und warf ihren grellen Schein in Vaubourgs trauliches Zimmerchen. Des Mädchens Gesicht wurde davon glänzend überstrahlt. Aber ein todtbleiches, seltsam schauerlich verändertes Antlitz lag in des begehrlichen Jünglings Arm, ein verglastes, lebloses Auge bohrte sich starr und fürchterlich in das seinige; entsetzt fuhr er empor. „Zurück! zurück!“ kreischte Vaubourg plötzlich, und stieß ihn mit Riesenkraft von sich. „Deine Berührung brennt wie Feuer, unreiner Gefährte des rothen Erdblitzes! Wehe mir, daß ich deine Schwester bin! Aber nur ein Tropfe meines Blutes ist mit dir verschwistert. Meine Seele hat nichts mit dir zu schaffen. Du bist einer von den Söhnen der Hölle, die Verderben über dies

schöne Land brîngen. Aber der Frevel, den ihr losgebunden, wird euch schnell über die eignen Köpfe wachsen, und die Zeit sich im Blutbade verjüngen. Du wirst dein eignes Blut zur großen Bluttaufe hergeben müssen. Keiner sieht's, ich seh' es; aber ihr seid alle mit Blindheit geschlagen und glaubt mir nicht. Und so muß es auch sein, daß sich das Schicksal erfüllt, und Throne einfallen und Gott verhöhnt wird und das Unterste zu oberst kommt, wie's beschlossen ist."

Sie versank wieder in düstres Schweigen, und dem Baron lief ein leises Frösteln durch die Glieder. Doch einmal entschlossen, seinen Plan durchzuführen, war er im Begriff, sich zu neuen Galanterien hinaufzuschrauben, als Vaubourg eins der Fenster rasch zurückschob und grausenhaft unheimlich in die vom Leuchtfeuer röthlich angehauchte Finsterniß hinausstarrte. Die Flamme verzerrte ihr Gesicht und gab ihrem todten Auge einen wahrhaft entsetzlichen Ausdruck. Romain war, vor diesem Anblick zurückbebend, nicht im Stande, ein Wort über die Lippen zu bringen. In diesem Augenblick, wo den erfahrnen Libertin aller Muth verließ, das verabredete Bubenstück auszuführen, trat sein getreuer Cumpan Valère d'Angeliers in die Stube.

„Ei, wie lang zauderst du?" fragte er. „Du schnappst dir wohl hier gleich zwischen Himmel und Erde die köstliche Schäferstunde selbst vor der Nase

weg? Die Sache ist pikant, und du bist nur noch durch das Pikante zu reizen. Aber führwahr, mich kannst du eben so wenig verdenken, wenn ich mich langweile. Mit den Knechten des Leuchtthurms bin ich fertig. Sie haben ihr gutes Trinkgeld gesackt und sagen, sie hätten der Uebermacht nicht widerstehen können. Im Grunde scheinen sie mir froh zu sein, das seltsame Geschöpf da oben los zu werden, und mit ihr wahrscheinlich auch den lästigen Vorgesetzten Miché Charbon. Unsre Ruderknechte warten mit dem Ruder in der Hand auf deinen Raub. Und Chervais wird unterdessen bestens für die Unschädlichkeit eines gewissen lästigen Burschen sorgen. Biete deiner Donna den Arm und laß uns aufbrechen!“

„Jean Chervais!“ kreischte Vaubourg mit einem empörten, wilden Ton. „Was wollt Ihr thun? Warum habt Ihr Euch als Seeräuber verkleidet? Was wollen die bösen Gesellen von Pointe de Graves mit Euch ausführen? Ich weiß es! Ich weiß es! Alter, böser Mann, Ihr wollt meinem Miché ein Leids anthun. Der neue Schloßherr in St. Laurent hat Euch erkauft, und der Schelm, den er bei sich hat. Laßt ab, Jean, und thut Miché nichts! Er fährt dort so arg-, so ahnungslos durch die nachtumhüllte Fluth. Nein? Ihr wollt nicht? Ihr wollt das Sündengeld verdienen? — Miché! Miché! rette dich! Dir drohen Tod und Verderben um meinetwillen.

Miché, du hörst nicht! — Ich, ich muß dich retten! — Laßt mich hinaus, ihr Unholde! Ein Boot! Ein Boot, daß ich Miché rette!"

Sie sprang nach der Thüre, aber Valère fing sie in seinen Armen auf. „Nein, mein schönes Kind, so haben wir nicht gewettet! Wir haben es uns nicht Geld und Mühe genug kosten lassen, um dir zuletzt noch unser eignes Schiff zu leihen, damit du den Vogel, den wir gefangen, befreiest. Du wirst zwar eine kleine Nachtfahrt machen, aber fürwahr nicht ohne uns; und das schöne Schloß dieses verliebten Jungen wird das Ziel derselben sein."

„Miché! Miché! ich komme!" schrie Vaubourg und war mit einem Satz auf der steinernen Brüstung des Altans. Romain kreischte auf vor Entsetzen und streckte die Hand nach ihr aus, Valère war von ihrem gewaltigen Stoß zurückgeworfen, aber ehe der Eine oder der Andre Zeit gewann, sich aus den Fesseln des Schreckens zu reißen, sprang die des Selbstbewußtseins entbehrende Seherin von dem hohen Thurme hinab in das Meer und die Flamme des Leuchtfeuers zeigte nur einen Augenblick noch ihr flatterndes Haar und ihre fliegenden Gewänder. Im nächsten Augenblick war Alles verschwunden und still; die schauerliche Tiefe gähnte herauf und die beiden Verbrecher standen sprachlos starr, und stierten schwindelnd, keines klaren Gedankens fähig, in den nachtumhüllten Abgrund.

Der Kaufmann Lacaze hatte für seine Medoc- und Graves-Weine nicht allein großen Reichthum an Glücksgütern, sondern auch an neuen, gewaltigen Ideen von Nordamerika mitgebracht. In jenen jungen Freistaaten, noch immer im siegreichen Kampfe mit dem stolzen Mutterlande begriffen, blüheten schnell alle die großen fruchtbringenden, menschheitbeglückenden Ideen auf, deren Mutter die Freiheit ist. Lacaze hatte mit begeistertem Staunen gemeinsame Anstrengung, Einfachheit der Sitten und Lebensgenüsse, wahre Gottesfurcht, Fleiß und patriarchalische Menschenliebe gefunden. Zuerst hatte er die lächerliche Kleidung, die er von Frankreich mitgebracht, abgelegt, und den einfachen Rock und Hut des Quäkers angenommen, dann hatte er ein europäisches oder vielmehr französisches Vorurtheil um das andre von sich gethan, und die neuen gesunden Ideen, deren Früchte schon um und neben ihm reiften, hatten ihre Stelle eingenommen. Sein heller Kopf, sein junges empfängliches Herz sogen sich voll von den geistigen Stoffen, die ihn umwogten. Was Wunder, wenn er nicht anders glaubte, als den durch die Verschwendungen und Ungerechtigkeiten des Königthums in Frankreich herbeigeführten unübersehbaren Wirrnissen sei allein durch Gründung einer Republik abzuhelfen. Diese Ueberzeugung hatte in seiner Seele Feuer gefangen und lohete als gewaltige Begeiste-

rung empor. Und mit dieser kühnen Begeisterung kam er nach Frankreich zurück. Der Prozeß gegen Vaubourg Fille d'Eclair machte Lacaze mit dem jungen feurigen und beredten Anwalt derselben, dem Advokaten Gensonné bekannt, ja, ihre geschickte Vertheidigung und Freisprechung war die Veranlassung, daß beide junge Männer bald die innigsten Freunde wurden. Lacaze's begeisterte Lobsprüche Nordamerika's fanden ein williges Ohr an Gensonné, der mit Scharfblick die bodenlose Fäulniß des französischen Staates durchforscht hatte, und mit jugendlich aufbrausender Kraft erfaßte er die dargebotenen Ideen und machte sie sich zu eigen. Bald brachte er seine Freunde, Universitätsgenossen, Advokaten, Mediziner und Andre mit in Lacaze's Haus, lauter junge Köpfe, die mit der entsetzlichen Lage Frankreichs im höchsten Grade unzufrieden waren. Der Zündstoff, den Lacaze mit über das atlantische Meer herübergebracht hatte, fiel in ein Zunderfaß, und bald loderten republikanische Ideen in allen Köpfen. Aus dieser kleinen Gesellschaft wurde noch in demselben Jahr ein förmlicher Clubb, und als Ludwig XVI. in seiner Rathlosigkeit die Zusammenberufung einer allgemeinen Reichsversammlung versprach, war in Bordeaux schon so gut wie über das Schicksal des Thrones entschieden. Von dieser Stadt aus ging die spätere Umwälzung Frankreichs. Von Bordeaux und den reichen Landschaften an der Garonne und Gironde

wurden zu Vertretern des dritten Standes viele jener Clubbisten gewählt, die sich dem Volke als einsichtige, kühne, für Frankreichs Wohl begeisterte Männer bekannt gemacht hatten. Lacaze und Gensonné waren unter den Gewählten. Es ist bekannt, daß aus diesen Männern bald jene hochherzige, treffliche Partei der Girondisten hervorging, auf deren Wirken das durch die Revolutionsbilder erhitzte Auge mit wehmüthiger Freude weilt. Aber es ist falsch, zu glauben, die Idee einer Republik Frankreich sei zuerst von den Jakobinern ausgegangen. Diese Idee war mit von Bordeaux eingewandert, und die Girondisten waren ihre Träger. Wenn sie später, ihren Irrthum einsehend, einlenkten und sogar Freunde und Vertheidiger, wenn auch gerade nicht des Königthums, aber doch des Königs Ludwig wurden, so kann dieser Umstand jener historischen Thatsache nichts von ihrer Wahrheit rauben und zeugt nur für das edle Herz der Girondisten.

Es traf sich, daß Romain St. Laurent einer der Gewählten des Adels in der Reichsversammlung war, und daß er hier den Männern gegenüber stand, mit welchen er schon im vorigen Sommer in feindselige Verhältnisse gekommen war. Doch vermied er bei der für seine Partei so bedenklichen Wendung, welche die Staatsangelegenheiten nahmen, jedes persönliche Zusammentreffen mit einem der Männer von Bordeaux, deren Gesinnungen gegen ihn ihm nicht un-

bekannt waren. Mit seinem Busenfreunde Valère kostete er nach wie vor die heftigen Vergnügungen der Hauptstadt und schloß sich mit aller Ergebenheit an die intriguantste Hofpartei an, deren einziges Ziel treulose Unterdrückung des erwachten Nationalgeistes war.

Eines Tags trat Valère rasch und mit freudefunkelnden Augen bei Romain ein. „Gute Botschaft!“ rief er. „Der alte Fischer Chervais ist doch ein braver Kerl, auf den man sich verlassen kann. Er hat dir getreulich Wort gehalten.“

„Und was?“

„Was? Er hat Vaubourg nach Paris gebracht. Ich habe beide gesehn und mit Chervais gesprochen; er erwartet deine weitern Befehle.“

„Ist's möglich!“ fuhr Romain empor. „Also doch noch! Diese kostbare Perle soll noch in meinen Besitz kommen? Aber erzähle, wie ist es dem alten Spitzbuben möglich geworden, ihrer habhaft zu werden und sie hieher zu bringen?“

„Alles durch Bruder Jerome, den Klosterkoch. Das ist ein Teufelsbraten. In jener Nacht, als sie uns vom Thurme sprang, zogen sie unsre Kerle aus dem Wasser, auf dem sie wie eine Ente schwamm, in ihr Boot. Chervais ließ sie binden und in einem Kahne nach dem Ufer bringen. Er selbst aber leitete verkleidet den Ueberfall auf Miché, der glücklich gelang, ohne daß der Bursche seinen alten Feind er-

kannt hätte. Sobald dies abgethan war, übergab er den sich wild geberdenden Gefangenen den Knechten von Pointe de Graves und einen Brief des Bruders Koch nach la Rochelle an den Prior eines dortigen Klosters. Dorthin wurde Miché in Eile gebracht, und in das Kloster gesperrt, und da steckt er bis diese Stunde. Die nasse Vaubourg brachte Chervais in die Hütte der Wittwe Charbon, mit dem Vorgeben, sie beim Fischfang aus dem Wasser gezogen zu haben. Sie schlief bis an den andern Tag, und als sie erwachte, wußte sie von dem ganzen Abenteuer mit uns kein Wort. Man konnte sich nicht erklären, wie sie in's Wasser gekommen war, auch scheint sie seit jener Zeit die Sehergabe verlassen zu haben. Vergebens hat sie sich angestrengt, zu erkunden, wohin Miché gerathen sei. Mit diesem Frühjahr hat ihr nun Chervais durch falsche Kunde vorgespiegelt, ihr Verlobter sei in jener Nacht zum Matrosen gepreßt worden. Endlich kommt ein Brief, worin steht, Miché sei um die und die Zeit in Paris. Sie bricht ohne Weiteres auf, und weil Chervais beim Kloster in so hoher Gunst steht, wird ihr der alte Gauner zum Begleiter bestellt. So sind sie denn glücklich hierher gelangt."

„Den Alten belohnen wir gut; das Mädchen bringen wir zu einer deiner Freundinnen, Valère. Du wirst für ihr anständiges Unterkommen sorgen. Wenn sie erst mürbe ist, nehm' ich sie als Dienerin

in's Haus. Sie darf mich nicht zu viel Geld kosten; denn wahrlich, Kumpan, wenn das so fortgeht, helfen mir deine Gefälligkeiten binnen Jahr und Tag von Gut und Geld. Doch Vaubourg, so hoff' ich, wird mir alle andern Liebschaften entbehrlich machen. Nie ist mir ein weibliches Wesen reizender vorgekommen, nie war ich verliebter in ein solches. Alles Andre kommt mir schaal und erbärmlich vor. Ich brenne, sie zu sehen. Eile, sorge für ihr Unterkommen; eine Freundin, die meinen Wünschen dient!"

Valère besorgte Alles auf's Beste, und Abends stattete Romain der neuen Geliebten einen Besuch ab. Die Enttäuschte rang trostlos die Hände zu seinen Füßen. Er antwortete ihrem Jammer mit faden Liebeserklärungen, und überließ sie dann ihrer Verzweiflung, von spätern Besuchen bessern Erfolg hoffend. Bei diesen versuchte er alle Mittel, der bedrängten Jungfrau ihre Unschuld zu rauben, und es würde ihm gelungen sein, wenn nicht plötzlich im Augenblick der fürchterlichsten Angst, als ihr Widerstreben leidenschaftlicher Mannkraft zu erliegen drohete, wieder jene furchtbare, dem Wahnsinn so nah verwandte Sehergabe über sie gekommen wäre, und ihr den hellen Blick über die verborgenen Fäden ihres Schicksals vergönnt hätte. „Fort, Verwegener!" rief sie. „Ich weiß, wer du bist und wer ich bin!" Erkenne in mir die Herrin von St. Laurent! Mein ist das Schloß! mein ist das Gut! Mein sind die

Weinberge! Ich bin dort Gebieterin. Nieder mit dir in den Staub, frecher Bube! Schon steht der steinerne Mann vor der Thüre, um dich mit seiner hundertjährigen Faust zu zerschmettern. Dein Haupt ist dem mächtigen Beile verfallen, das ich im Morgensonnenglanz blutroth blitzen sehe. Fort! fort! du bist ein verlorner Mann! — Und du, armer Miché, dort im Kerker! Ich konnte dich nicht retten, als ich vom Thurme sprang. Aber weine nicht; ich rette dich doch noch. Warte, warte, morgen kommt unser Erlöser, der helle Blitz. Silbern ist sein Haar und sein Auge blickt dir und mir Güte, aber diesem Zorn! Willkommen, mein Großvater! Hier ist der Verbrecher!“ Romain floh wie von Furien gepeitscht, aus dem Hause, und wagte mehre Tage Vaubourgs Zimmer nicht wieder zu betreten. Erst Valère's Spott war's, der ihn vermochte, einen neuen Versuch zu machen, und zur Unterstützung nahm er den Gefährten seines bösen Wandels mit. Als sie die Schelle des Vorsaals zogen, fiel es ihnen auf, daß Vaubourgs Hüterin nicht kam, ihnen zu öffnen, sondern ein fremdes Gesicht. Als sie im Begriff waren, sich über diesen unerwarteten Umstand Erklärung auszubitten, öffnete sich die Zimmerthüre, und beide Freunde erblickten nicht ohne stilles Entsetzen Vaubourg an der Hand des hundertjährigen Mönchs aus dem Kloster Mont-Croix, zur Seite derselben, die Herren Lacaze und Gensonné. Doch Romain faßte

sich schnell und trat mit der Frechheit eines Roué in's Zimmer. D'Angeliers blieb nicht zurück.

„Meine Herren,“ begann der Erstere, „was ist Ihr Wunsch in einem Logis, das ich mit meinem Gelde bezahle, und in welches nur mir und meinen Freunden der Eintritt gestattet ist?“

„Elender Bube!“ erhob der Hundertjährige die hohle Grabesstimme. „Ich bin gekommen, dies unschuldige Lamm deinen Wolfszähnen zu entreißen und dir dein ferneres Schicksal anzukündigen.“

„Welche unverschämte Sprache! Geht nicht weiter, frommer Vater, daß ich nicht gezwungen bin, Euer Alter und Euern Stand zu vergessen. Alles hat seine Grenzen, und ich mag mit diesem Mädchen vorhaben, was ich will, so steht Euch, dem Mönche von Mont-Croix, nicht zu, mit mir, dem Herrn von St. Laurent, dem Schutz- und Schirmherr des Klosters, also zu reden.“

„Vergeblich windest du dich, junge Schlange. Du bist nicht mehr Besitzer und Herr von St. Laurent, du bist es nie gewesen, und trägst von diesem kurzen Traume nichts als den dürftigen Namen davon.“

„Hat Euch das hohe Alter den Kopf verrückt gemacht? Bin ich nicht der einzige Erbe meines Vaters. Sind die Güter, die sein waren, nicht nun die meinigen? Wer will sie mir streitig machen?

„Ich! Doch von Streit darf hier keine Rede sein. Du bist nicht Herr von St. Laurent, so wenig

es dein Vater war. Auch er hat diese Güter in Wahrheit nie besessen. Sie waren nie sein wirkliches Eigenthum. Du würdest dies bei Uebernahme der Güter vor dem königlichen Gerichtshof erfahren haben, daß du nur unter einer Bedingung die Güter als dein Eigenthum betrachten dürfest, nämlich wenn du einen tugendhaften, ritterlichen, deiner Ahnen würdigen Wandel führtest. Das Uebrige war dir freilich verschwiegen geblieben. Um die Uebernahme hast du dich bis jetzt nicht bekümmert, und die politische Gährung Frankreichs hat den Gerichtshof zu Bordeaux, der noch immer ohne Haupt ist, abgehalten, dich vorzuladen. So sollst du denn aus meinem Munde erfahren, daß die Güter des Hauses St. Laurent für dich verloren sind. Du solltest mir an deines Vaters Leiche einen Eid schwören, den Weg ritterlicher Tugend zu gehen; du hast den Eid nicht geschworen und hast als ein schändlicher Bube gelebt. Ich kenne alle deine Nichtswürdigkeiten, deine Schandthaten, deine Lasterstreiche. Deinen Vater konntest du durch jenen Auswürfling des Adels, den du, ohne zu erröthen, Freund nennst, belügen und betrügen, zu mir ist das grelle Licht der Wahrheit gedrungen, und du bist gerichtet."

„Herr, wer gibt Euch ein Recht, diese Sprache gegen mich zu verführen. Ich werde den Schutz der Obrigkeit gegen Euch anrufen. Mag ich gethan haben und thun, was ich will, wer ist der Richter

meiner Thaten? Wer will es wagen, zu bezweifeln, daß ich der alleinige Besitzer aller Güter des Hauses St. Laurent bin, da außer mir keiner dieses Stammes lebt?“

„Halt, Verwegener! Vor dir steht Sevère Antigones Baron von St. Laurent, dein Urgroßvater, verworfener Knabe; hier steht der St. Laurent, dem alle Güter seines Hauses gehören bis zu dieser Stunde, und der niemals das kleinste Recht auf sein Besitzthum aufgegeben hat. Für dich war ich freilich todt, und es war mein ausdrücklicher Wille, daß du vor Antritt deines fünfundzwanzigsten Jahres nichts von meiner Existenz erfahren solltest, so wenig dein Vater vor diesem Alter davon erfahren hat. Aber ich lebe, und habe diese beiden Herren mitgebracht, damit sie dir bezeugen und beweisen, daß ich der bin, als welchen ich mich dir genannt habe. Durch sie gelangte Botschaft der armen bedrängten Taube an mich, die du in deinen Geierkrallen hieltest. Aber noch gab es Menschen; selbst sündige Menschen, die sich ihrer erbarmen. — Geh' nun, und beginne, was du willst. Das Maß deiner Sünden ist voll, und ich betrachte dich als das letzte, abgefallene, faulende Glied meines berühmten Stammes. Eher soll er untergehen mit mir, und das dunkle Schicksal, das ich selbst in rasender Verblendung auf ihn herabgerufen, werde erfüllt, als daß er durch einen Nichtswürdigen fortgepflanzt würde. Geh', wir sind geschieden!“

Valère d'Angeliers hatte schon früher die Flucht ergriffen; jetzt stürzte auch Romain mit gesträubtem Haare und bleichen verzerrten Zügen hinaus, um seinen Freund aufzusuchen und von demselben Rath und Hülfe zu erlangen; aber Valère war für ihn nicht zu Hause.

Es war eine schwüle Sommernacht; verderbenschwangre Wetterwolken lagerten schwarz und dräuend am Himmel, die Luft war dick und heiß. Kein Stern leuchtete, und die Finsterniß ballte sich beängstigend zusammen. — Die Thurmuhr des Klosters Mont-Croix hatte eben die Mitternachtsstunde verkündet, als aus der hintern Pforte desselben, die nach der Anhöhe führte, zwei Männer leise heraustraten. Es war Valère d'Angeliers und Jean Chervais, der alte Schiffer. Ein dritter begleitete sie bis zum Ausgang der Pforte, und dieser war Bruder Jerome, der Klosterkoch.

„So grüßt Euern Herrn, meinen jungen Freund," flüsterte der Letztere dem Ersteren zu, „und sagt ihm, daß Alles geschehen soll, wie er von mir wünscht, daß ich dagegen aber auch die Erfüllung seiner Zusagen erwarte. Morgen soll er Herr von St. Laurent sein, und kein feindliches Schicksal soll ihm das schöne Besitzthum wieder entreißen können; denn,

wie ich Euch schon versichert, so lange der Alte von Paris zurück ist, hat er noch keine Schritte zur Enterbung des jungen Herrn Baron gethan. Es würde aber nächstens geschehen, wie ich erspäht, wenn wir nicht bestens zuvorkämen. Adieu, Chervais! In Kurzem soll es dir wieder vergönnt sein, dich bei uns öffentlich zeigen zu dürfen, dem Miché und der Vaubourg und allen deinen Feinden zum Trotz. Ist Herr Romain Gebieter, dann schwatzen wir aus einem andern Tone mit den Leuten. Herr d'Angeliers, ich empfehle Euch meinen wackern Freund Chervais auf's Nachdrücklichste. — Behüt' Euch Gott! Morgen ist Alles abgethan."

Die Pforte schloß sich. Beide wanderten eine Zeitlang still vorwärts, Chervais, des Wegs kundig, voraus, d'Angeliers nach.

„Heute hab' ich ausgekundschaftet," begann endlich Chervais, „daß Miché's und Vaubourgs Hochzeit künftigen Sonntag stattfinden soll. Der arme Junge hat erst wieder einige Kräfte sammeln müssen, die Klosterkost in la Rochelle ist ihm schlecht bekommen. Auf diese Weise wär' es doch möglich, die Hochzeit wieder zu stören, und sitzt nur erst Herr Romain auf dem Schlosse seiner Väter, dann verschaff' ich ihm das Mädchen, und kein Mensch soll sie ihm rauben."

„Du bist ein zähes Fleisch, Chervais," versetzte d'Angeliers. „So oft du auch irre gemacht worden

bist, doch fängst du stets von vorn an. Du mußt doch einen ganz besondern Zahn auf den Miché haben, daß du ihm so beharrlich zu Leibe gehst.“

„Das sind alte Geschichten, und hat mehr als einen Grund. Der Bursche ist unausstehlich naseweiß. Der Hauptgrund aber ist der, daß seine Mutter, die zu ihrer Zeit das schönste Mädchen war, meine Liebesbewerbungen mit schnöden Worten abwies, und mich einen bösen Buben nannte. Es ist wahr, ich taugte gerade nicht viel, aber ich liebte sie über alle Beschreibung, und ihr Besitz hätte mich zum bravsten aller Piloten machen können. Aber sie wählte den Thierri Charbon, der doch erst mit der Brigide Fille d'Orage gelebt und sie gewiß zur Mutter von Vaubourg gemacht hatte; und ich hatte das Nachsehen. Ich hab' ihr das nie vergessen, und Thierri mußte daran glauben. Es war eine unaussprechliche Wonne für mich, sie in ihrem fürchterlichsten Schmerz zu sehen, als sie ihren geliebten Mann aus dem Wasser gezogen hatten. Nach Jahr und Tag bot ich ihr meine Hand abermals an; denn kein Mensch ahnete, daß ich Thierri hinübergeholfen, aber sie schlug mich zum zweiten Mal aus, ohne ihren tiefen Widerwillen zu verhehlen. Ich habe nachher kein Weib gefreit, und daß ich so allein in der Welt stehe, daran ist sie allein Schuld. Ich habe den Groll nie verwinden können. Neuerdings brach er aber wieder mit jugendlicher Heftigkeit los, wie eine

vernarbte Wunde zuweilen wieder aufbricht. Die Stelle des obersten Wartknechtes hat, so lange der Leuchtthurm Corduan im Meere steht, allemal der älteste der Piloten erhalten, um sich dort oben von seinen Strapazen gemächlich auszuruhen und ein bequemes Leben bis an's Ende zu führen. Jetzt war die Reihe an mich gekommen, und ich gedachte, die müden Glieder auszudehnen, da wird plötzlich des Gelbschnabels wegen eine neue Stelle geschaffen, die eines Aufsehers des Leuchtthurms, und Herr Miché Charbon, der Retter des Herrn Lacaze, wird als solcher dahin gesetzt, damit er bei seiner halb verrückten Frau wohne, und die Stelle des obersten Wartknechts wird gar nicht mehr besetzt. Dieser Bursche bringt mich also um die Ruhe meines Alters. Seit nun vollends der hundertjährige Vater Antoine die kleine Hexe aus Paris zurückgebracht hat und Jedermann weiß, daß ich die Hand dabei im Spiel hatte, darf ich mich in meinen alten Tagen nicht mehr in meiner Heimath sehen lassen. So weit ist's mit mir gekommen. Sie ahnen wohl, daß Bruder Jerome bei der Einsperrung Miché's auch betheiligt gewesen sein möchte, aber sie haben doch nichts herausbringen können, und er ist sicher, während ich allen Hieben meiner Feinde blosgestellt bin."

„Tröste dich, Alter. Wenn der Klosterkoch anders Wort hält, so ist morgen Alles anders, und du kannst die in's Gesicht höhnen, die dich jetzt verfolgen."

„Er hält sein Wort, dazu kenn' ich ihn zu genau. Halte Herr Romain nur nachher auch das seinige."

Unter diesem Gespräch waren sie zu einem dem Kloster gehörigen Gehöft gekommen, wo Chervais Abends ihre Pferde untergebracht hatte. Sie bestiegen dieselben und ritten rasch der Anhöhe zu. So wie sie den Rücken derselben erreicht hatten, zerschnitt ein greller Blitzstrahl plötzlich den schwarzen Mantel der Finsterniß, und ließ ein Meer von Feuerglanz auf die Erde strömen. Dicht aber vor den Reitern auf einem hohen Stein stand Vaubourg mit ausgebreiteten gen Himmel gestreckten Armen, wie eine überirdische Erscheinung. Die Pferde scheuten zurück und thaten gewaltige Sätze zur Seite; und d'Angeliers Entsetzensschrei kam dem wilden Donnergeprassel vor. Beide hatten Vaubourg erkannt; Chervai's Haar sträubte sich, aber sein jüngerer Begleiter war mehr todt als lebendig. Unartikulirte Töne des wildesten Entsetzens ausstoßend, bohrte er seinem Pferde die Sporen in den Bauch, daß es rasend über Feld und Graben, Gestrüpp und Weinstöcke dahin schoß. Vergebens war Chervai's Rufen, sehen konnte er ohnedies nicht, welche Richtung das toll gewordene Pferd genommen, und einen Augenblick darauf war auch jedes Geräusch verstummt. Aber so schnell auch der halbwahnsinnige Reiter dahin stob, der nächste Blitzstrahl war dennoch schneller und erreichte ihn an einem Weinhügel. Wie eine herabzischende

Dolchspitze bohrte er sich durch Reiter und Roß und streckte Beide zu Boden. Eine Minute darauf war Alles still an der Stelle, die Nacht warf ihren Mantel über die Erschlagenen und der Donner schlug ein graußiges Hohngelächter auf.

Vaubourg unterhielt sich auf der Höhe mit dem Blitze und sprach Worte, die kein Sterblicher hörte. Da sprangen vor ihrem innern Auge die Hüllen des Lebens und sie sah in dessen innersten Kern. Blitze umspielten sie, wie Blumengewinde, und sie griff danach wie ein Kind. Der Donner schien ihr unaussprechliche Geheimnisse zuzuflüstern und sie lächelte selig. Der strömende Regen wusch ihr Haar und Haut, sie kümmerte sich nicht darum. Sie lächelte und plauderte. Und der Tag graute endlich. Da sprang sie plötzlich empor, wie von einem bösen Traumgesicht aufgescheucht, und rannte, wie ein junges Reh, durch den feuchten Boden. Ueber Stock und Stein querfeldein stürmte sie, daß sie mit den Füssen oft versank. Dann ging's durch Weinberge, immer in der Richtung des Klosters zu. Um einen Hügel gebogen, hielt sie inne. Ein todter Mann mit verzerrten Zügen lag zu ihren Füßen, ein todtes Roß daneben. Sie betrachtete Beides einen Augenblick starr, als besänne sie sich, wer doch die Leiche sei; dann nickte sie lächelnd und setzte ihren Weg nur desto schneller fort.

Der Tag hatte schon die Pforte des Klosters ge-

öffnet, und die Laienbrüder ihre Geschäfte begonnen. Das Frühgebet war vorüber und die Väter saßen beim Frühstück, als die nächtliche Wanderin ankam. Ohne sich umzusehen, eilte sie in das Refectorium. Pater Antoine, der hundertjährige Greis, hatte seine Tasse ergriffen, um sie zum Munde zu führen, da stürzte Vaubourg auf ihn los, entriß ihm die Tasse mit dem Schrei: „Trinkt nicht, ehrwürdiger Vater! Eure Tasse ist vergiftet.“

Alles fuhr empor. Die Väter riefen verwirrt durcheinander. Viele tadelten, daß man die Wahnsinnige so herum und in's Kloster laufen lasse, Andere schrien nach dem Klosterkoch, die Jüngern liefen, um ihn zu holen. Jerome weigerte sich ihnen zu folgen, war sehr bestürzt, ängstlich und suchte zu entfliehen. Dadurch verdächtig, zwangen ihn sämmtliche auf den Lärm zusammengekommene Laienbrüder, sich vor den Prior zu stellen.

„Zwingt ihn, die Tasse auszutrinken!“ riefen mehre Brüder. Jerome weigerte sich. „Nicht doch!“ rief Vaubourg. „Er ist der rothe Erdblitz, und wird erst noch verderbend aufflammen. Kennst du mich, Jerome? Ja, du allein weißt, wer ich bin, und ich allein weiß, wer du bist. Denk' an Brigide! Denk' an mich!“

Der Koch, des Verbrechens bald überführt, das er beabsichtigt hatte, und das durch Vaubourg verhindert worden war, wurde sogleich in den finstern,

aus dicken Mauern bestehenden Gewahrsam gebracht, und das Urtheil des Convents sprach sich dahin aus, daß er in diesem Kerker eingesperrt bleiben solle bis ihn der Tod daraus erlösete. Dieses strenge Urtheil wurde ihm bekannt gemacht. Er hörte es ruhig an, ohne eine Miene zu verziehen. Dann wurde er in die Nacht gestoßen, und die eiserne Thüre verschloß sich.

Die Zeiten hatten sich in Frankreich sehr geändert. Der König war den Opfertod gestorben; die edeln Girondisten hatten ihm nach das Blutgerüst bestiegen, unter ihnen der treffliche Lacaze. Gensonné hatte sich in sein Vaterland geflüchtet, und irrte als ein Geächteter umher. Alle diese Opfer hatten das gräßlich auftauchende Gespenst der Freiheit, das lebenverschlingende, nicht versöhnt: der Schrecken schwang seine blutgetränkten Fahnen über Frankreich. Der wüthende ausgeartete Jakobinismus fraß schnell um sich, wie ein böser Krebsschaden, und das Departement der Gironde zählte vorzüglich eine große Menge seiner Anhänger. Die Saat, die durch Lacaze über das Meer gekommen und von dem ersten Clubb der Girondisten in Bordeaux reichlich ausgestreut worden war, hatte einen

wahrhaften und empfänglichen Boden gefunden, und war nun als wilder Jakobinismus üppig aufgegangen, blutige Früchte versprechend. Man hörte schon von Gräueln, die an Klöstern und Rittersitzen vollbracht worden seien, und wer irgend durch seine Stellung Ursache haben mochte, zitterte vor der nächsten Zukunft.

In dieser Zeit der Angst war es, daß eines Abends spät der alte Diener Battiste von St. Laurent, der, seit das Schloß leer stand, zum Castellan desselben vorgerückt war, im Kloster Mont-Croix anlangte und sich in die Zelle seines alten Herrn begab.

„Ach ehrwürdiger Vater!“ rief er mit zitternder Stimme dem Manne zu, der nun schon vier Jahre über hundert zählte, „ich komme als Abgesandter eines armen, Unglücklichen, Verfolgten, der sich als reuiger Sünder in das Stammhaus seiner Väter geflüchtet hat und dort Schutz sucht gegen das rasend gewordene Volk. O erbarmet Euch! Es ist der Mann, der Euren Stamm fortpflanzen soll auf späte Zeiten. Stoßt ihn nicht von der Schwelle Eures Hauses.“

Der Uralte lächelte schmerzlich. „Mein Stamm wird verwelken und absterben, und ich selbst, du weißt es, habe seinen Untergang herbeigerufen. Ich habe meine Söhne und Enkel begraben; ich werde auch diesen letzten Urenkel überleben. Das ist die furchbare Strafe meiner Sünde. — Doch der Un-

glückselige hat Schutz gesucht im Hause seiner Väter, und ich will thun, was ich zu seiner Rettung vermag. Aber der König ist ermordet, Frankreichs beste Männer haben geblutet oder sind aus ihrem Vaterlande geflohen, wie kann ich dem Verfolgten Schutz gewähren? Wie kann er im Hause seiner Väter sicher sein? Wir wollen thun, was wir vermögen, Battiste, und du sollst mir nicht in das Grab rufen, ich hätte den letzten Sproß dieses Hauses, das einst als mächtiger Stamm blühete, in das Elend und den Tod gestoßen, weil er ein wilder, schlechter, blüthenloser Zweig war. Bin ich's doch, der alles Unglück auf dies Haus herabgerufen! Laß meinen Maulesel satteln. Ich will zu Miché Charbon."

Und in der Nacht ritt der Greis an das Meerufer hinab, und sein alter Diener führte das Thier. Ein bestellter Schiffer nahm ihn in's Boot und führte ihn nach dem Leuchtthurm Corduan hinüber. An der Thüre desselben empfing ihn die bleiche Vaubourg. Sie war weiß gekleidet und glänzte wie eine Verklärte. Sie schien ihn erwartet zu haben, das ging aus manchen Umständen hervor. Als er den Fuß aus dem Boot auf die Felsenmauer setzte, beugte sie sich demüthig und küßte diesen Fuß. Sie war viel bleicher als sonst, ein kaltes Marmorbild. Seit sie Miché's Frau geworden, war, zur großen Freude der Ihrigen, jene unselige Sehergabe ganz

von ihr gewichen, und nicht mehr jammerte sie, eine zweite Cassandra, Frankreichs blutiges Unglück prophezeihend in sturmerfüllten Nächten, die sie auf Höhen oder am felsigen Meerufer einsam wandelnd zugebracht. Ihr innerer Blick war verdüstert, die unheimliche Stimme in ihrer Brust verstummt. Aber mit dem Verschwinden jenes unerklärlichen zweiten Gesichts schienen auch ihre Lebensquellen allmälig zu versiegen. Miché erfreute sich in ihrem Besitz keines sonderlichen Glücks. Sie war ruhig, aber leidenschaftlos, ja gleichgültig.

Ein Strahl wehmüthiger Freude zuckte über ihr Gesicht, als ihr Pater Antoine seinen Segen ertheilte, und sie bei der Hand ergriff, um dieselbe als Stütze beim Ersteigen der steinernen Stiege zu gebrauchen.

„Miché“, sagte er zu dem freundlichen Piloten, „ich bedarf deiner Hülfe.“

„Ehrwürdiger Vater, gebietet über mich. Mein Leben für Euch.“

„Du sollst einen Menschen vom Tode retten.“

„Um so eher. Das war ja stets die heiligste Pflicht meines Lebens.“

„Aber der, den du retten sollst, ist dein Feind. Er hat dir viel Leid bereitet. Es ist mein Urenkel Romain St. Laurent.“

„Ich habe Alles vergessen, wenn es gilt, sein Leben zu retten.“

„Das erwartete ich von dir. Du bist ein trefflicher Mensch. Ich habe mich nicht in dir getäuscht.“

„Wann befehlt Ihr über mich, hochwürdiger Vater, und was gebietet Ihr mir zu thun?“

„Nimm ein altes Schifferkleid und folge mir nach St. Laurent. Dort werden wir den übermüthigen Knaben finden, der, jede Warnung verschmähend, auf der Bahn der Gottlosen wandelte, und jetzt ein Landesflüchtiger, Zuflucht gesucht hat in dem Hause, dessen er sich so unwürdig gezeigt. Morgen in der Nacht lädst du ihn in dein Boot und führst ihn als einen gemeinen Schifferknecht nach la Rochelle. Laß es deine Rache an ihm sein, daß du ihn zu seiner Rettung dorthin bringst, wohin er dich in den Kerker bringen ließ. Die Vendeer sind der Sache des Königthums treu geblieben. Mag er dort durch ritterliche Tapferkeit die Flecken tilgen, womit er den Namen St. Laurent besudelt hat.“

„Wie Ihr wünscht, so soll es geschehen,“ sagte Miché ehrerbietig. Vaubourg aber lächelte schmerzlich. Ahnungen früherer Gesichte dämmerten in ihrer Seele auf.

Als Pater Antoine mit Miché den Leuchtthurm verließ, kreuzte sie die Arme, und fiel auf die Knie nieder. Ein ungeheurer Schmerz zitterte durch ihre Züge. Doch ihr Mund blieb stumm. Als das Boot abfuhr, nahm sie einem Knechte die brennende Fackel aus der Hand und leuchtete damit den Einsteigenden,

aber so wie es abgestoßen war, stieß sie einen herzbrechenden Wehlaut aus und stieß die Flamme der Fackel in das Wasser.

In derselben Nacht wurden die frommen Väter des Klosters Mont-Croix durch ein wildes Getöse aus dem Schlafe emporgestreckt. Schrecklich kreischende Männerstimmen lärmten auf eine in diesen friedlichen Räumen noch nie vernommene Weise durcheinander, die Pforte wurde eingestoßen, die Thüren erbrochen, und der Schreckensruf, „die Jakobiner sind da!“ heulte durch die Gänge und Gemächer des stattlichen Gebäudes. Manchem der ehrwürdigen Greise wurde dadurch der Tod eingeschenkt.

Aus dem verworrenen, tobenden Geschrei hörte man endlich das Begehren nach dem Prior des Klosters hervor, und das zitternde Oberhaupt der Brüderschaft trat, seine Seele Gott befehlend, unter die blutgierigen Mordgesellen. In dem fackelhellen Kreise stellte sich ihm ein schon bejahrter Mann, die fürchterliche Jakobinermütze auf dem grauen Kopfe, und bis unter die Zähne bewaffnet, mit der donnernden Frage entgegen: „Wo ist Jerome, der Koch, eingekerkert? Weh' Euch, wenn er nicht mehr lebt!“ Der Prior erkannte bebend den Schiffer Chervais, und führte die Ungeheuer zum Gefängniß. Die

Schlüssel mußten sogleich herbeigeschafft werden, und wenige Augenblicke später zog Chervais brüllend den kaum noch kenntlichen Jerome aus dem schauderhaften Gefängniß.

„Ich bin's! Ich bin's, Bruder Jerome! Dein Retter und Freund, Jean Chervais. Juble, altes Herz! Unsre Zeit ist gekommen! Die Zeit unsrer Rache und unsrer Herrschaft! Es gibt keinen König von Frankreich mehr, keinen Adel, keine Aristokraten! Frankreich ist frei! ist eine Republik und wir sind wichtige Leute geworden; denn uns verdankt das Vaterland die Freiheit.“

„Freiheit?! frei?! Auch ich bin frei! Diese Mönche haben keine Gewalt mehr über mich?“ rief Jerome, wie aus einem Traum erwachend, und faßte sich an der Stirne, um sich zu überzeugen, daß er nicht noch träume.

„Du bist der Herr und Gebieter dieser alten Glatzköpfe,“ erwiederte Chervais. „Winke, und sie müssen sich vor dir im Staube winden. Denn wir sind gekommen, dich zu unserm Anführer zu wählen. Ermanne, ermuthige dich, damit du die Paar Tropfen Lebenszeit, die dir noch vergönnt sind, mit Wonne schlürfest.“

„Ja, das will ich. — Lebt Pater Antoine noch?“

„Ja!“

„Ruft ihn herbei. Ich muß mit ihm reden.

Jetzt geht mein Herz auf in großer Rachelust. Ich will mich an seinen Qualen weiden.“

„Er ist nach St. Laurent geritten.“

„Auf denn, nach St. Laurent, ihr Brüder! Aber erst gebt mir Wein! Ich habe lange Jahre danach geschmachtet, und der Klosterkeller ist voll. Gebt mir auch so eine Mütze! Ein Schwert und eine Fackel!“

Die Keller wurden erbrochen, und das Gesindel nahm bald vom ganzen Kloster Besitz. Die Mönche suchten ihr Heil in der Flucht. Als alles ausgeplündert war, schleuderte Jerome, rachelechzend seine Fackel in das Gebäude, und eh' eine Stunde verging, stand das heilige Haus in lichten Flammen. Jerome und Chervais ritten mit einigen Andern an's Ufer. Chervais machte ein Boot los und wild frohlockend setzten sie über den Strom. Als der Tag grauete, langten sie bei St. Laurent an, und fanden den alten Mönch, Romain und Miché beisammen. Da jauchzte Chervais kannibalisch. Gefesselt wurden alle abgeführt zu den rauchenden Trümmern des Klosters, wo die Bande sie in Empfang nahm. Jerome war ein seinem Käfig entronnener Tiger geworden.

Es war Nacht. Pater Antoine und Romain saßen in einem Gefängniß. Das letzte Mondsviertel warf durch das eiserne Gitter eine melancholische Dämmerung in den Kerker. Der Gerichtstribun, der ihnen verkündigt hatte, daß sie mit dem Frühstrahl des folgenden Morgens unter der Guillotine sterben würden, hatte das unfreundliche Gemach eben wieder verlassen, und seine Schritte waren draußen verhallt. Ein langes düsteres Schweigen erfüllte den engen Raum. Endlich begann der Hundertjährige: „Und du machst mir keinen Vorwurf, Romain?“

„Was hätt' ich Euch vorzuwerfen?“ versetzte dieser. „Ihr habt an mir gethan, was Recht war; ich an Euch das Gegentheil. Valère war mein böser Genius. Er hat mit dem Leben gebüßt, von Gottes zürnendem Blitz selbst getroffen, vor dem er stets so große Furcht hatte. Es ist billig, daß auch ich mein schuldbeladenes Leben verliere. Ich bitte Euch reumüthig um Verzeihung, mein Vater. Legt Eure heilige Hand auf mein Haupt und gebt mir Euren Segen!“

„Tausendfältig, mein wiedergefundener Sohn! Aber ich will dir mit nicht minderer Reue bekennen, daß es mein unmäßiger Stolz, daß es die frevelhafte Abgötterei mit der Ehre, die ich zu meinem Gott erhoben hatte, war, die mich und dich zu Grunde gerichtet haben und meines Geschlechtes blühenden

Stamm von der Erde vertilgen. Ja, ich hätte dich Verblendeten, Verführten, an mein liebendes Herz schließen, ich hätte dich mit dem Born der Liebe tränken sollen, statt dessen stieß ich den Fehlenden von mir und verdammte dich, dich, der die wahre Liebe nie gekannt hat. Aber so alt ich war, dennoch war ich selbst ein Verblendeter. Namenlose Leiden hatten mir noch keinen hellen Blick über mich selbst gewährt; erst der gewisse Tod öffnet mir die Augen. Höre die Geschichte vom Untergang unsres Hauses, mein Sohn! Dann laß uns gegenseitig vergeben und mit einander das Gerüst beschreiten, von welchem wir nicht mehr lebend herabkommen. In dem seltsamen Umstande aber, daß ich hundert und vier Jahre alt werden mußte, um durch Henkershand zu sterben, erkenne mit mir Gottes furchtbare aber gerechte Vergeltung. Ich war Vater zweier Söhne; die Mutter derselben war in jene Heimath hinübergegangen, die wir morgen betreten. Der älteste meiner Söhne, Theophile, war glücklich verheirathet; er war dein Großvater. Der zweite diente in der Armee und wurde in unsre überseeischen Kolonien gesandt. Dein Vater war zwei Jahre alt, als seine Mutter in Folge einer abermaligen Niederkunft hart erkrankte. Zu ihrer Pflege kam ein nicht mehr junges Fräulein in's Haus, die nah mit ihr verwandt, aber arm und mittellos war. Dieser Umstand mochte der Grund sein, daß Charlotte noch

keine Partie gemacht; denn sie war schön gebaut, hatte angenehme Züge und ein sanftes, herzengewinnendes Auge, sie war häuslich und arbeitsam und zeigte sich vor allem höchst anspruchslos. Ich bewunderte lang im Stillen das freundliche friedliche Walten dieses Mädchens. Die rastlose, sorgsame stets milde Pflege, die sie der Kranken angedeihen ließ, brachte mich bald auf den Gedanken: welch' eine treffliche Pflegerin deines Alters müßte Charlotte werden! Von diesem Gedanken hatte ich nicht weit zu dem Entschlusse, ihr meine Hand anzubieten. Ich war damals vier und fünfzig Jahre alt, aber an Geist und Körper kräftig und frisch, wie ein Dreißiger. Ich war gewohnt, rasch zu handeln, und so folgte dem Entschluß die That auf der Ferse. Als sie Abends vom Bette meiner Schwiegertochter, die eben eingeschlummert war, in den Garten trat, um sich zu ergehen, gesellte ich mich zu ihr, und machte ihr in ernsten, würdigen Worten meine Eröffnung. Sie nahm sie gütig auf, und wir verlobten uns an jenem Abend. Bei der trüben Stimmung, die die Krankheit meiner Schwiegerin im Hause hervorgebracht hatte, war es unser gegenseitiger Wunsch, erst nach Genesung derselben mit unsrer Verbindung hervorzutreten. Vor der Hand sollte sie unser Geheimniß bleiben. Aber der Himmel fügte es anders. Die Krankheit nahm plötzlich eine schlimme Wendung, und raffte die uns Allen liebe

Frau dahin. Nach Beendigung der Trauerzeit machte ich meinen Sohn mit meinem Willen, mich mit Charlotte zu vermählen, bekannt. Theophile erblaßte und stammelte einen unzusammenhängenden Glückwunsch. Ich war unzufrieden mit seinem Benehmen, doch hatte ich von der wahren Quelle desselben keine Ahnung. Unsre Hochzeit wurde still und prunklos gefeiert, und ich fühlte mich sehr glücklich in Charlottens Besitz. Doch nach Verlauf einiger Wochen bemerkte ich eine auffallende Unruhe an meiner Gemahlin. Mein Sohn welkte dahin und sah sich bald nicht mehr ähnlich. Anfangs schrieb ich seinen Zustand der Trauer um sein geliebtes Weib zu, bald aber, als ich wahrnehmen mußte, wie er mich absichtlich mied, kam mir die Sache bedenklich vor. Ich hatte damals einen Koch, einen blutjungen, aber sehr gewandten Kerl, den ich zu den verschiedensten Geschäften brauchte, und der sich in Alles zu finden und zu schicken wußte. Dadurch hatte sich der Bursche bald mein volles Vertrauen erworben, und ich blieb nicht ohne Beweise von seiner Seite, wie sehr er dasselbe verdiene. Ich kann sagen, der Mensch zeigte eine beispiellose Anhänglichkeit an mich, und ich liebte ihn sogar dafür. In diesem Bilde wirst du schwerlich den fürchterlichen Jakobiner, unsern Verderber, den ehemaligen Klosterkoch Jerome wieder erkennen; und doch ist er derselbe. — Jerome im Besitz meines Vertrauens

lenkte meine Aufmerksamkeit auf meine Gemahlin und meinen Sohn. Der Dämon der Eifersucht erwachte in mir und peinigte mich mit entsetzlichen Qualen. Ich will schnell über diese Zeit hinwegeilen, damit wir uns die Todesstunde nicht verbittern. Von mir beauftragt, umschlich Jerome die beiden Beargwöhnten, und er meldete mir, daß sie sich heimlich sprächen. Ich gab vor, eines Nachmittags in's Kloster reiten zu müssen, dessen Schutz- und Schirmherr ich war, und erst am folgenden Morgen wiederkehren zu können. Aber schon am Abend kehrte ich zu Fuß heimlich, bebend, mit einem Degen bewaffnet in mein Haus zurück. Ich fand meinen Sohn zu den Füßen meines Weibes. Meine Wuth über die Befleckung meiner Ehre überstieg alle Schranken; ich kannte mich nicht mehr. Von meinem Degen verwundet, entfloh er, der gräßlichste Vaterfluch dröhnte ihm nach. Ich verfluchte ihn, sein Kind und sein Haus, nicht bedenkend, daß es auch das meinige war. Meine ohnmächtige Gemahlin ließ ich in ihre Zimmer bringen, und ihr später befehlen, diese nicht mehr zu verlassen. Ihre flehendlichsten Bitten, ihr einen Besuch zu schenken, vermochten meinen beleidigten Stolz nicht zu brechen, vielmehr setzte mich die Nachricht, daß sie gesegneten Leibes sei, in noch gewaltigern Zorn. Ich sah sie nicht wieder. Ein Menschenfeind geworden, trieb ich mich in Paris und Bordeaux herum, aber ich war

ein Einsiedler in diesen Städten. Auf jedem mir bekannten Gesicht glaubte ich ein Spötteln über mich alten, betrogenen Mann zu lesen. Einen Brief meines Sohnes, den er, wie mir versichert wurde, sterbend an mich geschrieben hatte, sterbend an der Wunde, die er von meiner Hand erhalten, öffnete ich nicht. Erst nach sechs Jahren habe ich ihn mit Schrecken gelesen. Charlotte wurde von einer Tochter entbunden. Ich befahl dem Koch, den Bastard, das Kind meiner Schande, in der folgenden Nacht zu ersäufen. Er war ein nur allzupünktlicher Vollstrecker meines Befehls. Nach ihrer Genesung verwies ich meine Gemahlin in's Kloster der büßenden Frauen nach Royan. Sie ging schweigend, ohne Widerrede. Auch ließ sie mich um keine Unterredung mehr bitten. Es wäre doch vergeblich gewesen. Nun glaubte ich meine Rache gesättigt, meinem beleidigten Stolze genügt, meine beschmutzte Ehre wieder rein gewaschen zu haben. Aber ich horstete einsam auf meinem Schlosse. Da schreckte mich zuerst die Nachricht auf, daß mein zweiter Sohn einer Epidemie erlegen sei. Der einzige Sproß meines Hauses war Charles, dein Vater. Er war ein schwächliches Kind; mir grauste, als ich meinen Fluch auf ihn wirken sah. Ich ließ ihn mit aller möglichen Sorgfalt in Bordeaux erziehen. Sechs Jahre waren in diesem dumpfen Groll vergangen, da erschien eines Tages der Beichtvater des Nonnen-

klosters in Royan auf St. Laurent, ein ehrwürdiger, edler Greis, und ersuchte mich, auf eine Weile mit ihm an das Sterbebette meiner Gemahlin zu treten, die sich nicht ablehnen ließ. Ich sah Charlotten wieder, aber ich erkannte sie nicht mehr, so hatten sie die Leiden heruntergebracht. Und sterbend, mild und versöhnt mit mir, schwur sie mir zu, die eheliche Treue niemals verletzt zu haben. Sie schwur, meinem Sohn mütterlich zugesprochen zu haben, als er ihr seine Leidenschaft gestanden, sie versicherte, daß er ihr gelobt, den andern Morgen daß Schloß zu verlassen, als ihn meine Wuth getroffen. Auf diese Aussage nahm sie den Leib Christi und verschied in meinen Armen. Male dir selbst die Gefühle, mit welchen ich in mein Schloß zurückkehrte. Mein erstes Geschäft war, den Brief meines Sohnes zu öffnen und zu lesen. O Himmel! er bestätigte die Aussage meiner Gemahlin. Charlottens stille Tugenden, so schrieb er, hätten sein Herz schon während der Krankheit seiner Gemahlin gerührt und er habe still bei sich gelobt, wenn ein unerbittliches Schicksal ihm die Lebensgefährtin rauben sollte, Charlotten zur Nachfolgerin derselben zu machen. Die Trauer um die Dahingeschiedene habe ihm nachher verboten, mit Charlotten gleich darüber zu reden, doch habe sich die Liebe zu ihr immer wärmer in seinem Herzen befestigt.. Und als nun die Trauerzeit vorüber gewesen, als er von fern auf eine Verbindung mit

der Lieblichen habe hindeuten wollen, sei er von der Kunde, daß Charlotte die Verlobte seines Vaters sei, niedergeschmettert worden. Jetzt sei seine Liebe zur Leidenschaft gesteigert worden, und um sich Ruhe zu erringen, um nicht als Opfer dieser Leidenschaft zu fallen, um nie in Versuchung zu gerathen, die Kindespflicht zu verletzen, habe er den festen Vorsatz gefaßt, das Haus seiner Väter zu verlassen. Aber es sei ihm unmöglich gewesen, stillschweigend von Charlotte zu gehen; es habe ihn gedrängt, ihr sein krankes Innere zu enthüllen, und von ihr Beruhigung, Trost, Frieden mit auf den Weg zu nehmen. Und aus keinem andern Grunde habe er einige geheime Unterredungen mit ihr gehabt; ihre Person sei ihm heilig gewesen, er habe sie nur als guten Engel des Hauses betrachtet, von dem er seinen Theil Himmel nehmen und mit in die Fremde tragen gewollt. Das schwöre er mir als ein Sterbender zu. — Meine Verzweiflung kannte jetzt eben so wenig Grenzen, wie früher meine Wuth. Ich hatte meinen Sohn, mein Weib, ja sogar mein eben gebornes Töchterlein ermordet, alle unschuldig! — Vier Wochen darauf war ich Mönch des Klosters Mont-Croix. Derselbe Mann, der mir früher als Werkzeug gedient hatte, wurde später Klosterkoch; ihm konnte ich keine Schuld beilegen, und doch hat mich später zuweilen bedünken wollen, als sei er nicht ganz schuldlos gewesen. Ich habe mit ihm nicht wieder

darüber gesprochen. Aber ich erkenne Gottes Richterarm, daß dieser Jerome unser Verderber, gewissermaßen der Vertilger unseres Hauses ist. — Mein frevelhafter Fluch schien auf meinem Enkel verderbend zu lasten. Er wuchs auf und studirte die Rechte, aber ein Wurm nagte früh an seinem Leben. Seine Gemahlin, deine Mutter, schien von seiner Krankheit angesteckt zu sein; sie starb früh, und auch er welkte dahin. Du warst ein ungerathener Sohn und machtest meinem Namen Schande. Ich vergaß auch gegen dich, was ich gegen meinen Sohn und mein Weib vergessen hatte. Und so hat sich denn das grausige Schicksal erfüllt. Ich selbst, der erste Sünder, muß mit dem zweiten Sünder zugleich fallen, und der Urheber der Schuld ward bis zur Söhnung aufgespart."

Pater Antoine hatte noch nicht lange seine Erzählung beendigt, als die Thüre des Kerkers geöffnet wurde, und Jerome, von einigen fackeltragenden Trabanten begleitet, herein trat. „Ich habe Eure Erzählung hinter jenem Gitter belauscht, Alter," sagte er höhnisch, „und ich komme, Euch zu sagen, daß Eure sterbende Gemahlin Euch eine Kleinigkeit zu sagen vergessen hat. Ich will es nachholen. Ich war in Leidenschaft gegen sie entbrannt, und hoffte von ihr, als Euerm Eheweibe, beglückt zu werden. Als sie mich kalt und bestimmt abwies und mich meine Niedrigkeit fühlen ließ, schwur ich ihr Rache.

Eures Sohnes Faselei lieferte mir dazu die beste Gelegenheit. Ihr schenktet mir Euer Vertrauen, und ich kühlte meine Rache, wenn auch nicht meine Begierde. Diese glühte lange und trug sich von der Mutter auf die Tochter über. Denn ich habe Euer Töchterlein nicht ersäuft, wie Ihr mir geboten; ich konnte mich an dem Würmlein nicht vergreifen. Ich legte es in der Nacht in einen Kahn, der Euch gehörte, und ließ denselben stromabwärts treiben. Dieser Kahn blieb am Felsen Corduan hängen, und das Mädchen, das man Brigide Fille d'Orage nannte, war Eure leibliche Tochter. Ich allein wußte es, aber ich fühlte keinen Beruf, es Euch zu sagen; denn Ihr zeigtet Euch mir abhold, kalt, barsch und thatet kaum, als kanntet Ihr mich. Und wie ich Euch schon sagte, die Leidenschaft, welche mir Eure Gemahlin eingeflößt, wurde von deren Tochter später auf's neue angefacht, und, wie die Sachen jetzt in der Welt stehen, mögt Ihr und Jedermann es jetzt erfahren, daß Niemand weiter als ich der Vater von Vaubourg d'Eclair ist, und daß also hinter dem Blitz nur ein gemeiner Komödiant steckt."

Hohnlachend ging er von dannen, der tückische Greis. Pater Antoine hatte die Hände gefaltet und betete still. Es wurden wenig Worte mehr zwischen den Gefangenen gewechselt.

Der Tag war unterdessen angebrochen und die Schergen traten herein, ihre Opfer abzuholen. Der

Hundertjährige segnete seinen Urenkel. Dann gingen sie auf das Schaffott. Das erste Haupt, welches fiel, war das des Advokaten Gensonné, der im Departement der Gironde eingefangen worden war. Bald kam es an Miché Charbon und auch an Romain St. Laurent; beide starben mit Fassung. Der erstere mit Vaubourgs Namen auf den Lippen. Betend stand Pater Antoine ihm zur Seite, und hoffte, daß es dann an ihn kommen sollte. Aber die Guillotine wurde in Ruhe gesetzt, und als sich der Greis fragend umsah, verkündete man ihm, daß er begnadigt und im Besitz seiner Güter gelassen sei. Weinend flehte der Alte um den Tod; er sah in dieser Begnadigung einen fürchterlichen Hohn; aber man bedeutete ihm, daß er sich sofort auf sein Schloß zu verfügen und dort als Bürger St. Laurent zu leben hätte. Ehrfurchtsvoll kam die Menge, küßte den Saum seines Kleides und flehete um seinen Segen. Er spendete ihn reichlich. Im tiefsten Jammer über sein Geschick, fiel ihm plötzlich Vaubourg ein. „Sie lebt!“ rief er, „und ich lebe für sie!“

Augenblicklich besorgte er seine Abreise aus Bordeaux.

Es war schon Nacht, als der hastige Greis in dem Schifferdörfchen anlangte. Ein unklares Gefühl drängte ihn zur Eile, als müsse er die letzte Neige seines Lebens noch wohl benutzen. „Noch ist mein Geschlecht nicht ganz ausgestorben,“ sprach er. „Auf

dich, du letzter, unglücklicher Sproß, will ich all' meine Liebe häufen, auf dich meine Güter vererben. Du sollst die reiche Herrin von St. Laurent werden! Du sollst meine Tochter, mein Alles sein. An dir will ich wieder gut machen, was ich an deiner Mutter verbrach. In deinen Armen will ich sterben, deshalb eile ich so sehr. Du sollst dem lebensmüden, hundertjährigen Greise die Augen zudrücken."

Er fand sie nicht mehr im Dorfe. Sie war kurz vorher bei Miché's Mutter gewesen, und war sehr bewegt, ja bitter weinend von derselben geschieden. Der Greis eilte ungeduldig an das Meerufer hinab, um einen Schiffer zur Ueberfahrt nach dem Leuchtthurm zu dingen. Sehnsüchtig richtete er das greise Auge in die Weite dem Leuchtthurm zu, und bebte vor Verlangen, Vaubourg an's Herz zu drücken. Unterdessen war ein Gewitter aufgezogen; es blitzte und donnerte. Der sehnsüchtige Greis war nicht abzuhalten. Seine zitternden Hände ergriffen sogar eine Ruderstange, als das Boot abgestoßen war. Er trieb die Knechte und versprach ihnen reichen Lohn. Die Fahrt ging schnell, von Blitzen umleuchtet. Das Feuer des Thurms strahlte, und Pater Antoine jauchzte fast, als das riesenhafte Gebäude in dunkeln Umrissen aus der Fluth emporstieg. Sie langten an. Da stieß der Schiffer mit der Ruderstange an einen Körper im Wasser, ein greller Blitz zeigte eine schwimmende Leiche.

„Wer ist's?!“ schrie der Greis ahnungsvoll in entsetzlicher Angst. Die Leiche wurde in das Boot gezogen. Ein zweiter Blitzstrahl beleuchtete ihr Antlitz. Man erkannte Vaubourg. Stumm stürzte der Hundertjährige auf die Leiche der Seherin.

Charlotte Auguste,

Prinzessin von Wales und Sachsen-Coburg.

Ein Lebensbild.

Das Leben ist der Güter Höchstes nicht! mag der durch rastlose Forschung zu großen Resultaten gelangte Philosoph, mag der von höheren Gebilden, als das nackte, trockene Leben sie gibt, umschwebte Dichter ausrufen: über wen die gütigen Götter das ganze Füllhorn all' ihrer zauberischen Gaben ausgossen, wem auf Erden kaum ein Wunsch übrig blieb, und der in weisem Genuß ihre Erfüllung sich nicht alle erlaubte, kann für ihn noch ein höheres Gut sein, als das Leben selbst? Eine Frau, der die Grazien schon an der Wiege lächelten, der Hebe mit ihren schönsten Blumen das Haupt umschmückte, vor deren Blicken Plutus die Schätze des Erdbodens ausbreitete, welcher Venus ihren Zaubergürtel lieh und das meerumgürtete Albion drei mächtige Kronen schmeichelnd auf das erste Lager warf, — eine Frau, von vielen Millionen angebetet, die einst von ihr Heil und Segen mit schönem Vertrauen erwarteten, eine Fürstentochter, Großbritanniens Erbin, unaussprechlich glücklich durch die Liebe, durch die unbeschränkte Wahl

ihres eigenen Herzens, konnte ihr noch ein höheres Gut zu wünschen übrig bleiben, als das Leben? Und ihr entriß es ein hartes Verhängniß, als sie den Becher jenes Glückes kaum gekostet, als sie kaum zu ahnen gelernt hatte, welchen erhabenen Standpunkt sie in der Reihe menschlicher Wesen einzunehmen gewürdigt war, als der wärmste, duftigste Frühlingshauch der Jugend sie eben umfächelte, als die Knospe zur Rose aufzubrechen eben begriffen war. Die Wehmuth möchte jedes Herz in Thränen auflösen, wenn es das Schönste auf Erden den unerbittlichen Pfeilen des Geschicks am meisten ausgesetzt, am ersten erliegen sieht. Doch das ist ja das Loos des Schönen auf der Erde. —

Charlotte Auguste war das einzige Kind Georgs, Prinzen von Wales, nachmaligen Königs von Großbritannien, und Karoline Louise Elisabethe, zweiter Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Sie wurde am 7. Januar 1796 geboren, und am 22. Februar getauft, wobei der König Georg III., die Königin, der Herzog und die Herzogin von York die Pathenstelle versahen. Bald nach der Geburt der Prinzessin entspann sich zwischen ihren erlauchten Eltern jenes Mißverhältniß, welches zwanzig Jahre später die Augen von ganz Europa, ja Amerika auf sich zog und der Gegenstand ärgerlicher Oeffentlichkeit wurde, deren Erinnerung nicht einmal in diese Blätter gehörte, wäre sie nicht in

Bezug auf die Bezeichnung der geistigen Entwickelung der Prinzessin Charlotte Auguste unerläßlich. Schon drei Monate nach der Geburt derselben fand die unglückliche Trennung ihrer Eltern wirklich statt; uns ist einen Blick in die nähern Verhältnisse zu thun nicht vergönnt, doch hoffen wir zur Ehre der in der Gemahlin des Königs von England gekränkten Weiblichkeit, künftige Zeiten werden manches Truggewebe zerstören und die unglückliche Dame vor dem Richterstuhl der Geschichte rechtfertigen und freisprechen. Zum Glück war der Bruch in den ersteren Jahren nicht so groß als er später wurde, und so blieb der Mutter nicht aller Einfluß der Liebe und Sorgfalt auf die einzige Tochter verwehrt, die in der zartesten Kindheit schon liebenswürdige Talente entwickelte und dadurch der Prinzessin-Mutter ihr Loos zum Theil versüßte. Die nähere Aufsicht über das Kind war der verwittweten Gräfin von Elgin anvertraut, welche mit ihr in Schrewsbury-House wohnte, unweit des Palais der Prinzessin von Wales, Mutter. Diese besuchte ihr Kind regelmäßig an einem bestimmten Tage in der Woche, der für beide jedesmal ein Festtag war. Die übrige Zeit war dem Unterrichte der Thronerbin gewidmet. Wie Charlotte Auguste schon in ihrem fünften Jahre mit vollem Recht die schönsten Erwartungen des ganzen britischen Volks erregte, beweist eine Aeußerung des ehrwürdigen Bischofs Porteur, welche er am 7. August

1801 in seinem Tagebuche niederschrieb. Sie lautet also: „Gestern brachte ich einen höchst angenehmen Tag in Schrewbury-House, der Residenz der Prinzessin Charlotte von Wales, zu. Das Wetter war schön, die weite, reizende Aussicht gewährte uns einen herrlichen Blick auf die von Schiffen aller Art bedeckte Themse. Auch sahen wir die Prinzessin; sie ist ein reizendes bezauberndes Kind, und wenn wir den erhabenen Platz bedenken, den sie einst einnehmen wird, muß sie uns höchst interessant und wichtig erscheinen.“

„Mit großer Genauigkeit und vielem Anstande sagte sie mir einige Hymnen her, und als Jemand bemerkte, daß, wenn sie in's Seebad nach South-End in Essex gehen würde, sie sich in meiner Diözese befände, so fiel sie auf die Knie und bat um meinen Segen. Aus vollem Herzen ertheilte ich ihn ihr und meine Seele wendete sich zu Gott im Gebete, daß er ihr die Kraft verleihen möge, ihren hohen Standpunkt mit jeder christlichen Tugend zu zieren, und einst als Königin wahre Gottesfurcht und Glückseligkeit über jeden Theil ihres Reiches zu verbreiten.“

Im Jahr 1806 ernannte der König den Bischof von Exeter, einen Mann von strenger Tugend in Wort und That, und von vorzüglicher Gelehrsamkeit, zum Privataufseher über den Unterricht der Prinzessin.

Unter seiner Leitung und des Doktor Fischer,

nachherigen Bischofs von Salisbury, so wie des Doktor Nott vortrefflicher Mitwirkung wurden Charlottens Kenntnisse gewissermaßen klassisch ausgebildet. Unbemerkt führten diese gelehrte Männer ihren zarten aber hochbegabten Geist auf alle Felder des Wissens und ließen ihn Blumen pflücken, so daß sie sich gleichsam spielend bald einen reichen Schatz von Kenntnissen gesammelt hatte. Als der Bischof von London im Hause ihrer Mutter zu Blackheath mit ihr zusammentraf und sie auf der Mutter Wunsch examinirte, bezeugte er, daß sie in allen Zweigen der englischen Literatur ihrem Alter gemäß außerordentlich wohl unterrichtet sei, und daß ihre Fortschritte in den Lehren der Moral und des Christenthums ihn in Erstaunen gesetzt hätten.

Im Jahr 1807 wurde die Prinzessin der Obhut ihrer erlauchten Mutter entnommen und einer glücklich gewählten Oberhofmeisterin, der allgemein hochgeschätzten Lady de Clifort, zur ferneren Ausbildung übergeben. Zwei andere Damen Ms. Campbel und Ms. Udney sollten mit der Lady vereint bis zu einem reiferen Alter auf die körperliche und geistige Entwickelung des königlichen Sprößlings einwirken. Charlotte stand damals im zwölften Jahre, aber ihre Kenntnisse erregten allgemeine und gerechte Bewunderung: sie war in allen englischen Klassikern sehr bewandert, wußte sich selbst sehr zierlich und gewandt in ihren brieflichen Aufsätzen auszudrücken, studirte

die lebenden europäischen Sprachen mit Eifer, betrieb die schönen Wissenschaften, vorzüglich aber Musik, mit Begeisterung, und erlangte sogar viele Kenntnisse der Alterthümer, besonders der ihres Vaterlandes, in welchem Zweige des Forschens sie durch ihre zweite Hofmeisterin, Ms. Udney, sehr unterstützt wurde. Die Entfaltung ihres Geistes, das leichte Fassungs- und Beurtheilungsvermögen, die nahende Reife so mancher andern vortrefflichen und seltenen Anlagen berechtigten von Jahr zu Jahr zu immer schöneren Erwartungen, und mit steigendem Enthusiasmus blickte das englische Volk auf die liebenswürdige Enkelin seines frommen Königs, die nicht allein einst seine Krone, sondern auch alle schönen und großen Eigenschaften desselben zu erben versprach. Was man im Publikum über Charlottens Fortschritte erfuhr — und in England ist ja alles öffentlich — gab zu wahren Volksfesten Veranlassung, und man blickte zu ihr wie zu einer gütigen Gottheit auf. Denn nicht blos einen talentvollen Geist, auch ein edles, weichgeschaffenes Herz, ein sanftes, wohlwollendes Gemüth enthüllte Charlotte nicht nur ihrer Umgebung, sondern Jedermann, der das Glück hatte, sie zu sehen und zu sprechen. Wer hätte auch nicht einer Thronerbin zujubeln, wer sich nicht glücklich preisen mögen, einst unter dem Scepter eines weiblichen Wesens goldene Tage des Friedens und Rechts zu erleben, und den Thron einer Königin zu stützen,

von der man schon jetzt so herrliche Charakterzüge, solche entzückende Beweise von Menschenliebe, von Wohlwollen, von Herzensgüte, von rein christlichem Sinn vernahm, wie die folgenden, aus vielen herausgewählt sind? Einst wollte sie einen vorgeschriebenen Tanz durchaus nicht tanzen, und als der Lehrer dennoch darauf bestand, erlaubte sie ihm das Zimmer zu verlassen. Aber einen Augenblick später lief sie selbst ihm nach, und ihren dringenden Bitten, zurückzukehren, fügte sie das Versprechen bei, die Stunde gehörig auszuhalten, und sich nie mehr zu widersetzen. Der Lehrer willigte gerührt ein, und sie strengte sich an, seinen Beifall zu erlangen. Der Prinz von Wales, von diesem Vorfall in Kenntniß gesetzt, gab Befehl, jenen Tanzlehrer von seiner Tochter zu entfernen, da er nicht Jemanden um sie wünsche, die ihr zuwider sei.

Kaum hatte Charlotte von dieser Verfügung vernommen, als sie untröstlich ihren Vater bat, ihr den Lehrer zu lassen, weil sie allein wegen ihrer eigensinnigen Widerspenstigkeit zu tadeln sei. Ihre Bitten setzten es durch; der Lehrer wurde beibehalten.

Mr. Bryan Early, ein geschickter Obergärtner in den Gärten der Lady de Cliffort, wurde seiner großen botanischen Kenntnisse wegen von der Prinzessin mit einem Kasten voll Instrumente beschenkt, die sie selbst eingekauft hatte; später überreichte sie ihm auch

eine schöne Oxford'sche Bibel, worein sie selbst folgende Zeilen geschrieben hatte:

„Als einen Beweis meiner aufrichtigen Werthschätzung überreiche ich Bryan Early dies Buch der Bücher und hoffe, daß er sich stets dabei erinnern wird der ihm wohlwollenden und freundlich gesinnten

Den 5. Mai 1808.

Charlotte."

Ihr zarter Körperbau machte den Gebrauch des Seebades nothwendig, um ihre Gesundheit zu stärken. Ihr Wohnort wurde, ihrem eigenen Wunsch gemäß, deshalb nach Bagnor verlegt. Lady de Clifford begleitete sie auch dahin als Oberhofmeisterin. Von früh war es ihres Vaters, des Prinz-Regenten, strenger Wille gewesen, Charlottens reines Gemüth nicht durch Hofton und all' sein widriges Gefolge zu verderben; nicht die schwüle Hofluft sollte dem Wachsthum der freien natürlichen Entwickelung der zarten Pflanze schaden, und ihr Aufenthalt zu Bagnor war vorzüglich geeignet, diesen Plan auszuführen. Ungehemmt entfalteten sich in reizender Liebenswürdigkeit alle Eigenschaften der jungen Weltbürgerin, des harmlosen Mädchens, des von froher Laune bewegten, oft bis zum Uebermuthe heitern Kindes, welches gerade an die Grenze des Jungfrauenalters trat, und kein ängstlicher Pedant durfte die Ausbrüche jugendlichen Frohsinns bekritteln, kein

steifer Höfling seine Glossen über die Freiheit machen, welche man der Thronerbin Englands vergönnte, um eine Tochter der Natur, wie andere Kinder zu sein. Es war gewiß ein Zeichen der vortrefflichsten Eigenschaften der Prinzessin, daß sie einen unerschöpflichen Humor besaß, der sich oft recht schelmisch äußerte, und dem sie mit einiger Lust zuweilen den Zügel schießen ließ; ja diese Aeußerungen ungetrübter Lebenslust drückten der Vortrefflichkeit ihres Charakters und ihres Gemüths erst den Stempel der schönsten menschlichen Vollendung auf. Die Prinzessin hatte vier kleine graue Pferdchen, welche sie vorzüglich liebte und sogar selber leitete, wenn sie spazieren fuhr. Drei- bis viermal in der Woche fuhr sie aus, sobald sie gebadet hatte; die ehrwürdige Oberhofmeisterin befand sich meist allein mit ihr im Wagen, und hier geschah es denn, wo der Ernst dieser Dame, mit der scherzhaften Laune der Prinzessin im schärfsten Kontraste, nicht von den liebenswürdigen Neckereien der Letztern verschont blieb. Die junge muthige Wagenlenkerin erlaubte sich dann wohl den Scherz, auf dem großen zu diesen Lustfahrten bestimmten Felde aus dem Wege und Gleise zu fahren, über Stock und Stein, holperigen Boden und Hügel hinabzujagen und die bejahrte Aufseherin in Angst und Schrecken zu versetzen. Sehr launig erwiederte sie dann wohl auf alle dringende Vorstellungen der Lady, daß solch' ungewohnte Bewegung der Gesund-

heit der verehrten Matrone nicht anders als höchst zuträglich sein könne. So sprudelte die Jugendlust bei ihr über; aber sie überschritt dabei nie die Grenzen des Anstandes, sie vergab sich ihrer Würde nichts, deren Gewicht sie schon als Kind deutlich zu fühlen schien.

Wenn sie sich nicht von ihren Grauschimmelchen, Geschenk ihres Vaters, in der Gegend herumziehen ließ, so durchstreifte sie dieselbe frei und ungezwungen, und aller ihrer lästigen Gesellschaft entbunden, zu Fuße, in einem einfachen grünen Kleidchen, besuchte die Einwohner der Hütten, eine ihr liebgewordene Pfarrerstochter, theilte mit Freuden ihre Börse an Arme aus, und öffnete je zuweilen freundlich den Durchpassirenden das Gatterthor eines Hauses in Bagnor, und es machte ihr viele Freude, wenn Niemand den Rang des dienstwilligen Mädchens ahnete und die Leute sich freundlich bei ihr bedankten, nicht anders, als sei sie die Tochter eines Landwirths.

Bei stürmischem Wetter liebte sie es sehr, am Gestade des Meers herumzustreifen und sich am Aufruhr des Elements zu ergötzen. Ihr Herz wurde für das Große und Ungeheure in der Natur wie im Leben empfänglich. Dort sammelte sie sich auch Beeren von verschiedenen Seepflanzen, welche sie nachher zu Halsbändern reihte. So reichten sich der tiefste Ernst und das heiterste Spiel stets bei ihr die Hand, sie

durchschaute den Spiegel des Lebens, ohne es selbst zu wissen. Auf Befehl ihres Vaters war alle lästige Gesellschaft gänzlich von ihr entfernt, sie durfte sich und ihrer Neigung ganz ungestört leben, nur von zwei ihr theuern Familien von hohem Rang umgeben. Den Morgen brachte sie mit ernsten Studien, den Abend fast immer im engern freundschaftlichen Kreise mit Beschäftigungen zu, welche nur zu ihrer Erholung dienten. In der ganzen Gegend kannte sie jeden Hülfsbedürftigen, jeden Kranken, und empfahl besonders die kranken Kinder der genauesten Sorgfalt des Doktor Davis, damaligen Badearztes zu Bagnor. Alle Herzen flogen ihr, dieses huldreichen, thätigen Wohlwollens wegen, entgegen; von Bagnor aus ging ihr Lob durch ganz England, und Jedermann pries sich glücklich, eine solche Königsenkelin zu haben. Auch besuchte sie zuweilen ihren Vater in Carlton-House, so wie ihren Großvater zu Windsor, und der Monarch, damals schon an Geisteskrankheit leidend, nahm den innigsten Antheil an ihrer muntern Laune und der erstaunlichen Entwickelung ihrer geistigen Fähigkeit. Die edeln Bemühungen des Königs gingen stets dahin, das junge Herz seiner Enkelin zur Tugend und Frömmigkeit zu lenken, und dies Bestreben gelang ihm vollkommen, aber leider erfreute sich sein Geist später nicht der herrlichen Früchte der zarten wohlgepflegten Blüthen. Mit welcher Liebe der König an Charlot-

ten hing, zeigte sich vorzüglich am Tage seines fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläums, welches die ganze englische Nation mit wahrer Begeisterung feierte. Der Augenblick, in welchem er den Glückwunsch seiner Enkelin empfing, und in ihr mit Entzücken die künftige Erbin seines Reichs sah, schien nicht allein für den greisen König, sondern für den ganzen Hof und das ganze Volk der schönste des Festes zu sein.

Von jenem wichtigen Tage an bemerkte man in Charlottens Seele eine weit feierlichere Stimmung und eine bestimmt ausgesprochene religiöse Richtung. Die Lehren der Weisheit und Tugend, ihrem Herzen so sorgfältig eingeprägt und so willig von ihm empfangen und bewahrt, waren nun zum wahren Eigenthum ihres Gemüths geworden; der erhaltene Schatz war verarbeitet und gehörte ihr nun ganz an; aus ihrem offenen seelenvollen Auge strahlte der Friede Gottes, auf ihrer hohen, edlen Stirn lag die Erkenntniß der Wichtigkeit und Würde ihres Standes, und ihren geläuterten Begriffen war ein gesetztes Betragen angemessen. Ihr Geist beschäftigte sich nun oft mit den wichtigsten metaphysischen Fragen, und in der Fülle jugendlicher Gesundheit, umgeben von allem Glanz ihres Standes, beschäftigten sie sehr ernste und wichtige Gedanken an den Wechsel alles Irdischen, an Tod und Unsterblichkeit. Auch las sie gerne Erbauungsschriften und vorzüglich schöne geistliche Lieder; die vortrefflichen des Doktor

Watt wußte sie fast alle auswendig. Doch ihre Frömmigkeit hielt das rechte Maß, wurde weder zur Bigotterie, noch zur Schwärmerei; nie vergaß sie das Leben über den Tod; nie diese Welt über jene. Charlotte liebte die schönen Künste und unterstützte sie. Gern unterhielt sie sich mit wahren Künstlern und reichte ihnen auf eine sehr zarte Art so viel dar, als nur immer in ihren Kräften stand.

Charlottens Liebe zu den Künsten und Wissenschaften veranlaßte einen Zudrang zu ihrer Güte, so daß sie sich zu ihrem Schmerze bald genöthigt sah, ihrer Freigebigkeit Einhalt zu thun. Künstler und Schriftsteller durften nur mit ihrer ausdrücklichen Erlaubniß ihr Werke zueignen. Unter den Malern erfreute sich der berühmte Thiermaler Chalon ihrer ausgezeichneten Gunst. Er malte mehrere sehr gelungene Bilder für sie, unter andern ihre sechs weißen wunderschönen Pferdchen, einige ihrer Lieblingshunde 2c. Einst trat der Künstler früh in das zu seinem Geschäfte bestimmte Zimmer zu Warwick-House, und sah zu seinem Erstaunen die Stafelei bereits an der rechten Stelle, die Palette aufgesetzt, die Pinsel geordnet, nicht anders, als wie er selbst jedesmal vor Beginn der Arbeit zu thun pflegte. Er konnte nicht ahnen, wem er diese Aufmerksamkeit zu verdanken habe; da flüsterte ihm ein Bedienter zu: Ihre Königliche Hoheit hat Ihnen die Mühe der Vorbereitung erspart. Der Künstler verbeugte

sich schweigend gegen sie, die ihn voll Huld und Grazie im Blick fragte: Hoffentlich habe ich es Ihnen doch recht gemacht?

Unter den Malern, welche sie später auszeichnete, werden vorzüglich ein anderer Chalon, geschickter Miniaturmaler, Hayter, Dawe und Gnaphy genannt. Der letztere wurde vorzüglich wegen seiner unnachahmlichen Malereien in Wasserfarben von ihr sehr hochgeschätzt. Von Dawe hat man ein sehr großes Kabinetsstück: Die Prinzessin Charlotte und den Prinzen von Sachsen Coburg; auch von Sir Thomas Larvende besitzt die königliche Familie ein sehr ähnliches Bild der Prinzessin in Lebensgröße, worin der Künstler alle seine früheren Arbeiten übertroffen und einen Schatz von unbezahlbarem Werthe gegründet hat.

Sobald Charlotte ihr sechszehntes Jahr erreicht hatte, ward sie zur offenen Tafel in Carlton-House gezogen, und man sah sie in Begleitung der königlichen Familie bei öffentlichen Feierlichkeiten und in den Zirkeln des Hofs erscheinen. Doch nahm sie an den Vergnügungen noch keinen direkten Antheil.

Im Jahre 1813 brachen die Mißhelligkeiten ihrer erlauchten Eltern öffentlich aus, und dies verursachte der guten Prinzessin manche bittere Stunde. Es kam sogar zu Streitigkeiten über die Frage, ob man der Prinzessin-Mutter die seit dem Jahr 1806 erlaubten Besuche bei ihrer Tochter auch noch ferner

erlauben dürfe, und diese Angelegenheit wurde als Staatssache verhandelt. Das Unterhaus erklärte nach heftigen Debatten bei verschlossenen Thüren die Prinzessin von Wales für unschuldig, und am 26. März speiste Charlotte mit der Herzogin von Leeds und Ms. Knight, ihrer Unterhofmeisterin, bei ihrer Mutter, wo eine höchst rührende Scene des Wiedersehens stattfand; denn Charlotte liebte ihre Mutter mit aller warmen Anhänglichkeit eines tieffühlenden weiblichen Herzens. Leider trennte neu aufgelegter Zwang dennoch Beide wieder und nur sehr selten war ihnen das Glück, sich zu sehen, vergönnt. In der letzten Hälfte des Jahres 1813 war Charlotte zu Windsor unter den Augen ihrer königlichen Großältern, und in dieser Zeit fand ihre feierliche Konfirmation statt.

Am 14. Dezember wurde vom Prinz-Regenten die Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen Wilhelm Friedrich von Oranien öffentlich in Vorschlag gebracht und der Prinz bei ihr in Warwick-House eingeführt. Schon war dieser Prinz einige Wochen vorher zu Amsterdam zum souverainen Beherrscher der vereinigten Niederlande ausgerufen worden, und das Land erhob sich für ihn, um die französische Herrschaft abzuschütteln, welches durch das Waffenglück der Verbündeten und Napoleons Abdankung endlich bewerkstelligt wurde. Der Prinz von Oranien hatte sich vor achtzehn Jahren mit

seinem Vater nach England geflüchtet und war auf der Universität Oxford erzogen worden. Früh schon bildete die königliche Familie von England den Plan, ihn einst mit der Thronerbin zu vermählen und der Zeitpunkt war nun gekommen, wo man denselben ausführen zu müssen glaubte. Es wurden zu dem Endzwecke mehrere glänzende Feste gegeben, damit das junge Paar öfters beisammen sei und sich einander nähern möge. Diese Anstalten hatten jedoch nicht den erwünschten Erfolg; denn Charlotte empfand keine Neigung für den Prinzen, und es war des Prinz-Regenten Vorsatz, seiner einzigen geliebten Tochter keinen Zwang anzuthun.

Am 7. Januar 1814, Charlottens achtzehntem Geburtstage, erfolgte ihre Mündigerklärung mit vielen Feierlichkeiten. Sie trat nun auf die glanzvolle Bahn hinaus, auf welcher sie künftig im Purpur wandeln sollte. Obgleich man es vermieden hatte, sie mit allen Förmlichkeiten der Hofetikette zu umgeben, so wurden ihr doch an diesem Tage ihre Lehrer, Erzieher und alle andere Personen ihrer nähern Umgebung im vollen Ceremoniell vorgestellt, und der vornehme Adel der Hauptstadt durfte ihr seine Glückwünsche darbringen, welches einen großen Zudrang veranlaßte. Charlottens natürliches Herz fühlte sich von diesen steifen Förmlichkeiten sehr beschwert, und nur dann erst fühlte sie sich wahrhaft glücklich, als ihr vergönnt war, die letzten Stunden

dieses wichtigen Tages mit der Herzogin von Leeds bei ihrer geliebten Mutter in Connaught-Place zuzubringen.

Die ungeheuchelte Freude über die Wiedereinsetzung der Bourbons in Frankreich, welche Charlotte empfand und besonders am Tage des feierlichen Einzugs Ludwigs XVIII. in London (den 20. April 1814) recht deutlich aussprach, theilte sich allen Einwohnern Londons mit, weil sie zu den schönen Hoffnungen einer Nationalfreundschaft zwischen beiden Staaten berechtigte.

Der Prinz-Regent war an diesem Tage mit seinen glänzenden Staatsequipagen und einem zahlreichen Gefolge nach Stanmore gefahren, wo er den König von Frankreich empfing. Ein glänzender Zug bewegte sich beim schönsten Wetter in die Hauptstadt; die Prinzessin Charlotte übersah denselben vom Balkon des Palais der Herzogin von Oldenburg, welche sich eben damals in London aufhielt, und vereinte ihre Stimme mit dem allgemeinen Freudenruf. Bald darauf erschienen auch die hohen, verbündeten Häupter zu London, und am 2. Juni trat Charlotte zuerst öffentlich in die große Versammlung der Monarchen und Fürsten. Der Prinz von Oranien, jetzt schon wirklicher Thronerbe des Königreichs der vereinigten Niederlande, befand sich ebenfalls an diesem Tage bei Hof und bewies vor den Augen von ganz Europa der Thronerbin Englands seine Ergebenheit:

er führte sie selbst an den Wagen und speiste nachher mit der königlichen Familie in Carlton-House, wo er schon wie ein Glied derselben betrachtet wurde. Obgleich man, von diesen deutlichen Anzeigen bewogen, in ganz England der nahen Verbindung der Prinzessin mit dem Prinzen von Oranien entgegen sah, so wurde man doch bald darauf enttäuscht. Charlotte erklärte dem Lord Liverpool brieflich, sie sei nicht gesonnen, ihr Vaterland in einem so kritischen Zeitpunkte zu verlassen, in welchem die Lage ihrer erlauchten Mutter allen Trost ihres einzigen Kindes erfordere. Mit edler Freimüthigkeit schrieb sie auch einen Brief voller Hochachtung an den Prinzen, worin sie ihn zart und schonend mit ihrem Entschlusse bekannt machte und ihn versicherte, daß nichts, was seiner Person zum Vorwurf gereichen könne, sie dazu vermocht habe. Diese entschiedene Erklärung wurde für ihre erlauchte Mutter eine neue Quelle von Leiden, da man sie — wir können nicht wissen mit wie viel Recht — beschuldigte, ihrer Tochter eine Abneigung gegen diese vom ganzen königlichen Hause, so wie vom Staate selbst, angelegentlichst gewünschte Verbindung eingepflanzt zu haben, obgleich aus mancherlei Schritten erhellt, daß Charlotte ganz nach eigenen Ansichten handelte, und wenigstens nicht direkt fremdem Einfluß unterworfen war. Die unerschütterliche Willensbeharrlichkeit der Prinzessin offenbarte sich im Laufe dieses Jahres

aber noch mehr, als der Prinz von Oranien als wirklicher Thronerbe kurz vor seiner Krönung noch einmal nach England kam, um seine Bewerbungen bei der Prinzessin zu erneuern. Ihr Vater wünschte heftiger als je diese Verbindung, und die Großeltern, so wie der größte Theil der ganzen Nation stimmten ihm in diesem Wunsche bei; aber mit bewunderungswürdiger Festigkeit bestand Charlotte darauf, in ihren eigenen Angelegenheiten auch nach eigenen Ansichten handeln und sich durchaus nicht von einem fremden Willen, sei es auch der des ganzen englischen Volks, bestimmen lassen zu wollen. Charlottens ausgebildeter Charakter widerstand unwandelbar allen möglichen Versuchen und sie blieb fest auf dem einmal ausgesprochenen Entschluß. Sie fühlte einmal keine Neigung zu dem für den niederländischen Königsthron bestimmten Prinzen, und ihr gerader Sinn machte daraus keinen Hehl; denn was sie innerlich selbst als Wahrheit erkannt hatte, scheute sie sich nie, zu äußern; übrigens ließ sie öffentlich dem Charakter des Prinzen und seinen edlen, lobenswerthen Eigenschaften völlige Gerechtigkeit widerfahren. Wie sehr ihr Herz zu den sanftesten und zartesten Empfindungen geschaffen war, und wie Liebe allein ihrem irdischen Glück die Krone aufzusetzen vermochte, sollte England bald nachher erfahren; nur war der Prinz von Oranien nicht vom Schicksal bestimmt, jene schlummernden Gefühle zu erwecken und den

zündenden Funken in das Herz der königlichen Jungfrau zu senden, wodurch es in Flammen gesetzt werden sollte. Obgleich im Parlamente viel über diesen Gegenstand verhandelt worden war, so geschah dessen nach der zweiten bündigen Erklärung der Prinzessin doch nicht mehr Erwähnung.

Vom Frühling dieses Jahres an war es des Prinz-Regenten Vorsatz gewesen, den ganzen Hofstaat seiner Tochter zu verändern, um sie mit der Mutter aus jeglicher Verbindung zu bringen. Er beschloß zu dem Ende in's Geheim, ihre Residenz von Warwick-House zu verlegen und ihr Cranbourn-Lodge zu ihrem einstweiligen Sommeraufenthalte anzuweisen. Am 12 Juli eröffnete ihr der Prinz-Regent dieß sein Vorhaben mit dem Wunsche, daß sie ihm sogleich nach Carlton-House folgen und von dort sich nach Cranbourn-Lodge begeben möchte, wo sie die neuen Personen ihres veränderten Hofstaates vorfinden werde. Charlotte, früher ohne die leiseste Ahnung von diesem für sie wichtigen Ereigniß, sah den Zweck desselben sogleich klar ein, aber malte sich die Folgen mit den schwärzesten Farben jugendlicher Einbildungskraft aus. Die Ueberraschung beraubte sie aller Ueberlegung und ihr einziger Gedanke war ihre Mutter und ihr einziges Verlangen, schnell bei ihr zu sein.

Rasch baute sich beim Drang der Zeit und der Umstände in Charlottens Kopfe der romantische Plan

einer Flucht, als des einzigen möglichen Mittels zur Rettung aus dieser peinigenden Lage, zusammen, und so rasch, wie er ersonnen, wurde er ausgeführt. In ein unscheinbares Gewand gehüllt, schlüpfte sie in der Abenddämmerung unbemerkt aus dem Pallaste und nach Haymarket hinein, stieg dort in eine Miethkutsche und versprach dem Kutscher eine Guinee, wenn er sie nach Oxfordstreet fahre. Der Kutscher kannte sie nicht und fuhr eilig ab. Als er in Oxfordstreet angekommen war, bat sie ihn, nun noch schneller sie nach Connaught-Place zur Prinzessin von Wales zu fahren, mit dem Bemerken, daß es sein Schade nicht sein solle. In Connaught-Place angelangt, rief Charlotte vor dem Palais aus der Kutsche heraus einem Diener zu, ob ihre Mutter zu Hause sei, und dieser erwiederte: Nein, Ihre Königliche Hoheit, durch diese Worte erfuhr der Kutscher, wen er die Ehre zu fahren gehabt habe; Charlotte befahl, ihm drei Guineen auszuzahlen, weil er sie wohl verdient. Die Prinzessin-Mutter war nicht in der Stadt; Charlotte schrieb ihr ein Billet und bat sie dringend um die schleunigste Rückkehr, und sandte einen reitenden Eilboten damit nach Blackheath. Als die erschrockene Mutter herbeikam, fand sie Herrn Brougham schon bei der Prinzessin, den man herbeigerufen, und welcher Charlotten schon sehr eindringend die Nothwendigkeit vorgestellt hatte, sich dem väterlichen Willen zu unterwerfen, weil die-

ses nicht allein die kindliche Pflicht, sondern auch die Gesetze des Landes laut von ihr heischten. Schon hatte Charlotte kälteres Blut und die Ueberlegung Eingang bei ihr gefunden, und der Mutter Zureden hatte sie bereits zu dem Entschlusse, nach Carlton-House zurückzukehren, gebracht, als auch der Herzog von York dazu kam. Der Prinz-Regent hatte sich eben bei diesem seinem Bruder zum Besuch befunden, als man ihm die Nachricht von der Entweichung seiner Tochter hinterbrachte, und den Herzog vermocht, ihr schleunig nachzureisen und sie in die Arme des Vaters zurückzuführen. Der Herzog versicherte sie, daß der Vater durchaus nicht im Sinne gehabt habe, strenge Maßregeln gegen sie zu gebrauchen. Auch Mrs. Lewis, die einzige Person von ihrem alten Hofstaate, der man bei ihr zu bleiben vergönnt hatte, war ihr in der sichern Ueberzeugung, daß sie die Vermißte in Connaught-Place finden würde, in ihrem Nachtanzuge nachgefolgt. Charlotte kehrte halb drei Uhr Morgens mit Mrs. Lewis wieder nach Carlton-House zurück, dort wurde sie sehr gütig aufgenommen. Der Prinz-Regent bat sie, sich zur Ruhe zu begeben; Abends darauf fand zwischen Vater und Tochter eine lange und trauliche Unterredung statt, und von Stunde an herrschte wieder die größte Einigkeit und das gegenseitig reinste Wohlwollen und Zuneigung zwischen Vater und Tochter. Das romantische Abenteuer wurde bald bekannt, und alle

englischen, ja nach diesen viele andere europäische Blätter erzählten es meist mit Verunstaltungen und unziemlichen Anmerkungen, was bei Englands Oeffentlichkeit eben nicht verwundern darf. Nicht lange darauf eröffnete sich der liebenswürdigen Thronerbin der Himmel der Liebe, um sie in seine Seligkeit hinaufzuheben.

Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, der edle Sprosse eines uralten Geschlechtes und eines der Fürstenhäuser, in welches sich die ernestinische Linie des Hauses Sachsen zertheilt hat, der zweite Bruder des regierenden Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Saalfeld, jetzt von Sachsen-Coburg-Gotha, ein junger Mann, von höchst einnehmender Gestalt und liebenswürdigem Betragen, der sich im letzten Feldzuge sehr ruhmwürdig ausgezeichnet hatte, kam auf einer Lustreise, während der Anwesenheit der hohen Aliirten, nach London. Hier ließ er sich bald der Prinzessin Charlotte vorstellen, welcher er einen Brief des Herzogs von Braunschweig, ihres Oheims, dessen Hochachtung und Zuneigung er sich erworben hatte, überreichte. Charlotte wurde von des deutschen Prinzen höchst angenehmem Wesen sogleich sehr vortheilhaft eingenommen. Mit Genehmigung ihrer Oberhofmeisterin lud sie ihn ein, seine Besuche zu wiederholen. Prinz Leopold wurde von den geistigen und körperlichen Reizen der Prinzessin Charlotte ebenfalls heftig angezogen, und so war es denn wohl etwas

sehr Natürliches, daß er in kurzer Zeit ein häufiger und stets willkommener Gast am Theetische in Warwick-House war. — Der Prinz von Coburg, einer der ausgezeichnetsten Menschen, ein geborner Fürst, dessen Geschlechtsadel nicht den Adel seiner Seele übersteigt, dem die Natur den Stempel desselben auf seine ganze herrliche Gestalt aufgedrückt hat, stand damals in der schönsten Blüthe des Lebens, hatte sich durch persönlichen Muth im Kriege ausgezeichnet, besaß viele Kenntnisse und eine sehr liebenswürdige bescheidene Art, dieselben zu äußern.

Eine gewisse schüchterne Zurückgezogenheit, wohl aus seiner ökonomischen Lage entspringend — da er als der jüngere Prinz eines kleinen Fürstenhauses nur ein mäßiges Einkommen hatte, und seine Ausgaben streng nach demselben einrichtete — machten ihn Charlotten noch angenehmer, und das schönste, seligste Gefühl einer jungfräulichen Brust glühte bald für Leopold in ihr auf. Der glückliche Prinz erwiederte es mit derselben Stärke. Ohne daß es sich ihre Worte gestanden, war aus dem ungezwungenen freundschaftlichen Umgange bald die wahrste und heftigste Liebe entstanden, welche sich auf gegenseitige Hochachtung gründete. Charlottens Seele für alles Große und Schöne so sehr empfänglich, fühlte mit inniger Ueberzeugung den Werth ihres vortrefflichen, geliebten Freundes, und da sie nie sich Zwang anzuthun gewohnt war, äußerte sie ihr Wohlgefallen an

dem schönen, geistreichen Fürstensohn unverholen. Der Herzog von York bemerkte zuerst den tiefen Eindruck, welchen Prinz Leopold auf das Herz seiner Nichte gemacht hatte, und eilte, dem Prinz-Regenten die wichtige Entdeckung mitzutheilen, welcher denn auch, nach gänzlicher Abbrechung aller Verhandlungen mit dem Prinzen der Niederlande, den sächsischen Prinzen mit Freuden als den künftigen Gemahl seiner Tochter, der einstigen Besitzerin der Krone Großbritanniens, betrachtete. Es stand aber auch mit dem edlen Charakter des Prinzen Leopold im vollkommensten Einklang, daß er den Prinz-Regenten ebenfalls sogleich von den Veränderungen benachrichtigte, welche seine Anwesenheit in Charlotten und ihm hervorgebracht hatte. Offen und wahr stellte er die Lage der Dinge dar, und so auf eine sehr feine Weise der Prüfung des Vaters anheim. Seiner würdig, versicherte er den Prinzen von Wales, daß, so stolz er auch auf eine solche Verbindung sein würde, er nur die Befehle des Vaters der geliebten Charlotte, des Prinz-Regenten von England, erwarte, um sogleich England zu verlassen, wenn jene Verbindung nicht ganz mit den väterlichen Absichten übereinstimmen. Die Antwort auf diese freimüthige Erklärung gab ihr an Edelsinn nichts nach; sie war dem großmüthigen Herzen des Prinz-Regenten angemessen. Freudig gab er seine Einwilligung zum fortgesetzten engen freundschaftlichen Umgange, und für

die Liebenden war jede Sonne eine neue und schönere Bringerin namenloser Wonne. Fern von allem Zwang, der sonst um die Throne lauert, durften sie sich ganz angehören, und jeden Tag einige Stunden dem reinsten und edelsten Umgang widmen. Doch das Schicksal, welches über Fürsten wie über Bettler tyrannisch herrscht, gebot den Glücklichen eine baldige Trennung. Prinz Leopold wurde von den Angelegenheiten seines Hauses bestimmt, nach einigen Wochen dieses seligen Umgangs nach Deutschland zurückzukehren. Oeffentlich war noch nichts über die Verbindung der Thronerbin mit ihm bestimmt worden, aber Herz und Mund der hohen Liebenden hatten sich gegenseitig die heiligste Versicherung gegeben, sich ewig einander anzugehören, und der Prinz-Regent gestand den so eng Verbundenen gern einen vertrauten Briefwechsel zu, und in den achtzehn Monaten ihrer Trennung machten Beide sehr fleißigen Gebrauch von dieser Erlaubniß. Mit solch' großen und schönen Hoffnungen ließ Prinz Leopold Albions Küsten hinter sich. Auf den Kongreß zu Wien, wohin er sich zu Anfang Septembers begab, wurde die hohe Einsicht und der Eifer, womit der Prinz für die Unabhängigkeit seines Geburtslandes und die Rechte seines fürstlichen Hauses diplomatisch kämpfte, mit allgemeinem gebührenden Lobe anerkannt. Seinen Bemühungen war es zum Theil zuzuschreiben, daß das Haus Coburg einen nicht unbedeutenden Länderzu-

wachs als Entschädigung für die vielen, dem Vaterlande dargebrachten Opfer erhielt. Zugleich wurde allen englischen Gesandten und Diplomaten auf dem festen Lande der Auftrag, den Prinzen Leopold in all' seinem Thun und Lassen auf das Genaueste zu beobachten. Alle einlaufenden Berichte stimmten darin überein, daß Leopold ein vortrefflicher Mensch an Geist und Herz sei, daß sein edles, würdevolles Betragen, seine Liebe für Kunst und Wissenschaft' seine reichen Kenntnisse und manches stille, schöne Talent ihn in Aller Augen auszeichneten, und in ganz Deutschland nur eine Stimme über ihn herrsche. Solche Urtheile bestätigten in den Augen der gesammten königlichen Familie Englands den Werth von Leopolds Charakter, sie rechtfertigten und ehrten die Neigung der Thronerbin, und sie durfte nun mit gerechtem Stolze der baldigen Erfüllung ihrer Wünsche entgegensehen.

Im Juli 1814 hatte Charlottens Mutter, die Prinzessin von Wales, plötzlich ihrem Gemahl und dem Parlamente den Wunsch erklärt, England auf längere Zeit verlassen zu dürfen, welches ihr bald darauf zugestanden wurde, und am 9. August schiffte sie sich, einzig von Charlotte Liedsey begleitet, an Bord der Fregatte Nason ein. Um Charlotten früher den großen Schmerz der Trennung zu ersparen, war sie nicht eher, als Abends zuvor mit der Abreise der Mutter bekannt gemacht worden. Nun aber

traf sie jener Schmerz nur um so heftiger; denn mit der kindlichsten Liebe und Anhänglichkeit war sie stets der Mutter ergeben gewesen, obgleich man ihr oft und deutlich genug zu verstehen gegeben hatte, wie man diese Anhänglichkeit nicht gerne sähe. Aber wenn auch das gefühlvolle, schöne Herz der königlichen Jungfrau ihr nicht stets den rechten Weg angegeben und alle Wahl unnöthig gemacht hätte, so würde schon das Pflichtgefühl sie, trotz des Beispiels des sie umgebenden Hofes, in die Mutterarme und an die Mutterbrust geführt haben, welche durch dieß einzige Kind, in so vieler Hinsicht Ursache ihrer Leiden, allein für dieselben entschädigt wurde. Der Vater, in gleichem Grade von Charlotten geliebt, und die seinen Wünschen und Grundsätzen huldigende große Partei, mußten einer Tochter, welche, unbekümmert um alle widrigen Verhältnisse, stets der Stimme eines von Kindesliebe erfüllten Herzens allein folgte, ihre vollkommene Hochachtung schenken. Wenn es für Charlotten stets ein höchst schmerzliches Gefühl gewesen war, ihre erlauchten Eltern in solcher unerfreulichen Spannung einander gegenüber stehen zu sehen, und dieß trübe Verhältniß ihr von der ersten Zeit, wo ihr Verstand sich auszubilden begann, immer großen Kummer gemacht hatte, so ertrug sie den Schmerz der Trennung von der, welche sie geboren hatte, nur um so stärker. Das Geschick wollte nicht, daß die beiden sich so nahe angehören-

den Frauen sich wieder sehen sollten. Vielleicht beschlich damals schon eine dunkle Ahnung Charlottens Seele.

Charlotte von Wales erlebte ihren neunzehnten Geburtstag schon in ihrer neuen Residenz in Cranbourn-Lodge (7. Jan. 1815). Man hatte sie ungern aus Carlton-House entlassen, denn man liebte dort Niemand mehr als sie; ja man kann behaupten, daß die ganze königliche Familie mit der innigsten Liebe an ihr hing.

Von den zärtlichen Briefen ihres Leopold begeistert, und von seiner Liebe den süßesten Lohn erwartend, machte Charlotte in der Vervollkommnung ihrer Talente die bewundernswürdigsten Fortschritte. Auf dem Flügel und der Harfe hatte sie es zu großer Fertigkeit gebracht; ihr Gesang war nicht stark und künstlich, aber wohlklingend und natürlich. Sie las alle Dichter und ausgezeichneten Prosaisten des englischen Volks, und hatte eine ansehnliche Handbibliothek. Unter den Italienern liebte sie hauptsächlich Tasso und Metastasio. Mit unermüdetem Fleiß und Pünktlichkeit hielt sie ihre Lehrstunden ab, verlangte aber auch von den Lehrern dasselbe. Doch nicht allein in weiblichen Künsten und Wissenschaften brachte sie es zu einem hohen Grad der Vollkommenheit; sogar die Plastik betrieb sie mit Lust und Eifer. Sie hatte nämlich, als sie in ihrem dreizehnten Jahre dem Bildhauer Baion zu einer Büste saß, welche ihre

Züge aus jenem Alter noch treu aufbewahrt, den Wunsch lebhaft ergriffen, selbst das Modelliren zu lernen. Baion gab ihr darauf mehrere Jahre hintereinander Unterricht, und ihre Liebhaberei für diese Kunst ging so weit, daß sie den Freitag, welcher für diese Uebung bestimmt war, als den angenehmsten Tag der ganzen Woche betrachtete. Ihre erste Probe war die kleine Büste eines ihrer Lieblingshündchen. Ihr folgten mehr gelungene Versuche, bis sie in dieser Zeit eine Büste ihrer zweiten Hofmeisterin der Mrs. Udney verfertigte. Oft versicherte sie den geschickten Künstler Baion, daß er ihr durch Erlernung dieser Kunst ein lebenslängliches Vergnügen bereitet habe, und sie ihm das nie vergessen werde. Der Mann war ihr dadurch so lieb geworden, daß sie ihn gleich nach ihrer Verheirathung mit einem ansehnlichen Gehalte zu ihrem Bildhauer ernannte. — Auch machte es Charlotten großes Vergnügen, Portraits in Kupferstichen und vorzüglichen Miniaturgemälden von Personen zu sammeln, welche sich in der englischen Geschichte, worin sie sehr bewandert war, durch irgend etwas ausgezeichnet hatten. Diese Portraits betrachtete sie als kleine Denkmale der Zeit, als Beihülfe des Gedächtnisses über das Gelesene, ja als Mittel, den Charakter merkwürdiger Personen wahrhaft aufzufassen, welcher dem psychologischen Blicke aus den Gesichtszügen stets entgegenspringt. Unter den geschichtlich merkwürdigen

Personen hegte sie besonders eine große Vorliebe für die Königin Elisabeth von England, ohne blind für die großen Fehler und Schwächen dieser außerordentlichen Frau zu sein. Doch nicht die Geschichte ihres Vaterlandes allein war es, welche die Prinzessin mit Eifer betrieb; sie war in ihrem neunzehnten Jahre mit der allgemeinen und politischen Geschichte aller europäischen Staaten vertraut, in der alten Geschichte, Erdbeschreibung und Völkerkunde sehr bewandert, und sprach deutsch, französisch und italienisch mit Geläufigkeit. Im Landschaftmalen hatte sie sich auch so vervollkommnet, so daß sie Gegenden nach der Natur aufnahm, was ihr später in Gesellschaft des geliebten Gemahls unbeschreiblichen Genuß gewährte. Mit wie vielen herrlichen Talenten sie aber auch die gütige Natur beschenkt, zu welcher hohen Stufe der Ausbildung Lust und Eifer sie auch geführt hatten: niemals suchte sie einen ihrer großen Vorzüge nur von fern bemerkbar zu machen; sie übte den reichen Zauber, welcher ihr zu Gebote stand, nur in stiller, anspruchloser Bescheidenheit, für sich, oder zur Erhöhung der Freuden ihres kleinen geselligen Kreises aus. — Der unschätzbare Werth ihrer seltenen Tugenden und Vorzüge wurde erst dann mehr und mehr allgemein bekannt, als Charlotte nach ihres Vaters Willen ihrem Stande gemäß in der großen Welt auftrat. Seit dem Besuche der hohen Aliirten in London war sie bei keinem Hoffeste wieder gewesen.

Da trat sie am 18. Mai 1815 in das Vorzimmer der Königin im glänzendsten Königsschmuck, umstrahlt von Diamanten mit dem schimmernden Diadem auf dem Haupte, aber heller als alle diese Herrlichkeiten leuchteten ihre sanften Augen und die jugendliche Frische ihres edlen Gesichtes. Aller Augen waren nur auf sie, die künftige Thronerbin, gerichtet, die man noch nie in solchem Glanze gesehen hatte, als sie an der Seite der übrigen Prinzessinnen in den Coursaal schritt. Bald darauf gab Charlotte in Carlton-House, ihrer jetzigen Residenz, ihrer Großmutter, der Königin, ein Fest, bei welchem sie als die liebenswürdigste Wirthin alle Mitglieder des königlichen Hauses und alle audern Gäste entzückte. — Auf die Tage der Freude folgte wieder ein harter Sturm. Napoleons Rückkehr von Elba hatte den Krieg auf dem Festlande wieder entflammt; und wenn auch die englischen Fahnen unter Wellington bei Waterloo zur Entscheidung des merkwürdigen Sieges das Meiste beitrugen, so hatte doch die königliche Familie Englands in dem Tode des tapfern Herzogs von Braunschweig, welcher am 16. Juni bei Quatre-Bras gefallen war, einen schmerzlichen Verlust zu beklagen. Die Prinzessin Charlotte wurde von dem Tode dieses ihres geliebten Oheims vorzüglich stark angegriffen, so daß man für ihre Gesundheit fürchtend, ihr zum Gebrauch der Seebäder rieth. Sie begab sich im Herbste deshalb nach Weymouth,

wo ihre edle Leutseligkeit und höchste Liebenswürdigkeit ihr Aller Herzen gewannen. Sie vergnügte sich, wenn sie die nöthigen Bäder gebraucht hatte, mit Spazierfahrten zu Wasser und Land, ersteres am Bord einer für diesen Gebrauch allein bestimmten Yacht. Oft aber wanderte sie auch zu Fuß durch die Stadt und deren Umgegend, suchte Hülfsbedürftige auf, die sie nie ohne reichen Trost verließ, und trug selbst freigebig Manches zur Verschönerung des Ortes bei. — Ein englisches Zeitungsblatt lieferte damals folgende Anekdote, welche zur Charakteristik der Prinzessin Vieles beiträgt. Als sie sich nämlich kurz vor ihrer Abreise von Weymouth einmal auf ihrer Yacht befand, nahte sich der Leviathan von vierundzwanzig Kanonen und salutirte die königliche Flagge. Sogleich ließ sich Kapitain Stiron, welcher das Kriegsschiff kommandirte, an Bord der Yacht bringen, um der Prinzessin die Honneurs zu machen. Nach den ersten Förmlichkeiten äußerte sie den Wunsch, sein Schiff in Augenschein zu nehmen. Ihr alter Lehrer, der Bischof, fragte sogleich ängstlich, ob sie auch dazu der Erlaubniß ihres Vaters gewiß sei, sich in einem offenen Bote dem gefahrvollen Meere auszusetzen? — „Die Königin Elisabeth scheute sich auch nicht, in einem offenen Boote an Bord eines Kriegsschiffs ihrer Flotte zu fahren, an der sie große Freude hatte; warum soll ich nicht dasselbe thun?“ erwiederte die Prinzessin, und mit zwei Damen ihres

Gefolgs und dem Bischof ließ sie sich überrudern. Als sie sich dem Leviathan naheten, ward ein Stuhl heruntergelassen, um die hohen Gäste an Bord zu bringen.

„Der Stuhl," sagte Charlotte zum Kapitain, „mag den beiden Damen und dem Bischof dienen, ich für meinen Theil werde es vorziehen, in das Schiff zu steigen, wie die Seeleute gewohnt sind, und Sie, Herr Kapitain, werden die Güte haben, mir zu folgen und sich meiner Röcke anzunehmen." Mit unglaublicher Leichtigkeit stieg sie zum Entzücken des ganzen Schiffsvolkes die Leiter hinan. Alles jauchzte ihr zu, und als ihr die Offiziere vorgestellt waren, besah sie das ganze Schiff genau und bemerkte stolz lächelnd, mit Erstaunen über die ungeheuere Größe des Schiffs:

„Wohl mögen solch' edle Gebäude mit Recht die hölzernen Mauern von Alt-England genannt werden." Dankend verließ sie das Kriegsschiff, nachdem sie dem Kapitain eine volle Börse für die Mannschaft hinterlassen, und unter dem Donner einer Kanonensalve und dem freudigen Beifallsruf der Menge wurde sie wieder an ihre Yacht gerudert. — Mit ziemlich hergestellter Gesundheit kehrte sie im Spätherbst nach Cranbourn-Lodge zurück.

Mit allgemeinem Enthusiasmus wurde zu Anfang des Jahrs 1816 von den Bewohnern Londons und vom ganzen englischen Volke die Erklärung von der

Vermählung der geliebten Thronerbin mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg aufgenommen. Man hatte schon sehnlich gewünscht, darüber in Gewißheit zu sein. Am 21. Februar landete der zukünftige Gemahl der Prinzessin Charlotte in Dower. In Berlin, wo er sich Familienangelegenheiten halber eben aufgehalten, hatte ihn die Einladung des Prinz-Regenten ereilt und ihm die Erfüllung seiner höchsten Wünsche verkündet. Einige Tage nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, wo er seinem künftigen hohen Stande gemäß empfangen wurde, ward er seiner Braut förmlich vorgestellt und brachte von nun an viel in ihrer beseligenden Gesellschaft zu.

Seine Wohnung hatte er auf Einladung des Prinz-Regenten im Pavillon genommen; bis zum 5. März hielt sich auch die Königin mit den Prinzessinnen dort auf, deren nähere Bekanntschaft Prinz Leopold in diesen Tagen machte. Charlotte folgte ihren hohen Verwandtinnen dann wieder nach Windsor. Am 10. März ward hinsichtlich der Vermählung ein geheimes Conseil in Brighton gehalten; bald darauf erfolgte die officielle Einwilligung des Prinz-Regenten, und der Lord-Kanzler ward beauftragt, den Ehevertrag zu unterzeichnen; und am 14. las Lord Liverpool die Anzeige des Prinz-Regenten an die Kammer der Pairs im Oberhause vor. Die Angelegenheit wurde von beiden Häusern in aller Form verhandelt und dem jungen Paare jährlich

sechszigtausend Pfund Sterling bewilligt; eine gleiche Summe ward ausgesetzt, von welcher jährlich zehntausend Pfund zum Nadelgeld der Prinzessin genommen werden sollten; dem Prinzen aber ward, nach dem frühern Ableben seiner Gemahlin, fünfzigtausend Pfund jährlich auf Lebenszeit ausgesetzt. Die Naturalisirung des Prinzen Leopold geschah den 28. März; das ihm angetragene Herzogthum Kendal schlug er mit dem Bemerken aus, er wolle nur seiner Gemahlin einen höhern Rang in Britannien verdanken. Eine Krankheit des Prinzen verzog die von der ganzen Nation und von ihren Häuptern so sehnlichst gewünschte Vermählung noch um einen vollen Monat. Leopold sah sich bis zum 22. April in Brighton zurückgehalten, und erst an diesem Tage war es ihm möglich, sich nach Windsor zu begeben, wo ihn die glückliche Braut empfing, welche eben von Cranbourn-Lodge bei der königlichen Familie angelangt war. Am 29. April eilte alles nach der Hauptstadt und der St. James-Pallast war der Vereinigungspunkt nicht nur der königlichen, sondern aller der edelsten Familien Londons, welche ihre Glückwünschungs-Adressen überreichten. Bis zum 2. Mai verging die Zeit mit mancherlei Zeremonien und den glänzendsten Vorbereitungen zur Vermählung. Auch verfertigte in diesen Tagen der Bildhauer Turnerelli zwei gleiche Büsten, die unschätzbar geworden sind. Am Abend dieses Tages wurden die Liebenden vor

dem Altar vereinigt. Das königliche Haus, der ganze Hof und die Lordschaft Londons war zugegen und aller Pomp des Zeremoniels wurde beobachtet. Nach der feierlichen Handlung verließ das Paar Arm in Arm den Pallast und fuhr allein nach Oatlands, welches ihm vom Herzoge von York zum einstweiligen Aufenthalte eingeräumt war. Gegen Mitternacht kamen die Glücklichen dort an. — Den folgenden Tag verlebte das junge Ehepaar, sich ganz allein angehörend, in der strengsten Rückgezogenheit, und genoß das Glück höchster Liebe ungestört von irgend einer fremdartigen Beimischung. Arm in Arm wandelten sie durch die romantischen Anlagen des reizenden Landsitzes, über welche der junge Mai all' seine Zauberschätze ausgegossen. Hatte doch die bräutliche Erde sich mit dem jungen Lenz zu gleicher Zeit vermählt und die Natur feierte die Hochzeit gleichsam zur Ehre des jungen, neuverbundenen Paares. Mit welchen Gefühlen standen sie, Brust an Brust gelehnt, auf der Terrasse, und überblickten die weite Aussicht über ihr künftiges Reich! — Glückwünschungsbesuche und Feste folgten nun auf einander. Die Vermählten nahmen ihre Residenz zu Camelfort-House, welches für sie eingerichtet war. An einem solchen Feste der Königin waren allein zweitausend Gäste, ohne eine unzählbare Menge Zuschauer, in Buckingham-House zugegen, alle um das junge Paar zu sehen. Das Volk begrüßte sie mit

lautem Jubel, wo es dieselben nur erblickte. Als sie das Opernhaus zum erstenmal besuchten, war die Theilnahme und Neugierde des Volks so groß, daß der Preis der Logen für diesen Abend bis auf zehn Guineen gesteigert wurde. Das Parterre war früh schon gedrängt voll. Erst halb Neunuhr erschienen sie; der lauteste Jubel begrüßte sie und das Volkslied God save the king wurde auf Verlangen des Publikums von den beliebtesten Sängern gesungen. Nach Oper und Ballet erschallte es zum zweitenmal aus aller Mund, und das hohe Paar unterließ nicht, seinen innig empfundenen Dank auf das Freundlichste zu erkennen zu geben. Den 20. begaben sie sich in die britische Gemälde-Gallerie, wo sie von einem großen Kreise kunstliebender Kenner empfangen wurden, und Abends besuchten sie das Drury-Lan-Theater. Neuer Jubel empfing sie. So lange das Beifallklatschen dauerte, verbeugten sie sich huldreich nach allen Seiten aus der Loge. Doch kaum hatte das Stück weiter gespielt, als es zum zweitenmal durch einen ungeheuern Lärm unterbrochen wurde. Man pochte, pfiff, klatschte und schrie unaufhörlich: Theater-Loge! Endlich wurde bekannt, viele Anwesende seien durch ihren Standpunkt verhindert worden, das königliche Paar zu sehen, und gäbe durch dies Getöse ihren Wunsch zu erkennen, daß dasselbe doch seinen Standpunkt noch einmal verändern und sich auch ihnen zeigen möchte.

Diesem patriotischen Verlangen wurde sogleich willfahrt, und die Ruhe war augenblicks wieder hergestellt. Der Prinz erhielt dadurch zugleich einen kleinen Begriff von der Ausdehnung der englischen Freiheit.

Prinz Leopold wurde vom Prinzen von Wales nun mit allen möglichen persönlichen Ehrenbezeigungen überhäuft. Mit großer Feierlichkeit wurde er am 20. Mai am Hofe von Carlton-House zum Ritter der beiden Orden der Nation ernannt. In der großen Halle waren alle Ritter in der vollen Ordenskleidung versammelt, und hier ernannte der Prinz-Regent seinen Schwiegersohn nach den gebräuchlichen Förmlichkeiten feierlichst zum Großkreuz des Bath-Ordens. Im Thronzimmer harrten seiner schon die Ritter vom blauen Hosenbande und die Prinzessin Charlotte. Der Kanzler verlas ein neues Statut, um den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg zum Ritter erklären zu können. Hierauf wurde dieser vom Grafen von Liverpool und Lord Castlereagh in das Zimmer geführt, wo der Prinz-Regent und der Herzog von York ihm den Orden verliehen. — Eine kleine, bald vorübergehende Kränklichkeit der Prinzessin störte nur auf kurze Zeit die allgemeinen Freudenfeste; doch zeigten die angelegentlichsten Erkundigungen nach dem Befinden der geliebten Thronerbin, von allen Ständen des Volks, dem theuren besorgten Gemahl britische Anhänglichkeit und Treue an

seinen Königsstamm zur Genüge. Die Glückwünschungsschreiben liefen nun aus allen Gegenden des Königreichs ein; überall sprach sich die höchste, ungekünstelte und ungeheuchelte Freude der ganzen Nation aus.

Das hohe Paar zeigte sich oft öffentlich, und setzte seine Besuche in den verschiedenen Theatern fort. Ueberall wurde es mit dem herzlichsten Beifall empfangen, und Charlottens Einfachheit in ihrem Putz vorzüglich bewundert. — Prinz Leopold leistete am 1. Juli als Feldmarschall im britischen Dienst seinen Eid, und nahm seinen Sitz als Geheimerath pro forma ein. Am 2. Juli Abends erschien der Herzog von Wellington, nach der glorreichen Schlacht bei Waterloo, zum erstenmal in der Oper. Hier zeigte die Prinzessin durch Beifallklatschen und Einstimmen in die Lieder des Volks dem Sieger, daß er allein der Held des Tags sei. Schwerlich ist wohl je in einem Theater ein erhabener Chorus gesungen worden, als an diesem Abend hier dem britischen Helden erschallte.

In der höchsten Fülle ihres ehelichen Glückes vergaß Charlotte nie das Wohl ihres Vaterlandes. Sie that Alles, um durch ihr Beispiel die National-Industrie zu befördern, und machte ihre ganze Hofhaltung mit dem Wunsche bekannt, keine andere Kleidungen als von britischen Manufaktur-Waaren zu tragen. — Der lebhafteste Wunsch des königlichen

Ehepaares war und blieb, sich vom Hofe zurückzuziehen, und in der Einsamkeit des Landlebens alle Seligkeiten der Liebe zu genießen, welche zwei so innig verschlungene Herzen zu geben vermögen, die aber in der Nähe des Hofs durch mancherlei Hindernisse und Förmlichkeiten getrübt wurden.

In der Mitte des Sommers wurde also Clermont, ein höchst angenehmer Landsitz, welchen die Prinzessin schon lange gewünscht, für sie angekauft, und vom 24. August an war dieses Haus der beständige Aufenthalt der hohen Vereinten. Hier war es nun, wo die Liebe sich den schönsten Tempel erbaute, wo die unaussprechlich glückliche Gattin dem zärtlichen Gatten täglich neue und schönere Reize entfaltete, wo sie ihren Leopold stündlich liebenswürdiger fand.

Charlottens Wuchs war, seit sie Gattin, voller, ihre Haltung majestätischer geworden, ihr Auge strahlte erhabene Würde, und in dem zarten Farbenspiel ihrer Haut schien sich die weiße und rothe Rose Englands zu vereinigen. Ihr oft allzulebhafter Charakter ging in eine theilnehmende Ruhe über. Ihr Anstand, ihre Bewegungen, ihr Betragen war sehr gehalten, und wahrhaft königlich, und nur dadurch zeichnete sie sich vor Frauen niedern Standes aus; denn ihre Kleidung, so reinlich und gewählt sie sich auch trug, war doch nur die einer gewöhnlichen Landedelmanns-Frau. Den Putz liebte sie nie,

und legte ihn nur dann an, wenn Hofetikette sie dazu nöthigte. Uebrigens beobachtete sie in ihrem Anzuge die genaueste Ordnung und Pünktlichkeit, und vernachläßigte nicht im kleinsten Stücke die äußere Erscheinung, was bei gelehrten Frauen zuweilen der Fall zu sein pflegt. Gleiche Ordnung hielt sie in allen ihren Geschäften und Angelegenheiten. Kein Brief blieb von ihr über einen Tag unbeantwortet. Eben so streng beobachtete sie, gleich ihrem Gemahle die Pflichten der Religiosität und die Gebräuche der Kirche. Um den Augen zudringlicher Neugierde zu entgehen, ließ sich das hohe Ehepaar eine Hauskapelle in Clermont errichten.

In ihrer Wohlthätigkeit kannte Charlotte keine Grenzen, und am Arme des geliebten Gatten suchte sie die Hütten der Armuth und die Stätten der Noth auf, oder durchlas mit ihm die eingereichten Bittschriften und bestimmte die auszutheilenden Summen. Als zur Zeit allgemeinen Mangels ihre Börse ganz geleert war und man ihr bemerkte, sie werde, wenn sie auf alle Bittschriften Rücksicht nehme, bald selbst mit einer Bittschrift einkommen müssen, erwiederte sie, das schadet nichts! Es ist mir Bedürfniß, so zu handeln, ich muß fortfahren, und bin überzeugt, daß das englische Volk mir nie Geld abschlagen wird, um den Armen aufzuhelfen; an wen könnten sich auch die Hülfsbedürftigen besser wenden, als an mich? — Die ländliche Zurückgezo=

genheit, das wahrhaft häusliche ökonomische Leben gaben der Prinzessin einen höhern Werth in der Achtung des Volkes, als aller Glanz der Hof-Feste, äußerer Pomp und die Besuche vornehmer Günstlinge ihr hätten geben können. Mit Stolz blickte England auf das junge Paar, welches mit wohlgegründetem Rechte auf königliche Pracht dem ländlichen Aufenthalt in Clermont allen Vergnügungen des Hofs und der großen Welt vorzog, und beglückt durch einander, ein Leben führte, wie vor Zeiten die einfachen alten englischen Edelleute auf ihren Landsitzen. Aber die Liebe der Vermählten und das aus ihr entsprungene Glück schien auch von Tag zu Tag sich zu vermehren, wenn dies anders möglich war. Alles, selbst scheinbare Kleinigkeiten, wurde ihnen Quelle neuer Freuden. Selten sah man sie getrennt. Sie fuhren, ritten oder gingen zusammen, wenn sie unbemerkt waren, Arm in Arm, oft Mund an Mund, und Brust an Brust gedrückt. Leopold half seiner Charlotte ihre Blumen im Garten von Clermont begießen, und Charlotte begleitete ihren Leopold auf die Jagd. Von Seligkeit strahlten ihre Augen und das eigene Glück verbreitete sich auf alle ihre Umgebungen, ja weiter, so daß sie Segen brachten, wohin sie nur kamen. Ihre Zeit war regelmäßig eingetheilt und jede Stunde brachte ihnen neue Genüsse. Der Morgen war für Bewegung in der freien Luft bestimmt, nach der Tafel betrieben sie

ihre Studien; denn die Prinzessin war die Lehrerin ihres Gemahls und führte ihn selbst in die Heiligthümer der englischen Literatur ein, oder er half ihr Skizzen von der Umgegend aufnehmen, weche sie sodann als Landschaftsgemälde ausführte. Der Abend war mit Musik oder harmloser Unterhaltung beschlossen. Was die alte Mythe von dem seligen Leben der Götter in Olymp erzählt, war in Claremont zur überraschenden Wirklichkeit geworden. Aber auf den Gipfel des höchsten irdischen Glücks langt die gewaltige Faust des tückischen Geschicks aus der Erde herauf und faßt den wonnetrunkenen Sterblichen, dessen Blicke weit umschweifen und nicht den gähnenden Abgrund zu seinen Füßen gewahren, der sich eben aufriß. — Von Zeit zu Zeit wurde diese ländliche Einsamkeit durch Besuche der königlichen Familie unterbrochen. Das Paar verließ die ländliche Wohnung nur einmal und ging nach Brighton, kehrte aber bald zurück, um den Geburtstag des Prinzen und das Jahresfest seines frühern Aufenthaltes in England zu feiern (16. Dezember). Hier nun beging die Erbin von Großbritanniens Krone in einem Kreise erwählter Freunde, am heitern helllodernden Kaminfeuer ein wahres Fest der Liebe. Der Winter fesselte sie mehr an das Haus und hier entfaltete sie in freundschaftlicher Unterhaltung alle Schätze ihres vielseitig gebildeten Geistes. Der Anfang des Jahres 1817 brachte bald ihren ein

und zwanzigsten Geburtstag. Er wurde in Claremont nur in stiller häuslicher Freude begangen, während im nahen Esher und der ganzen umliegenden Gegend lauter Jubel erscholl. Die Prinzessin hatte zur würdigsten Feier desselben hundert Pfund unter die Armen vertheilen lassen. — Der hierauf folgende Frühling und Sommer wurde von dem erlauchten Paare ganz wie das vorhergende Jahr verlebt, und da dem Glücklichen der gegenwärtige Augenblick immer der Schönste ist, so genossen sie stets des Augenblicks mit weiser Mäßigung. Wenn eine Steigerung ihres Glückes geschehen konnte, so fand sie bei der Ueberzeugung statt, daß unter Charlottens Herzen ein neues Leben sich zu entwickeln begonnen habe. Die schönste Hoffnung umschwebte sie mit Rosenflügeln, und führte schnell die nur zu flüchtigen Stunden an ihr vorüber. Neue noch nicht gekannte Wonnen gingen zart in ihrem ahnenden Geiste auf; sie begann die Würde der Mutter zu fühlen. Von dem Augenblicke an, wo man von diesen Hoffnungen erfuhr, verbreitete sich in ganz England allgemeine Freude, und mit ängstlicher Sorgfalt bewachte man nun jeden Schritt der Prinzessin. Ihr selbst aber blieb alle Furcht fremd. Dank gegen Gott und Ergebung in seinen Willen füllten einzig ihre Brust.

Einer ihr glückwünschenden Hofdame schrieb sie: „Ich bin so durchdrungen von dem glücklichen Loose, welches mir geworden ist, ich fühle mich so unbe-

schreiblich befriedigt, daß ich kaum noch auf einen Zuwachs von Glückseligkeit zu hoffen wage, aus Furcht, darüber die Quelle zu vergessen, aus welcher uns allein alles Gute strömt.“ Ihren Gemahl versicherte sie mehrmals in dieser Zeit, daß er sie zum glücklichsten Weibe in ganz England gemacht habe. Wahrlich, ein sehr seltenes Beispiel bei Fürstentöchtern! — Während der letzten Sommermonate setzte sie ihre gewöhnlichen Spaziergänge und Ritte mit ihrem Gatten fort; nur wenige Wochen vor ihrer Niederkunft beschränkte sie diese auf das Innere ihres Parks. Ihre Diät war sehr streng, und wer damit vertraut war, sah ohne Furcht, wenn auch nicht ohne Unruhe, dem Augenblick ihrer Entbindung entgegen. Schon am 12. Oktober verließ Dr. Croft London, und nahm seinen Aufenthalt in Claremont, auf Veranlassung der wegen ihrer Enkelin sehr besorgten Königin, welcher er täglich Bericht vom Befinden der Prinzessin abzustatten hatte. Er begleitete die Letztere sogar auf allen Spaziergängen. Die Kronbeamten, welche bei der Niederkunft einer Königin oder Thronerbin Englands in der Nähe sein müssen, wurden benachrichtigt, sich bereit zu halten. Mitten aber in diesem Geräusche von Vorbereitungen behielt Charlotte ihre gewöhnliche Ruhe und Heiterkeit, setzte ihre Beschäftigungen wie immer fort, und wohnte dem häuslichen Gottesdienst regelmäßig bei, der mit größerer Feierlichkeit gehalten wurde. So

lebte sie bis zu Ende Oktobers, in dessen letztern Tagen man wegen einiges Kopfschmerzes mehrere Aderlässe anwendete. Von dieser Zeit an zog sie sich völlig zurück, empfing keine Besuche, ja selbst ihre genauesten Freunde nicht mehr, und nur ihr besorgter Leopold war unzertrennlich bei ihr. In dieser Zeit banger Erwartungen suchte sich Charlotte durch nothwendige Zubereitungen für den neuen Weltbürger zu zerstreuen. Wie die sorgsamste Hausmutter entfernte sie allen unnöthigen Aufwand, und als eine Hofdame die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, wie ein so einfacher Kleiderschmuck wenigen Leuten von Stande genügend sein würde, erwiederte die Prinzessin: „Bedenken Sie, daß mein Kind nicht durch die Kleidung seinen Werth erhalten wird. Ich will es frühzeitig daran gewöhnen, bescheiden in seinen Wünschen zu sein; denn der Gedanke schon, daß irgend Jemand durch den unnöthigen Aufwand eines mir angehörigen Wesens leiden könnte, würde mir zu schmerzlich sein.“

Sonntags den 2. November wohnte sie zum letztenmal in ihrer kleinen Hauskapelle dem öffentlichen Gottesdienst bei, die ganze Dienerschaft war darin versammelt. Dann ging sie am Arme ihres Gemahls noch einmal durch die Gärten, die ihre Hand so sehr verschönert hatte, deren Büsche und Blumen Zeugen ihres stillen, aber maßlosen Glückes gewesen waren. Es war Leopolds letzter Genuß an ihrer

Seite. Er war zu glücklich gewesen, und schon sandte das Verderben tückisch seine tödtlichen Pfeile aus dem Hinterhalte auf sie. —

Dienstag den 4. November, Morgens drei Uhr zeigten sich die ersten Vorboten der herannahenden Katastrophe. Sogleich eilten die reitenden Boten nach allen Gegenden, und am Nachmittag und Abend desselben Tages trafen schon die verschiedenen hohen Kronbeamten ein. Die Prinzessin zeigte ungemeine Stärke und Ergebung, der Prinz brachte die Nacht mit allen im Hause Versammelten in banger Erwartung zu. Am Mittwoch Morgen langte Dr. Sims, einer der erfahrendsten Geburtshelfer, an. Beide Aerzte beschlossen, die Natur wirken zu lassen, und nicht zur Kunst ihre Zuflucht zu nehmen. Den ganzen Tag über erschienen stündlich Bülletins, und man behauptete fortwährend, es ginge, trotz der Langsamkeit, gut mit der Prinzessin. Leopolds Gesicht drückte fortwährend stets die größte Angst aus; er war unerschöpflich in Aufmerksamkeiten, doch sprach er wenig, nur einigemal äußerte er gegen die versammelten Aerzte, daß das klaglose, geduldige Ausharren der Prinzessin, während es ihm Trost gebe, doch seine Seele mit Schmerz über ihr langes Leiden erfülle. — Erst um neun Uhr Abends wurde Charlotte von einem todten Prinzen entbunden. Während der langen Leidensperiode bewies sie die größte Standhaftigkeit. Ihre ersten Worte waren:

„Gott sei gelobt, um meines Prinzen Willen!“ — Als man ihr aber den Zustand des Kindes berichtete, setzte sie mit schwacher Stimme hinzu: „Es ist Gottes Wille!“ Und so trug sie die Täuschung ihrer süßesten Hoffnungen mit wahrhaft christlicher Ergebung. Einige Minuten darauf sagte sie: „Dieser Umstand ist mir sehr schmerzhaft, ich fühle ihn als Mutter, für die Nation, am tiefsten für meinen Gemahl. Bringen Sie ihm die Nachricht schonend bei, und sagen Sie ihm zugleich von meinetwegen, daß ich die glücklichste Frau von ganz England sei.“

Als man dem Prinzen die Nachricht brachte, durchdrang auch ihn der Schmerz getäuschter Hoffnungen; doch rief er: „Gott sei Dank, daß die Prinzessin gerettet ist!“ — Sobald der Anstand erlaubte, begab er sich zu ihr; doch verließ er sie bald wieder, um an die Königin zu schreiben. Charlotte hatte seine bekümmerte Miene gesehen, und ließ ihn zurückrufen, um, so schwach sie auch war, den Balsam des Trostes in seine wunde Seele zu gießen. Es gelang ihr, durch religiöse Gründe ihn zu beruhigen. So saß er in den letzten glücklichen Augenblicken an ihrem Lager, und reichte ihr die erste Nahrung. Sie schien wohl zu sein, und er entfernte sich um eilf Uhr, da ihr Ruhe nöthig schien. Die Kronbeamten, der Erzbischof von Canterbury, der Bischof von London verließen Claremont, und die Aerzte Baillié und Sims entfernten sich ohne alle

weitere Besorgniß gegen Mitternacht. Charlotte blieb der Sorge des Dr. Croft und der Wärterin allein überlassen. Nach Mitternacht begann sie unruhig zu werden und klagte über Uebelbefinden; das Athmen wurde bald darauf schwerer. Dr. Baillié, herbeigerufen, ließ den Dr. Stockmar, den Hausarzt, holen. Charlotte hielt diesem freundlich und unbefangen die Hand entgegen, damit er nach dem Pulse fühle. Das Athmen wurde mehr und mehr durch Krämpfe unterbrochen; bald trat an den Extremitäten Kälte ein, Vorbote des Todes. Sie fragte einen der Aerzte, ob er sie in großer Gefahr glaube, und auf die Versicherung, daß zwar für den Augenblick nichts zu befürchten sei, daß man sie aber ersuche, sich zu beruhigen, erwiederte sie mit gefaßter Stimme, sie wisse wohl, was dies bedeute, und habe nur noch einen Wunsch, welchen sie niederzuschreiben bitte, daß man nämlich ihren Gemahl einst an ihre Seite legen möge. Hierauf bat sie, den Prinzen herbeizurufen. Man fand ihn im Nebenzimmer im tiefsten Schmerz am Kamin lehnend. Als er voll Verzweiflung zu ihr trat, war ihr schon die Sprache verfallen, obgleich sie bis zum letzten Augenblick die volle Besinnung behielt. Fest blieb ihr Auge auf das Angesicht des theuren Gatten geheftet, der sich im wüthenden Schmerze über ihr Bett geworfen hatte, nur sie war ruhig. Als aber der Todeskampf über sie kam, griff sie nach den Umstehenden, lehnte ihr

Haupt an die Brust der Wärterin, streckte die matte Hand ihrem Gemahl entgegen, seufzte noch einmal tief und verschied. —

Stumm lag Prinz Leopold noch drei Stunden über dem Körper der Gattin, deren Tod er sich gar nicht als möglich denken konnte. Fast mit Gewalt mußte man ihn von der Leiche entfernen. Früh um 6 Uhr ertönte in London schon das Geläute der großen Glocke der St. Paulskirche, welches bei Todesfällen in der königlichen Familie gebräuchlich ist. Durch die ganze Stadt wirkte die Schreckensbotschaft betäubend, es war nicht anders, als hätte jede Familie einen geliebten Todten zu beklagen. Die Läden der ganzen Stadt wurden geschlossen, die Geschäfte schwiegen augenblicks, die Stocks fielen; trübe Stille herrschte in der ungeheuern Handelsstadt und nur verhaltenes Weinen tönte aus den Häusern. Die Theater wurden geschlossen und alle öffentlichen Feste eingestellt. In der königlichen Familie herrschte eine allgemeine Bestürzung und Verwirrung. Nur an dem alten König ging dies schmerzliche Ereigniß, wie alle großen Begebenheiten der Zeit, spurlos vorüber. Er weilte nur noch der Gestalt nach auf Erden. Sein Geist war lange schon dem Leben vorangeeilt. — Prinz Leopold war allem Troste unzugänglich. Oft warf er sich noch über die Leiche und zeigte außer dieser für nichts Sinn, als für die kleinen Gegenstände, die sie im Leben umgeben hatten. Alles,

selbst die unbedeutendsten Dinge gewannen für ihn den Reiz der schmerzlichsten Erinnerung. Freitags wurde die Leiche der Prinzessin, dem Gebrauch in der englischen Königsfamilie gemäß, einbalsamirt, eben so das Kind. Als der Prinz davon erfuhr, ward er tief bewegt darüber und verlor auch noch die wenige Fassung, welche er bis dahin zu erringen gesucht hatte. — Dienstag den 18. Abends wurden die Ueberreste Charlottens vom Schauplatz ihrer irdischen Freuden fort, nach Windsor gebracht, und am folgenden Tage fand das eigentliche Begräbniß statt. Die Beisetzung in dem vom König früher eingerichteten Gewölbe der Kapelle zu Windsor geschah Abends um 9 Uhr mit vielen Feierlichkeiten. Der Prinz Leopold vermochte die mühsam errungene Fassung nicht zu behaupten. Er zerfloß fast in Thränen. Der ungeheure Schmerz herrschte an diesem Tage nicht allein innerhalb der Mauern von Windsor; in London wie in der ganzen Umgegend waltete die tiefste Trauer; alle Gewerbe waren eingestellt und sogar die Börse geschlossen. Im ganzen Königreich wurden die Kirchen geöffnet und Gottesdienst gehalten. Von früh an bis um 12 Uhr Mitternacht ward zu bestimmten Stunden mit allen Glocken geläutet. Die Trauerflagge wehete von Tagesanbruch vom Tower herunter, und jedes Schiff im Hafen folgte dem Beispiel. Ueberall schien Stille des Grabes zu herrschen. Im Volke selbst zeigten

sich die rührendsten Scenen, welche von der außerordentlichen Liebe und Anhänglichkeit an die theure Thronerbin zeugten. Ganz Albion trauerte; denn es hatte seine schönsten Hoffnungen zu Grabe getragen.

Indem ich diesen Aufsatz, den ich vor einer Reihe von Jahren für ein damals beliebtes Journal schrieb, zum Wiederdruck vorbereite, werden meine Augen unwillkührlich auf die aus jenem beklagenswerthen Todesfall resultirende Gestaltung der Schicksale des britischen Thrones und des Mannes gelenkt, der bestimmt schien, ihn mit der liebenswürdigen Gemahlin zu theilen. Leopold, Prinz von Sachsen-Coburg, hat dennoch einen Königsthron bestiegen; er scheint von der Vorsehung dazu bestimmt zu sein. Nachdem er die Krone des jungen Griechenlands ausgeschlagen, nahm er die des jungen Belgiens an. Was er nicht durch die Liebe erlangen sollte, erhielt er durch die Revolution, und wie erst die Liebe, so stellte ihn jetzt die Revolution wieder dem Könige der Niederlande gegenüber. Und auch diesmal war der besonnene, beliebte Leopold Sieger. Durch seine zweite Vermählung mit Luise, der Tochter Ludwig Philipps, Königs der Franzosen, (1832) schloß er sich den Interessen der neuen Königsdynastie in Frankreich an,

und so können die Stürme der Zeit ihm noch manches Geschick bringen, von dem ihm im schattigen Garten zu Claremont an der Seite der reizenden Charlotte nichts ahnete.

Den britischen Thron hat aber merkwürdiger Weise Leopolds Nichte, Victoria, eingenommen, die Geschwisterkindsmuhme der verstorbenen Charlotte, und Leopolds Neffe, der schöne, liebenswürdige Prinz Albrecht von Sachsen-Coburg-Gotha ist deren glücklicher Gemahl. Welch' unerwartete und außerordentliche Fügung des Schicksals! Ist es doch als ob das Haus Coburg zu den höchsten Dingen berufen sei; einer seiner Söhne nach dem Andern steigt auf einen Königsthron; denn auch der Gemahl der Königin von Portugal, Ferdinand, ist ein Neffe Leopolds, ein Prinz von Coburg-Koharz. Und das Haus Coburg wird Großbritannien Könige geben, wenn auch die Tücke des Geschicks Leopold daran verhinderte. An großen und schönen Eigenschaften steht Prinz Albrecht seinem Onkel Leopold nicht nach, und wie seine Anmuth, seine Güte, sein zartes Gefühl nicht nur das Herz einer Königin, sondern alle Herzen zu erobern versteht, hat sich in der jüngsten Zeit deutlich bewährt. — Segen auf ihm und sein Geschlecht!

Niobe von San Bonifazio.

Korsisches Sittenbild.

Die Nacht lag finster auf dem Meere und den Inseln; nur einzelne Sterne spiegelten sich in der ruhigen Wasserfläche. Von Sardinien her durch das Felsenlabyrinth der Magdalenen-Inseln wand sich ein Boot und strich, die Meerenge von San Bonifazio durchschneidend, am Hafen der Stadt gleiches Namens vorüber, um westlicher in eine kleine Bucht einzulaufen. Zwei Männer, die das Boot führten, und hier bekannt schienen, befestigten es an einem Strunk, beluden ihre Schultern mit ziemlich schweren Bündeln, und klimmten mühsam einen steilen und unsichern Pfad an den Uferfelsen hinauf. Als sie die Höhe derselben erreicht hatten, legten sie die Bündel ab, um sich auszuruhen. Der Nachtwind fuhr kalt vom Gebirg herab. Mitternacht war schon vorüber. Da begann der Eine zu sprechen: „Wahrlich, Pippo, mich verdrießt's, daß wir unser wohl erworbenes Eigenthum auch noch mit solcher Mühe und Anstrengung und immer mit Lebensgefahr dem

Brunardito *) zuschleppen müssen und nie einen Dank dafür haben.“

„Mich hat's schon lang verdrossen,“ entgegnete der Andere mürrisch. „Aber muß man nicht gehorchen, wenn man nicht Sandro's Kugel vor den Kopf haben will?“

„Ich habe meine eignen Gedanken darüber. Seit sechs Jahren bekümmert sich der Brunardito kaum um uns. Höchstens, daß er mit seinem vermaledeiten Schleier vor dem Gesicht auf dem Schiffe einmal des Jahrs erscheint und dem Sandro Befehle ertheilt; wir aber müssen ihm von jeder Beute den dritten Theil bringen. Das kommt mir verdächtig vor. Wenn ich dir ganz trauen dürfte, Pippo, so wollte ich dir wohl meine Meinung eröffnen.“

„Du hast auch Respekt vor Sandro's Kugel, Marco. Aber traue mir nur immer. Ich will dir gleiche Waare dran geben. Ist Sandro nicht einer der Unsrigen? Um kein Haar besser, als du und ich. Ein Bauernsohn ist er aus Sicilien. Und wenn er uns nicht alle Jahre den Mann mit dem schwarzen Schleier vor dem Gesicht zeigte, in dessen Namen er uns zu beherrschen vorgibt, er wäre schon längst nicht mehr unser Anführer. Nichtwahr du darfst mir trauen? Bei der heiligen Mutter Gottes, du darfst!“

*) Schwarzkühner.

„Du hast den rechten Fleck getroffen, Pippo. Bei dir gesagt, ich glaube, der Brunardito lebt gar nicht mehr, und der Mann, den uns Sandro zeigt, ist ein Andrer, ein Popanz, den er uns hinstellt, um uns in Respekt zu erhalten. Er weiß recht gut, daß wir ihn bald abschütteln werden, weil er nicht von edelm Blut ist. Und das Drittel aller Beute, das für Brunardito bestimmt sein soll, fällt in Sandro's Tasche. Führwahr, ein schlauer Betrug!“

„Und es wäre doch wahrlich schön, wenn wir das Ganze für uns behalten könnten.“

„Hast du je gesehen, daß uns ein Mann diesen Tribut abgenommen, der nur entfernte Aehnlichkeit in Gestalt oder Stimme mit dem verwegenen Brunardito gehabt, so wie wir ihn vor zehn Jahren gekannt, und wie er mir vorzüglich von zwanzig Jahren her lebendig im Gedächtniß fortlebt? Es ist gewiß, Brunardito ist längst todt und Sandro betrügt uns.“

„Aber wie wäre dem abzuhelfen?“

„Ich wüßte wohl. Wenn wir wieder einen jungen kühnen Edelmann hätten, von eben so gutem Geschlecht, wie Brunardito war. Denn das hat ihm zuerst das unbegrenzte Ansehen bei denen verschafft, die ihn genauer kannten, daß er einer vornehmen, adligen Familie entsprossen war. Stellte sich nun wieder ein solcher an unsre Spitze, dann dem Sandro

die Kugel vor den Kopf, und die Beute bliebe ganz unser.“

„Aber woher nehmen einen solchen Mann?“

„Da liegt's! Wir werden die Beute wohl hinauftragen müssen dem falschen Brunardito.“ —

Und sie nahmen die Bündel wieder auf und begannen den mühsamen Weg weiter zu schreiten. Da schlugen plötzlich menschliche Laute an ihr Ohr. Horchend blieben sie stehen; ein klägliches Geschrei näherte sich. Schnell zogen sie sich hinter einen Felsen zurück. Bald unterschieden sie, daß es nur ein einzelner Mensch war, der seltsame Klagetöne, Seufzer und einzelne Worte ausstoßend, an dem Gebirgsabhange und in den Felsen des Ufers umherirrte.

„Weh mir!“ schrie er verzweiflungsvoll, und schlug sich die Brust. „Bin ich denn von Gott und Menschen verlassen, und dem unsäglichsten Elend unerrettbar verfallen? Ist denn nirgends Hülfe vor diesem entsetzlichen Loose? O Himmel, höre meine Klagen! Laß mich nicht zu Grunde gehen! Aber wo, wo ist ein Ausweg? Muß ich nicht den bittern Kelch trinken? Ich werde rasend werden vor Liebe und Leidenschaft; denn diese unselige Weihe wird die Flammen in meiner Brust nicht nur nicht ersticken, sie wird sie vielmehr noch gewaltiger anfachen. Und Bella, die Gattin eines andern Mannes! Bella, in eines Jünglings Armen geliebt, liebend! Nein, ich ertrag es nicht!“ Und wiederum stieß er jene

wild heftigen heulenden Töne aus, dem Geschrei des Schakals oder der Hyäne vergleichbar. Er wollte eben weiter eilen, als Pippo hinter dem Felsen hervortrat und ihn anredete: „Was fehlt dir, Mensch, daß du solch ein tolles Wehklagen in die Lüfte ausstößt, gleichsam als wolltest du Felsen und Meer zum Mitleid bewegen?“

„Ach, kannst du mir helfen? Ich glaub' es kaum. Was erzähl' ich dir dann mein Leid?“

„Vielleicht könnt' ich doch? Laß' hören und dir die Mühe nicht verdrießen. Oft hilft ein Geringer eher als der Mächtigste. Wo drückt dich der Schuh so gewaltig, daß du so laut aufschreist?“

„Wohlan, mit kurzen Worten will ich es dir sagen! Ich bin der jüngere Sohn einer reichen, adligen Familie San Bonifazio's und als solcher von früh auf zum Priester bestimmt. Ich habe meine Studien beendigt und in einigen Tagen kommt der Bischof von Ajaccio hierher, um mir die Priesterweihe zu ertheilen. Aber ich Unglückseliger liebe ein Mädchen mit glühender Leidenschaft, ja, erst seit einigen Tagen ist mir die wilde Gewalt meiner Gefühle für sie recht klar und deutlich geworden. Ich kann ohne ihren Besitz nicht leben, und sie mir als Geliebte oder Weib eines Andern denken, macht mich wahnsinnig. Bei meiner Familie ist kein Heil und keine Rettung für mich zu suchen; sie sind alle kalt und streng gegen mich. Sie halten es für die größte

Sünde, dem Herrn einen Priester zu entziehen, und schon rüsten sie das glänzende Fest meiner Einweihung, auf das die Abscheulichen sich freuen, als wär's eine fröhliche Hochzeit. Ich aber erleb' es nicht. Die Verzweiflung raubt mir Ruhe, Hunger und Durst; sie hat mich heraus an's öde Meerufer getrieben, damit ich sie austobe, wo kein menschliches Ohr es vernimmt."

„Hört, edler Herr, vielleicht dürftet Ihr doch durch des Himmels Fügung an den rechten Mann gekommen sein. Ihr seid also einer vornehmen, adligen Familie entsprungen, die Euch erbarmungslos in den Priesterstand stößt? Das wäre ja schon vortrefflich! Wie heißt denn Eure Familie?"

„Poggi."

„Ach, sind das die stolzen Genuesen, die durch den Korallenfischfang im Kanal San Bonifazio so reich geworden sind?"

„Dieselben."

„Sehr gut! Und wie ist denn Euer Taufname, Signore Poggi?"

„Ich heiße Lapo, und bin der dritte Sohn Matteo Poggi's in San Bonifazio."

„Und wie alt seid Ihr, Signore Lapo Poggi?"

„Vier und zwanzig Jahre."

„Ein köstliches Alter! Und Ihr habt Muth, für Eure Geliebte etwas zu wagen? Ein Schwert zu führen und eine Flinte, wenn es sein müßte?"

„Zeigt mir, wie ich sie erkämpfen soll, und gebt mir Waffen: ich werde Wunder der Tapferkeit verrichten.“

„Das läßt sich hören. Wenn Euch das rechter Ernst ist, so kommt morgen Abend allein in einem Boot an die dritte der Magdalenen-Inseln, an jenen öden unfruchtbaren Steinkoloß, den die Schiffer Capo di Ladri nennen. An der Ostseite springt eine scharfe Spitze in's tyrrhenische Meer, eine Platte ragt weit in die Fluth hinaus. Niederes Gestrüpp wuchert um sie, stets umkleidet vom Schaum der Wellen. Führt Euer Boot dicht an die Platte und ruft unter dieselbe: Freiheit ist unser Loos! Dann biegt um die Spitze und rudert in die tiefe schwarze Bucht, die sich dicht zur Rechten öffnet und über welcher ein finsteres Felsenhaupt drohend hängt, das der ganzen Steinmasse den Namen gegeben hat. Die Wand unter dem Kopfe ist steil und mit Sträuchen besetzt; aber es befindet sich eine Spalte darin, die man vom Meere aus nicht bemerkt, weil der Schatten des überhängenden Gesteins und das Gesträuch sie verdecken. In ihr wird ein Mann erscheinen und Euch zu andern Männern führen, die mit Euch das Nöthige besprechen werden. Eure Rettung ist Euch gewiß.“

„Ich komme!“ rief Lapo. „Ich ahne, wer Ihr seid, aber ich komme doch bei der heiligen Jungfrau vom Meere, die Euch und mich beschirmen möge!“

„Und nun Gott befohlen, Monsignore! wir sehn uns wieder.“

„Morgen schon.“ Mit beflügelter Hast stürmte der verliebte Kandidat fort und Marco trat zu Pippo mit den Worten: „Hast du Alles gehört?“

„Alles.“

„Was meinst du, wenn wir unsern Mann schon gefunden hätten?“

„Das wäre ein merkwürdiges Glück. Aber fürwahr eine solch’ brünstige Kirchenmaus, die einmal Speck gerochen oder gekostet hat, will in die Weiberküche und beißt sich wüthend durch. Der Kerl wäre gut zu unserm Hauptmann.“

„Er hat alle Erfordernisse, und wer weiß, was er uns bei unserer heimlichen Korallenfischerei nützen kann! Jedenfalls weiß er die Bänke besser, als wir.“

„Die Beute tragen wir aber nun nicht auf das Bergnest hinauf, Marco.“

„Da hast du meine Gedanken, Pippo. Die behalten wir für uns. Kein Mensch weiter soll davon schmecken.“

„Und nun Vorsicht! Nur die, denen wir trauen dürfen, nehmen wir mit in die Kluft von Capo di Ladri. Mir sind Viere sicher, mit denen ich mich schon ziemlich verständigt habe, der kleine Luca, der schwarze Detto, Giona von Ganta und Jobbillo.“

„Auch ich kann so viel werben.“ —

Und im eifrigen Gespräch trugen sie die Bündel

wieder den Felsen hinab und warfen sie in ihr Boot, das gleich darauf vom Lande abstieß.

Und es war wieder Nacht, die dritte nach jenem Zusammentreffen am Meerufer. Ein einsames Bergschloß ragte düster aus Weinpflanzungen und Blüthenbüschen empor. Die warmen, mit Wohlgerüchen geschwängerten Lüfte des Südens wogten um seine Mauern, dupften an seine Fenster. Dicht am Schlosse unter einem Akazienbusche saß ein holdes Mägdlein, träumend, sinnend, wartend. Sie war im reizenden Nachtkleide; ein leichter Mantel hing über ihre Schultern. Der Baum streuete Blüthen auf ihr liebliches Haupt. Sie schauete nach den Sternen und nach dem Meere, dann horchte sie wohl auf das Brausen der an das Felsenufer anschlagenden Wellen, das, da jeder andre Laut verstummt war, einförmig tief unten herauf zu ihrem Ohre drang. Zuweilen warf sie das spähende Auge den Bergpfad hinab, dann versank sie wieder in stille Träumereien, und unwillkührlich entwand sich ein Seufzer der schönen Brust. Plötzlich tauchte eine dunkle Gestalt vor ihr auf. Sie schrak zusammen.

„Ruhig, Bella,“ flüsterte eine männliche Stimme, „ich bin's! Ich danke dir, daß du mir Wort gehalten! Wahrlich! ich zitterte im Wahn, ich würde

dich nicht finden, trotz deiner heiligen Versprechungen.“

„Ach, Lapo!“ seufzte das Mädchen kleinlaut, „wenn du diesen Abend beim Abschied nicht so wild in mich gedrungen wärst, so hätte ich mich gewiß nicht allein herausgewagt in die einsame schauerliche Nacht. Hab' ich doch auch die Mutter betrügen müssen, indem ich aus ihrer Kammer mich fortstahl. Der erste Betrug meines Lebens, Lapo! Aber du warst furchtbar heftig, und ich erschrak vor dir, als du mir so Arges drohetest, wenn ich nicht auf dieser Stelle warten würde. Fast glaub' ich, mein Vater hat etwas gemerkt; denn er fragte mich, warum ich so verstört aussähe. Auch Cino's, deines Freundes, Auge ruhete aus der Ferne fragend und forschend auf mir, als du mir jene erschreckenden Worte dort am Wege zuflüstertest, und vergebens bemüheten sich meine Brüder, ihn bergab zu ziehen. Mir ist recht bange und ich fürchte mich.“

„Cino!“ lachte der Jüngling tückisch. „Ich glaube, der gute Junge liebt dich auch.“

„Sprich doch nicht so freventlich!“ versetzte das Mädchen erglühend. „Cino wird morgen mit dir zum Priester geweiht. Wie darf ein Priester an Liebe denken!“

„Unschuldige Taube! Freilich, es ist besser, man wird kein Priester.“

„Was soll das, Lapo? Deine Worte erschrecken

mich. Deine Hand zittert. Was hast du vor? Sage mir, was willst du von mir? Weshalb hast du mich in dieser Nacht hierher beschieden? Was hast du mir so Wichtiges und Nöthiges allein zu sagen?“

„Bella!“ begann Lapo mit dumpfer bebender Stimme, „ich bin fest entschlossen, nicht Priester zu werden.“

„Heilige Mutter Gottes! und heute ist der hochwürdige Bischof von Ajaccio auf seinem schönen Schiffe in unserm Hafen eingelaufen; schon sind alle Anstalten zu dem feierlichen Feste gemacht! Was gibt deine Familie zu deinem Entschluß an?“

„Das erste korsische Ohr, das ihn vernahm, ist das deinige, Bella. Höre mich ruhig an, Mädchen; unterbrich mich nicht! Seit jenem Unglückstage, der dem ersten Gatten deiner Mutter das Leben kostete, war ich oft und viel in ihrem Hause. Das Schicksal hatte mich gleichsam zu Carlino's Gespielen gemacht, und Gemma wendete mir einen Theil der Liebe zu, die das ihr einige Jahre vorher so seltsamer Weise verlorengegangene Töchterchen besessen hatte. Mit Carlino in das böse Schicksal jenes Tages verflochten, betrachtete mich seine Mutter wie seinen Bruder, wie ihren zweiten Sohn. Sie entzog mir diese Liebe nicht, als sie sich wiederum mit deinem Vater verheirathete, als sie dich und Cante geboren hatte. Obgleich sieben Jahre älter als du

und dein Zwillingsbruder, waren doch Cartino und ich eure Gespielen, eure Brüder; und eure Mutter vertraute euch mir am liebsten an. So wuchsest du unter meinen Augen auf, und ich betrachtete dich als meine Schwester, wie deine Brüder mir auch die meinigen waren. Du weißt, wie sehr ich dich liebe! Mein Herz knüpfte sich mit tausend Banden an dich, Jugendträume und Erinnerungen, gemeinsame Wünsche und Spiele, gleiche Neigungen, und was weiß ich Alles, wob diese Bande und gab ihnen ewige Dauer. Ich war von früh an zum Priester bestimmt, wie es die Sitte in Korsika will. Ich setzte nie Zweifel in meinen Beruf; es fiel mir nicht ein, anders zu denken, als man mir von Kindheit an vorgesagt; ich dachte gar nichts. Du warst ja noch ein Kind. —

So vergingen die Jahre. Ich ging nach Genua und Padua, um meine Studien zu machen. Dort führte mich das gemeinsame Vaterland, ja die gemeinsame Vaterstadt zu Cino Lippi, den ich zwar schon als Knabe gekannt, dessen Freund ich aber erst in Genua wurde. Wir kehrten im vorigen Herbst nach Korsika zurück. Ich hatte ihm viel von Dino Negri's Hause erzählt, er erinnerte sich nur dunkel deiner Brüder, für dich hatte er gar kein Bild im Gedächtniß, und er zweifelte, dich je gesehen zu haben. Er hatte unsere Insel früher verlassen müssen, als ich, und war als Knabe wenig nach San Boni=

fazio gekommen. In meiner Seele lebte dein Bild desto treuer. Wir traten in deines Vaters Haus. Du kamst uns entgegen, aber o Himmel! nicht mehr das Kind, dessen Bild meine Seele bewahrt, die aufgeblühete, vollendete Jungfrau, von einem allgütigen Himmel mit üppigen Reizen überkleidet. Ich hatte dich in zwei Jahren nicht gesehen, und du warst fünfzehn Jahre alt geworden. Dein Anblick entzückte mich, aber ich war zum Priester bestimmt. Ich war nun wieder täglich in euerm Hause, Eino begleitete mich oft dahin. Meine Seele blieb ruhig, so sehr ich auch deine Gesellschaft suchte, so glücklich ich auch in derselben war. Der Frühling weckte schlummernde Gefühle in mir, aber ich klammerte mich an meine Bestimmung. Da — es werden nun vier Wochen sein — überraschte ich dein Auge, dessen Blicke ich leidenschaftlich verfolgte, wie es mit süßer Schwärmerei an Eino's Mund und Auge hing, als er zur Laube das Hirtenlied aus den Bergen sang. Sein Auge entzündete sich an dem deinigen, Flammen schlugen hinüber und herüber, sie zischten auch in mein Herz, wie Stiche vergifteter Dolche. Es wand sich blutend und zuckend in den furchtbaren Schmerzen einer Leidenschaft, die plötzlich darin aufgährte, auftobte und mich zu vernichten drohete. Der Gedanke, der an jenem Abende zum erstenmale in mir aufschoß, du könntest einen Andern lieben, wurde für mich zur Furie, zum marternden Gespenst.

Vergebens hielt ich meine Bestimmung als abwehrendes Schild der über mich hereinbrechenden Leidenschaft entgegen; vergebens rief ich mir zu, daß du ja doch bald die Gattin eines andern Mannes werden würdest, daß du nie die meinige werden könntest. Das war alles Oel in die Flammen meiner Brust. Mir war's nun, als hätt' ich dich vom ersten Tag deines Lebens so glühend geliebt, als ginge all' mein Sein und Streben in dem deinigen auf, und ich sei nichts für mich selbst. Vergebens würde ich versuchen, dir mit Worten den furchtbaren Seelenkampf zu malen, der in mir wüthete, vergebens die tobende Verzweiflung meiner Nächte, die dumpfe Verzweiflung meiner Tage; meine Pflicht rang ohnmächtig mit meiner Leidenschaft. O Bella, ich liebe dich mit so gewaltigen Trieben, mit so mächtigen Gefühlen, die nur dem Orkan gleichen, der zuweilen die Riesenwellen des Meers au die Felsenmauern unsrer Insel donnernd wirft. Bella, ich kann kein Priester, ich muß dein Gatte werden."

Und wie erschöpft stürzte er zu des Mädchens Füßen und schlang seine Arme um sie.

„Unglücklicher!" rief Bella, und entriß sich seiner krampfhaften Umarmung, „was willst du beginnen?"

Den Sinn dieser vom Schrecken erzeugten Frage mißverstehend, versetzte er:

„Fliehen will ich mit dir noch in dieser Nacht, in dieser Stunde, in diesem Augenblick. Unten in

der kleinen Felsenbucht an deines Vaters Weinberg liegt ein kleines Boot, dem ich so eben entstiegen bin. Am Felsen hab' ich eine Strickleiter befestigt, darauf leit' ich dich hinab, mein süßes Lieb. Mein kräftiger Arm führt die Ruderstange; die Liebe verdoppelt die Kraft. —"

„Und wohin, wohin willst du mit mir?"

„Ich will dich nicht belügen, Bella. Ich könnte zu dir sagen: ich will dich nach Sardinien hinüber führen; wir wollen uns im Gebirge verstecken, und ich will ein Jäger werden. Nein, Bella, so ist es nicht! Ich will und muß wahr gegen dich sein; denn die Liebe hat nichts gemein mit der Lüge. Du sollst Alles wissen, wie die Sachen stehen, und wie es so gekommen ist; denn du bist ja meine Geliebte."

Und mit kindlicher Aufrichtigkeit erzählte er ihr von seiner Verzweiflung und von dem fremden Manne, den er in der Nacht am Meerufer gefunden, und dessen zugesagte Hülfe ihm Trost und Muth gegeben.

„Als ich zu Hause angelangt war," fuhr er fort, „stand ich lange sinnend und träumend, wie in den Boden gewurzelt. Es war mir, als ob der Blitz vor mir eingeschlagen hätte. Es dauerte lange, eh' ich mich erholte. — Am andern Tage war mir Alles wie ein Traum. Ich erinnerte mich wohl, in meiner frühen Jugend die Sage vernommen zu haben, daß sich sonst fremde Männer in den versteckten

und theilweise unbekannten Höhlen der Magdalenen-Inseln aufgehalten hätten, um bei Nacht Korallen zu fischen; sie seien der Zauberei und dem Teufel ergeben gewesen, und ihre gespenstigen Schatten würden noch immer in gewissen Nächten in der Meerenge entdeckt. Da endlich, als der Bote des Bischofs in unserm Hause anlangte und die Ankunft seines Herrn ansagte, fuhr ich, von maßloser, unbegrenzter Verzweiflung erfaßt, aus dem dumpf brütenden Traum empor. Meine Haare sträubten sich, wenn ich daran dachte, daß ich in einigen Tagen zum Priester geweiht werden sollte. Ich entfloh den geräuschvollen Anstalten zu dem prächtigen Feste, stürzte mich in ein Boot und führte es mit verzweifelt kräftigen Ruderschlägen in das gefährliche Insel- und Felsenlabyrinth hinaus. Ich fand den bezeichneten Felsen, ich fand die Platte, rief das angegebene Wort und legte dann in der Bucht an. Bald erschallte eine Stimme von oben: Bist du es, Lapo Poggi? — Ich bin's! versetzte ich. Eine Strickleiter fiel aus der Spalte herab; ich stieg hinauf. Wild aussehende Männer boten mir die nervige Hand, verwogene Gestalten umringten mich in der schauerlichen Dämmerung der Kluft, und alle jubelten mir ein herzliches Willkommen! zu. Ich wußte wohl, wer diese Männer waren, Bella, ohne daß es mir jemand gesagt; meine heißen Jugendträume hatten sich oft gesehnt, mitten unter ihnen zu sein und mit

ihnen zu verkehren; oft wenn in Genua mein von übernächtigen Studien glühendes Auge aus meiner engen Zelle auf das weite Meer hinausschweifte, war der sehnsüchtige Wunsch, wie ein Lavastrom, aus meiner Brust gestiegen, auf dem Korsarenschiff frei durch die Wasserwüste streifen zu können. Jetzt war ich mitten unter Korsaren, jetzt konnte ich mit ihnen verkehren nach Herzenslust. Und wenn ich noch Zweifel gehegt hätte über ihr Wesen, sie hätten mich nicht lange darin gelassen. — Wir sind freie Söhne des Meers, sagten sie, und wir wollen dich zu unserm Hauptmann wählen und dir Gehorsam schwören auf Leben und Tod. Bring' deine Braut zu uns; wir wollen sie respektiren, wie dich. In den südlichen Gebirgen Siciliens haben wir ein verstecktes Asyl; dort soll sie leben mit unsern Frauen und ihre Gebieterin sein, wie du unser Gebieter. Dort ruhen wir im Arm der Liebe aus von unsern Zügen, und verzehren im Rausche des Glücks die heimgebrachte Beute. Niemand kümmert sich dort um uns, seit König Karl der Zweite von Spanien todt ist, und weder die Spanier, noch die Oesterreicher, noch die Franzosen haben uns etwas an. Während sie sich um die Herrschaft herumbalgen, treiben wir unser Wesen sicher und ungestört. Willst du unser Anführer sein? — Ich will's! rief ich, und schwur ihnen, dich, mein süßes Mädchen, ihnen zuzuführen. Sie besitzen zwei Schiffe, wovon uns das eine sogleich

nach Sicilien bringen soll. Dort werden wir Tage der Liebe verleben, wonnige Tage! Sie erwarten uns in dieser Nacht. Ich habe alles geordnet. Nur eine Angst folterte mich, daß ich dich nicht allein sprechen könnte. Ich hatte dir Alles geschrieben, doch verwarf ich dies wieder, und eilte herauf, dich aufzusuchen, dich anzuflehen, dich zu beschwören, daß du mir gegen Mitternacht eine Stunde schenken mögest. Es hing ja mein Lebensglück, mein Leben selbst davon ab, daß du mir diese Bitte gewährtest. Du hast es, Geliebte, und nun eile, eile mit mir hinab! Dort winken Freiheit, Glück, Liebesseligkeit. Eile, komm, meine Bella!“

Und er umstrickte sie mit glühenden, nervigen Armen.

„Entsetzlicher!“ kreischte das Mädchen auf. „Und du konntest nur einen Augenblick den Wahn hegen, daß ich dir folgen würde? daß ich das Haus meiner lieben Eltern heimlich verlassen würde in verabscheuungswerther Flucht, und ihrer zärtlichen Liebe mit dem größten Schmerz, mit namenlosem Kummer vergelten würde? Daß ich von Gott und der heiligen Jungfrau, die mich so fürsichtig behütet, mit der verruchtesten Untreue abfallen, und bei den Teufelskindern, den entsetzlichen Korsaren und Mördern hausen würde? Den stillen Frieden dieses Hauses sollte ich mit dem wilden Treiben der Unzucht und Schlämmerei vertauschen? O wahnsinniger Thor,

du hast deine Rechnung ohne mich gemacht. Ich will nie die Frau eines Menschen werden, der dem heiligsten Gelübde ungetreu, von Gott abgefallen ist, nie die Frau eines ruchlosen Seeräubers. Geh, Lapo, ich fürchte mich vor dir!“

„Ha, liebst du mich denn nicht? Jauchzt denn deine Seele nicht bei dem Gedanken, mich in deinen Armen zu halten? Lechzen denn nicht alle deine Sinne nach Liebesglück von meinen brennenden Lippen?“

„Nein! nein, bei der Mutter Gottes nein! Ich liebe dich nicht, Lapo; ich verabscheue dich. Ich bebe vor dir.“

„Ha, so liebst du Cino! Ja, ihn liebst du. Aber es hilft dir nichts. Du mußt mit mir. Du mußt! Schon hab' ich den Himmel von mir geworfen, ich kann ihn nicht wieder suchen. Ich opfere Alles um deinen Besitz. Du mußt mein sein, ob du willst oder nicht. Komm, meine Braut!“ Und seine Arme wanden sich um sie, wie tückische Schlangen, sein Mund verschloß den ihrigen wie ein Siegel, um jeden Schrei zu ersticken, und so hob sie der Starke leicht empor, um sie hinwegzutragen. Das Entsetzen umstrickte ihre Sinne mit den Banden der Ohnmacht; leiß stöhnend neigte sie ihr erbleichendes Haupt auf seine Schulter, und es würde ihm leicht geworden sein, sie nach dem Boote hinab zu tragen, wenn nicht in diesem Augenblick ein Mann hinter

dem Akazienbusch hervor auf ihn losgesprungen wäre, und ihm ein donnerndes „Halt, Bube!“ zugerufen hätte. Schrecken lähmte Lapo's Kräfte; die schöne Ohnmächtige entglitt seinen Armen und fiel zu Boden. Er hatte an der Stimme Bella's Vater, den finstern menschenfeindlichen Dino Negri erkannt. Kein Wort weiter entschlüpfte den Lippen des schwer beleidigten Mannes, aber mit zornbebender Faust faßte er den Frevler beim Haupte, schlug ihn in's Gesicht, spie ihn an und warf ihn nieder, daß der Boden drohnte. Dann hob Dino sein Kind auf und trug es in's Haus. Wuth, namenlose Wuth über den ihm angethanen Schimpf und die Vereitlung seines Plans kochten in des Niedergeworfenen Brust. Sein Herz wurde zur siedenden Hölle. Lange lag er regungslos; in seinem Kopfe brannte nur ein Gedanke: Rache für empfangene Schmach. Die Nacht zog über seinem Haupte wüste Bilder, der Nacht gleich, durch dasselbe. Dann stieß er entsetzliche Flüche gegen Dino, Bella und Cino aus. Er verwünschte sie und sich. Er rasete. Aber endlich wurde er ruhig, und eh' der Tag graute, stand er gleichgültig, als wenn er nichts erlebt hätte in dieser Nacht, in seinem Zimmer.

Drei Stunden später riefen die Glocken zur Feier des Sonntags und zum Feste der Priesterweihe. Von

allen Seiten strömten Menschen herbei, aus der Stadt und aus den benachbarten Küsten und Bergdörfern. Die Menge auf den Straßen und Plätzen häufte sich von Minute zu Minute.

Die genuesische Besatzung San Bonifazio's hätte darüber unruhig werden können, da der rebellische Sinn der Korsen gegen ihre Tyrannin, die Republik Genua, mehr als zu bekannt war, und sich in mehr als einem blutigen Aufstand offen genug bethätigt hatte, aber die versammelte Menge war geputzt und hatte ein friedliches Ansehen, und der Grund, warum man heute so zahlreich zusammengekommen, war den genuesischen Soldaten kein Geheimniß. War doch Tags zuvor der Bischof von Ajaccio auf seinem Schiffe mit großem Gepränge im Hafen eingelaufen, um am heutigen Tage zwei jungen Geistlichen die Priesterweihe zu geben und zugleich über alles Volk den Segen zu sprechen. Die Einweihung zum Priesteramte war aber jedesmal ein großes Fest nicht nur für die zunächst betheiligten Familien, sondern für die ganze Stadt und Umgegend. Denn meist waren es die jüngern Söhne vornehmer und angesehener Häuser, welche dem Herkommen gemäß, ihrem ältesten Bruder die elterlichen Reichthümer überlassend, auf diese Weise versorgt wurden, und jede dieser mächtigen Familien hatte einen bedeutenden Anhang, der sich bei diesen und ähnlichen Veranlassungen beeilte, durch sein persönliches Erscheinen

seine Theilnahme zu bethätigen. Es waren die Klienten, die bei feierlichen Gelegenheiten im Gefolge ihres Patron erschienen, um die Würde und das Ansehen desselben an den Tag zu legen. Anderntheils kam aber auch die Menge, um der Messe des Bischofs beizuwohnen und des Segens desselben theilhaftig zu werden, der nach ihren Begriffen mehr werth war, als der eines gewöhnlichen Priesters.

Heute waren es zwei Sprossen der Familien Poggi und Lippi, deren erstere sowohl in der Stadt selbst, als in der Gegend reich begütert war. Die Poggi, genuesischen Ursprungs und kaum einige Menschenalter in Korsika ansäßig, wo sie durch die Korallenfischerei an den im Kanal San Bonifazio gelegenen Magdalenen-Inseln, meist unbewohnten nackten Felsen, bald reich geworden, legten heute all' ihre Pracht zur Schau. Der Lippi dagegen, zu den ältesten Einwohnern des Landes gehörig, und nie mit so gemeinen Dingen, wie Korallenfischerei und Handel beschäftigt, standen, wenn auch bei weitem nicht so reich, doch im Lande in höherem Ansehen als die Poggi.

Während das Volk sich vor der Kathedrale versammelte, saßen die beiden jungen Geistlichen Beichte. Denn vor der Einweihung mußte jeder seine Sünden einem Priester bekennen und absolvirt werden. Die Wahl ihres Beichtvaters stand in jedes freiem Willen.

Lapo Poggi hatte zum großen Mißvergnügen seiner Familie und deren Anhänger am Morgen dieses Tages seinen frühern Beichtvater verworfen und einen gebornen Korsen, Pater Paolo, Diakon an der Kathedrale, und aus dem ebenfalls in der Nähe von San Bonifazio ansäßigen, altkorsischen, edlen Geschlechte der Zamboni entsprungen, gewählt. Alle, die es mit den Genuesen hielten, sahen in dieser unerwarteten und plötzlichen Wahl einen Abfall von der Sache der herrschenden Republik und ein Hinneigen zu den Interessen der unzufriedenen Korsen, denen, wie bekannt, Pater Paolo sehr ergeben war. Man ärgerte sich um so mehr darüber, als Lapo alle Hoffnung gegeben hatte, der Regierung anzugehören und dieser am Besitz eines Priesters mehr, der das Volk in Schranken hielte, sehr viel gelegen war. Die durch diesen schlauen Jüngling noch am Morgen seiner Einweihung erlittene Täuschung wurde von den Anhängern Genua's allzu empfindlich gefühlt, als daß sich ihre Unzufriedenheit darüber nicht laut und bitter hätte aussprechen sollen. Dagegen triumphirte die korsische Partei, jene wild leidenschaftlichen Patrioten, sich um einen Kopf, und zwar um einen Priesterkopf, reicher zu sehen; denn daß Cino Lippi, der zweite Kandidat, ihnen angehörte, verstand sich von selbst. Die Unterhaltung der verschiedenen Gruppen und Haufen auf dem Platze, in den Straßen, in der Kirche, behandelte überall denselben Gegen-

stand, und er wurde mit großer Lebhaftigkeit debattirt. Endlich verkündete das volle Geläute der Glocken den Beginn des Hochamtes, die beiden Familien Poggi und Lippi erschienen mit zahlreichem Gefolge in großem Pomp und ihnen nach strömte alles Volk in die geräumige Kirche.

Unter dem andächtigen Haufen war ein ehrwürdiger Alter mit weißem Haar zu bemerken, der, in die einfache Tracht der Bergbewohner gekleidet, die sich an ihm kaum durch feinere Stoffe veredelte, zwei Jünglinge und eine Jungfrau begleitete, deren Diener oder Hofmeister er zu sein schien. Zum erstern behandelten sie ihn zu milde und leutselig, zum letztern zu vertraulich. Vielleicht war es sein Alter und der freundliche Ernst seiner Züge, was beide mit einander ausglich. Die Jünglinge zeigten beide gedrungen, einnehmende Gestalten von ächt korsischem Schlag, blitzende Augen, unstäte Beweglichkeit; das Mädchen, eine vollendete Schönheit nach südlichen Begriffen, war keine Andre, als Bella, die holde, fünfzehnjährige. Unter dunkelseidenen langen Wimpern lag ihr großes, heilig reizendes Auge, das Allerheiligste dieses Menschentempels hinter dem Vorhange. Dies innerste, unentweihete Heiligthum, in welchem der Geist Gottes wunderbar sichtbar und doch gestaltlos wohnte und webte, schien seinen Hohenpriester zu suchen, den Hohenpriester der Liebe, der hier auf unentweihtem Altar selige Opfer bringen sollte.

Und wie das Allerheiligste, so war Alles an diesem wandelnden Tempel hehr und herrlich.

Bella war bleich und eine Spur von Thränen auf ihren Wangen zurückgeblieben. Die Jungfrau und der eine der Jünglinge hatten eine so auffallende Aehnlichkeit mit einander, daß man sie auf den ersten Blick für Geschwister erkannte, und da sie augenscheinlich von ganz gleichem Alter waren, so lag die Vermuthung, daß sie Zwillingsgeschwister seien, eben nicht fern. Es war derselbe Grundgedanke in ihrer Erscheinung, in ihren Zügen auf gleiche Weise ausgedrückt, in den Formen aber individuell ausgesprochen, bei ihr schon in jungfräulich vollendeter Schönheit, bei ihm in angedeuteter, begonnener männlicher Kraft. Der andere Jüngling stand dem Mannesalter schon um mehre Jahre näher, war rascher, bewegter, feuriger, kühner blickend, schon ausgebildeter, und doch erinnerte in seinen Zügen auch etwas an das Mädchen.

In der Kirche nahmen die drei jugendlichen Gestalten einen schön verzierten Stand ein, der Alte blieb einen Schritt hinter ihnen in ehrerbietiger Stellung, jedoch so, daß er, wenn es nöthig sein dürfte, an der Unterhaltung theilnehmen könnte.

Die Augen der Jungfrau schweiften neugierig über die Menge hin, dann wandte sie sich zu dem ältern ihrer jugendlichen Begleiter und sagte lebhaft: „Carlino, weißt du, woran ich eben dachte? Wenn

der erste Sohn unsrer Mutter, der auch Carlino geheißen hat, wie du, nicht so früh gestorben wäre, so wärst du auch ein Priester geworden und der Tag wäre nun bald erschienen, wo all' diese Leute hier deinetwegen in die Kathedrale gekommen wären. Ach, wie würde ich da stolz gewesen sein, wenn man dich mit solchem Gepränge eingeweiht hätte wie Lapo und Cino. Wenn nun der Bischof auf seinem schöngeschmückten Schiffe von Ajaccio nach San Bonifazio gefahren wäre, um dich zu weihen! Ich beneide Lapo's Schwester um ihr Glück."

„Du dauerst mich," versetzte Carlino lächelnd, „aber aufrichtig gesprochen, bin ich doch noch froher, daß ich kein Priester zu werden brauche. Du weißt, wie heiß ich Resa liebe; ich glaube, ich grämte mich todt, wenn ich hätte ein Priester werden und ihr entsagen müssen. Es ist ein schauerliches Gesetz, das den Priester zwingt, die Liebe abzuschwören. Könntest du dich denn leicht entschließen, Priester zu werden, Cante?"

Der andre Jüngling fuhr wie aus einem Traume empor; er hatte in sich versunken auf eine Stelle gestarrt und am Gespräch keinen Theil genommen: „Was sagst du von Resa?" fragte er jetzt hastig. „Ich habe dich nicht verstanden."

„Von Resa, närrischer Träumer, sprach ich vorhin, und zwar, weil ich sie so heiß liebe, möchte ich heute nicht an ihres Bruders Lapo Stelle sein. Dann

aber fragte ich dich, ob du wohl Lust hättest, dich Gott zu weihen?“

„O ja, Resa's willen wohl.“

„Resa's willen? Das begreife ich nicht. Weshalb möchtest du gerade ihretwegen das werden, was ich ihretwegen nicht werden möchte?“

„Um sie — um sie zu quälen, alle ihre Sünden zu beaufsichtigen, ein Register darüber zu führen und ihr täglich vorzuhalten.“

„Stets seid ihr, du und Resa, doch feindlich gegen einander gesinnt,“ lachte der ältere Bruder. „Nun sie soll ja auch nicht deine Frau werden, sondern die meinige, und keiner von uns ein Priester. Suche du dir ein Mädchen, das dir besser gefällt; Resa ist mir gerade recht und ich könnte eine Andre nicht so lieben, wie sie.“

Cante biß sich in die Lippen und schwieg. Er starrte wieder nach jener Stelle. Dort erhob sich in diesem Augenblick ein junges, holdes Wesen, in welchem Carlino seine eben besprochene Braut erkannte. Er schenkte ihr aber nur einen flüchtigen Blick; denn der Bischof trat in Pontificalibus heraus, hinter ihm die beiden Candidaten mit ihren Beichtvätern, gefolgt von den übrigen Priestern der Stadt. Alle Blicke waren auf den Zug gerichtet. Bella's Auge begegnete dem Lapo's; sie erblaßte noch mehr und bebte zusammen; er sah gleichgültig und ruhig vor sich hin.

„Ich freue mich sehr,“ wandte sich Carlino jetzt zum Diener, „daß Lapo unsern Oheim zum Beichtvater gewählt hat, und unsre Mutter wird darüber jubeln. Siehst du, Maso, daß dein alter Kopf einmal wieder fehl geschossen hat? Du hast den Lapo stets für einen versteckten, eifrigen Genuesen gehalten; durch diesen Schritt bewährt er sich glorreich als einen Freund der Patrioten und ächten Anhänger unseres Hauses. Wir haben ihn nun noch einmal so lieb. Mutter wird ihn ihren liebsten Sohn nennen; denn als ihr Kind hat sie ihn ja stets betrachtet, und Vater wird ihm seine ganze Zuneigung schenken. Meinst du nicht auch, Bella?“

Ein zitterndes „Ja“ starb auf Bella's bleich gewordenen Lippen.

„Laßt uns der Dinge Ausgang abwarten,“ entgegnete Maso bedenklich.

„Du hast stets seltsame Gesichte und Träume, Alter.“

„Und doch sind so viele schon eingetroffen. Ihr wart noch nicht geboren, da beschlichen mich schon solche bange Ahnungen; sie sind leider alle in Erfüllung gegangen. So wird es wahrlich dem Hause Zamboni und seinen Sprossen keinen Segen bringen, daß dieser junge Priester aus der Familie Poggi sich so plötzlich zu unsrer Partei bekennt. Ich fuhr in der verwichenen Nacht empor und hörte eine Stimme Verwünschungen ausstoßen, die mir die Lapo's schien.

Fast möchte ich behaupten, es sei Wirklichkeit gewesen und ich habe gewacht, doch waren es gewiß nur Laute eines bösen Traums, aber Gutes bedeutet er nicht."

„Wie seltsam!" wandte sich Carlino wieder an die Schwester; „gleich dir hat der Alte auch böse Träume gehabt in dieser Nacht. Aber was fehlt dir, Bella? Du bist bleich und zitterst."

„Ich dachte wieder an meinen Traum, und alle die schrecklichen Bilder desselben traten mir frisch vor die Seele!

„Was hast du denn eigentlich geträumt, daß du krank davon wurdest und selbst der Vater um dich besorgt war?"

„Mir träumte, Lapo war Hauptmann wilder Korsaren, die in einem Felsen der Magdalenen-Inseln hausten. Er kam und raubte mich trotz meinem Widerstreben. Ein einziges Wort öffnete die Pforte des Felsen und alle Schauer des Entsetzens faßten mich an. Da erwachte ich schreiend, und neben mir stand mein Vater, den mein ängstliches Stöhnen herbeigelockt hatte."

„Seht ihr!" warnte Maso, „in diesem düstern Traumbilde ist dieser junge Priester wieder die Hauptperson. Und so war er als Knabe schon bei jenem schrecklichen Erlebniß betheiligt, das euch den Vater raubte. Stets hat mich die Ahnung beschlichen, er

müsse auch um den Raub eurer Schwester Bettina wissen."

„Geh', Alter, deine Träumereien führen dich zu weit. Wie kann ein Knabe von einigen Jahren um Raub und Mord wissen, der über ein ihm fremdes Haus hereinbricht. Ich war ja selbst beim Tode meines Vaters, nur zwei Jahre jünger als Lapo, was weiß ich aber, wie es zusammenhing! Und konnte er es besser wissen, als ich? Du bist Lapo nie gewogen gewesen; daher deine Lust, in ihm ein dämonisches oder gespenstiges Wesen zu sehen. Du bist ein wunderlicher Geisterseher und Geheimnißkrämer; wir kennen dich!"

„O spottet nicht, Carlino, es gibt der düstern Geheimnisse genug in Euerm Hause, und sie sind nur mit leichter Hülle zugedeckt."

Die Beendigung des Gottesdienstes machte auch dieser Unterhaltung ein Ende; die heilige Handlung der Priesterweihe war schon lange vorüber. Jetzt drängten sich von allen Seiten Verwandte, Freunde und Bekannte hinzu, den neuen Priestern Glück zu wünschen. Carlino war rasch an Resa's Seite und süße Worte flogen, wie erst Blicke, herüber und hinüber. Cante stand allein und warf dem Pärchen düstere Blicke zu. Dann trat er heran und sagte bitter: „Ei Donna Resa, Ihr gebt Euerm Geliebten gar in der Kirche Gehör und verlegt Eure Zusammenkünfte mit ihm an den Altar?"

„Wie Ihr seht, Monsignore Cante,“ versetzte sie lachend. „Aber der Herr läßt noch größere Gräuel in seinem Hause geschehen, wie z. B. daß Leute während des Gebets dasitzen, und kleine Bosheiten aushecken, auf spitzige Zungensünden sinnen, und so wenig daran denken, ein Ave oder Pater noster zu beten, daß sie nicht einmal einen Rosenkranz haben. Ich wette darauf, Ihr seid selbst mit solch' unnützem Geräth nicht versehen.“

„Immer besser, man führt es gar nicht, als daß man scheinheilig die Kügelein durch die Finger laufen läßt, und dabei auf Liebesabenteuer denkt. Ich sah es an Euerm Lächeln, womit Eure Seele beschäftigt war.

„Und doch irrt Ihr, wackerer Cante. Mir kam vielmehr, als ich Euch so gottlos sitzen sah, in die Seele, wie sich der erzürnte Himmel vor kurzem eines Maulthiers bedient habe, Euch zu bestrafen, indem dasselbe Euch unter meinem Fenster nicht eben sanft in den Staub legte und ohne Euch nach Hause ging; und da mußte ich lachen.“

„Nicht Strafe für mich war es, daß mich das tolle Thier abwarf, schöne Donna; ich mußte vielmehr für Eure Sünden büßen; denn klug, wie Bileams Esel, wollte es durchaus nicht am Hause der Heuchler und Sünder vorüber. Ich wollte es zwingen und sah zu spät ein, daß es Frevel war.“

In dieser Weise ging die Unterhaltung der bei-

den jungen Leute fort, lauter Nadelstichen vergleichbar, die sie sich gegenseitig lachenden Mundes und mit wahrer Seelenwollust versetzten. Carlino ging fröhlichen Sinns her, belachte die stachlichten Reden und bemerkte es kaum, daß weder Geliebte noch Bruder sich im Eifer ihres kleinen Kriegs um ihn bekümmerten. Er freuete sich vielmehr recht herzlich, daß Resa und Cante sich einander nicht leiden konnten und er der auserwählte Geliebte des schönen, reichen Mädchens sei.

Bella und der alte Maso hatten schon längst die Kirche verlassen, und Carlino und Cante schüttelten ihren Freunden Lapo und Cino glückwünschend herzlich die Hand. Lauernd las der Erstere in ihren Zügen; des Zweiten Augen suchten in der Menge. Beide waren einsylbig und verstimmt.

Bella saß bei der Mutter, einer ernsten schönen Frau, aus deren Zügen immer noch die hohen Reize einer verschwundenen Jugend auftauchten, wie im Verlöschen begriffene Flammen je zuweilen noch aus der Gluth der Kohlen emporschlagen, oder wie im Spätherbst sich noch einige sonnige blüthentreibende Frühlingstage zeigen. Man konnte es diesen edeln Formen noch immer ansehen, welch' hohe und vollendete Schönheit sie einst geschmückt, und um den

Begriff davon so vollständig als möglich zu haben, brauchte man blos ihre liebliche Tochter zu sehen. Bella hatte erzählt, was sie in der Kirche gesehen und gehört, aber eine ungewohnte Aufregung hatte dabei ihr Wesen bewältigt und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen.

„Du bist seltsam ergriffen, mein Kind,“ sagte die Mutter liebreich, „doch auch mir ist das Auge feucht geworden; denn Lapo's Einweihung hat mir das Andenken meiner verlornen Lieben wieder frisch schmerzlich in die Seele zurückgerufen. Doch dir liegt ja das Alles fern, Bella. Du warst noch nicht geboren, als mich jene harten Schläge trafen. Deshalb möcht' ich dich fragen, weshalb du weinst und bekümmert bist?“

„Mein Herz ist mir beklommen und belastet, liebe Mutter, als läge eine Welt darauf und wollte es ersticken. Mich folterte Furcht und Angst vor etwas, dem ich keinen Namen geben kann, und es ist mir so weh zu Sinne, als wär' es eine Wohlthat für mich, wenn ich mich todtweinen könnte.“

„Du erschreckst mich, Kind, mit deinen Reden! Das ist noch Folge deines Traums in der verwichenen Nacht. Fürwahr auch ich bebte, als dein Vater mich weckte und mir deinen Unfall erzählte. Du hättest heut nicht in die Kirche gehen sollen, und doch hoffte ich, es würde dich zerstreuen.“

„Ach, liebe Mutter, erzähle mir von deinem ersten

Gatten, Carlino's Vater, und von deinem ersten Söhnlein, und von deiner Tochter Bettina, die dir verschwand, wie ein schöner Traum."

Da floßen die Thränen der Mutter reichlicher. Sie hatte aber noch kein Wort wieder gesprochen, als ihr Gatte hereintrat. Dino warf einen finstern befehlenden Blick auf sein Kind, der das ihr sogleich nach ihrer Ohnmacht schon auferlegte Verbot, Niemanden, selbst der Mutter nicht, das Geringste von den wirklichen Ereignissen dieser Nacht zu sagen, wiederholte und bestätigte, und der Bella zittern machte, so daß sie bald darauf sich aus dem Zimmer entfernte.

„Wohl", begann die Mutter, „ist der heutige Tag für mich ein Tag der Trauer und der schmerzlichsten Erinnerung. War meine Bettina nicht eine Gespielin dieses Lapo Poggi, der heute, die Freude und der Stolz seiner Familie, die schönsten Hoffnungen derselben erfüllt? War mein erstes Knäblein nicht gerade so alt, wie er? War er nicht mit Carlino auf jenem Boote, als der wackere Luigi, mein Gatte, durch eines Meuchlers Hand sein Leben verlor? So verwebt sich dieser Lapo in all' die verworrenen Bilder, die mich aus der Vergangenheit andüstern."

„O Weib!" rief Dino schmerzlich, „wolltest du doch die Vergangenheit im Grabe der Zeit ruhen lassen, und dich endlich von dieser Leiche zur lebendigen Gegenwart wenden! Warum doch und zu

welchem Zwecke beschwörst du dieses traurige Gespenst immer und immer von neuem wieder zu deiner Qual?“

„O Dino, diese Qual ist mir zur Lebensnahrung geworden! Ich weiß, du zürnst mir, wenn ich rückwärts blicke und die Schatten meines verschwundenen Glücks mit verdüstertem thränenschweren Auge vor mir vorüberziehen lasse; darum suche ich meinen Schmerz vor dir zu verbergen, so gut ich kann, aber ich kann nicht immer, und heute am wenigsten. Es ist mir als müsse der Schmerz mir das Herz zersprengen. Wie ein Riese hat er sich darin erhoben und dehnt sich aus; das arme Herz ist zu klein für ihn; ich muß mit einem Wehschrei meine Brust aufreißen, um mit meinem Herzblut, ein unheimlicher Pelikan, die Schatten zu beleben, die mich gebrochenen Auges umschweben.“

„Ich werde dich heute noch verlassen, um meine gewohnte Reise zu machen, Gemma. Schon hab' ich Befehl gegeben, daß das Schiff mit meinen Waaren beladen wird. Ich bin gekommen, mich von dir zu verabschieden.“

„Es ist mir ja schon bekannt, daß die Ausbrüche meiner blutenden Seele dich jedesmal aus deinem Hause fort auf das Meer treiben, und dann sehen wir dich in zwei oder drei Monaten, in einem halben Jahre, vielleicht auch noch länger, nicht wieder. Ach, der Gatte sollte wohl der Gattin Trost sein!

Aber ich will dir keine Vorwürfe machen, Dino! Reise mit Gott und der heiligen Jungfrau!“

„Und doch war dies schon ein Vorwurf. Gemma, kann ein Mann wohl ein Weib mehr lieben, als ich dich geliebt habe? Wie oft hab’ ich dir erzählt, daß die Glut meiner Leidenschaft für dich mich aufzureiben drohete, als du meinem Freunde Luigi Bardi, dem schönen gewandten Bewerber um deine Hand und dein Herz, beides froh und glücklich reichtest! Wie oft verfluchte ich mich, daß ich dir nie einen Blick in mein loderndes Herz eröffnet hatte! Die Glut selbst hatte mir den Mund verschlossen. Ich Wahnsinniger wähnte, du müßtest es sehen, wie ich um dich litt, und du hattest nur Augen für dein blühendes Liebesglück in Luigi’s Armen! Genug, ich konnte ferner das Leben nicht ertragen in deiner Nähe; ich floh hinauf in die Gebirge; ich siedelte mich an in den schauerlichen Schluchten des Monte d’oro, ich wurde ein Einsiedler, ein Jäger, ein halber Wilder. Ich hatte mein Herz so lange bekämpft, bis es nicht mehr loderte; aber stille Glut schlich fort und fort in seinen Tiefen; sie zu dämpfen vermocht’ ich nicht. Eben so wenig ließ sich dein reizendes Bild aus meiner Seele verbannen. Jahre zogen dahin, wie der Adler, den ich um den Felsenhorst kreisen sah; ich hatte mich des Lebens unter Menschen abgethan, da erfuhr ich eines Tags von einem Gebirgswanderer zufällig, daß Luigi Bordi,

dein Gatte, nicht mehr am Leben sei. O Himmel, da schlug die stille Glut wieder in lichten Flammen empor; alle Triebe und Gefühle meiner Seele zogen mich unwiderstehlich mächtig, gewaltig nach dir. Alle verwelkten Lebenshoffnungen standen plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, in grünender, blühender Frische; alle Pulse sprangen, wie aus dem Winterschlaf aufgewachte Quellen, lustig und munter, meine Sehnsucht hatte ein helles Ziel, mein Wunsch einen festen Gegenstand, es war die alte starke Liebe wieder in mir, nein! die neue war stärker; das plötzlich in mein dunkles Herz hereinbrechende grelle Sonnenlicht hatte sie aufgeschnellt, und sie geberdete sich wie eine Wahnsinnige. Ich hatte nur einen Gedanken, meine Träume wurden nur von einem Bilde belebt, und Alles und Jedes warst du. Wie das Hochwild aus den Bergen lechzend hinab in das Thal an die Quelle stürzt, so kam ich aus meiner bergigen Wildniß herab in die Seestadt und trat vor dich. Und abermals verschloß das Uebermaß der Gefühle mir den Mund. Aber ich hatte wenigstens jetzt keinen glücklichen Nebenbuhler. So wähnte ich nämlich. Ich stand vor der trauernden Wittwe; sie erkannte mich kaum. Endlich riß mir die Leidenschaft das Siegel vom Munde. Du versuchtest mir zu widerstehen. Du sprachst von Luigi und dem großen Jammer, der dich betroffen. Meine Arme legten sich um dich wie eiserne Bänder; ich bildete

mir ein, das Feuer meiner Leidenschaft müsse das deinige entzünden, meine Liebe, fähig, eine Welt auszufüllen, müsse dein Herz erobern und das Bild deines Gatten daraus verdrängen; denn er hatte dich nicht so geliebt, wie ich, er konnte dich nicht so geliebt haben. So lange du auch meinen Bitten widerstanden hattest, du widerstandest ihnen nicht länger. Du wurdest mein Weib. Aber was mußte ich Unglücklicher erleben? Nicht einen lebenden Nebenbuhler hatte ich, der mir den Preis abgelaufen, nein, ein Todter war's, der den Sieg über mich davon trug; es war noch immer Luigi Bardi, der mir Vorgezogene, es war immer noch jener glückliche Luigi Bardi, der deine Liebe und dein Herz besaß, und wie ich erst den Lebenden beneidet hatte, so mußte ich jetzt den Todten beneiden. Statt meines liebeglühenden Weibes hielt ich die trauernde Wittwe in den Armen, statt des Entzückens befriedigter Seligkeit sah ich Thränen in deinem Auge schwimmen, statt des süßen Gestöhns der Leidenschaft, schwirrten Seufzer des Schmerzes von deinen Lippen. Noch hoffte ich, die Zeit werde die Vermittlerin sein zwischen meiner Liebe und deinem Schmerze, aber diese Hoffnung war eine gleisende Lügnerin. Der Himmel ersetzte dir gnädig alle Verluste; zwei Kinder und einen Gatten hattest du verloren, und bald wiegtest du zwei liebliche Kinder auf deinen mütterlichen Armen, und ein Gatte stand dir zur Seite,

geneigt, sein Blut für die Erfüllung deiner Wünsche zu opfern. Es war Alles vergebens. Wie dein gestorbener Gatte dir lieber war, als der lebende, so waren deine gestorbenen Kinder dir lieber, als die lebenden, und wenn dein kalter Kuß schnell über unsre Lippen rauschte, wie der matte kalte Frühling über die schneeigen Berge, hing dein Auge an den Bildern der Vergangenheit und deine Liebe war bei den Todten. So hast du mir mein Leben vergiftet, Weib. Ich floh auf das Meer hinaus, die Geschäfte deines Mannes fortsetzend; der Handel führte mich an ferne, entlegene Küsten, unter Menschen von fremder Sprache und Sitte. Ich hoffte dort die bittern Schmerzen der Täuschung zu überwinden. Ach, es gibt keine größere Schmerzen, als die Täuschungen der Liebe bereiten! O, wie oft hab' ich sie erleben, erdulden müssen, diese Qualen! Dann, wenn ich nun fern war, und lange Zeit fern gewesen, da überwucherte das Schlingkraut der Hoffnung mein blutendes Herz wieder üppig grün; auf den Flügeln der Sehnsucht eilte ich wieder heim; nach dir zog mich mein genesenes Herz wieder mit tausend erstarkten Banden, nach dir drängten alle meine Gefühle. Liebe, Liebesglück wünschte und hoffte ich in deinen Armen zu genießen; ich nannte meine traurigen Erfahrungen Lügnerinnen, meine Hoffnungen wahrhaftige Prophetinnen, ich kam glühend, verlangend, und umarmte — Luigi's Wittwe! So hat das bittere Spiel der

Täuschung fortgedauert und mir immer und immer wieder das Herz zerfleischt. Auch jetzt geh' ich wieder mit blutender Brust."

„Dino," sagte Gemma ernst, nach einer langen Pause, während welcher sie das schöne Haupt sinnend auf die Hand gestützt hatte, die von ihren rinnenden Thränen benetzt wurde; „Dino, nicht ich habe dich getäuscht, du hast es selbst gethan. Als du, wie der versengende Wind der Wüste, in das Haus der Wittwe hereinbrachst, erbebte ich vor deiner wilden Leidenschaft. Aber du sprachst von Luigi's hoher Tugend — ich wußte, du warst sein Freund gewesen — und gewannst mich, halb durch die meinem Herzen wohlthuenden Erinnerungen an ihn, halb durch den Sturm deiner Gefühle für mich, mit dem du mich fortrissest. Vielleicht wenn du meinen Schmerz schonender behandelt hättest, wäre er eingeschlafen. Aber du fordertest Liebe, Leidenschaft, wenn die leisen Töne der Wehmuth und Erinnerung mich umhauchten. Ich war die sanfte weiße Viole der Nacht und du verlangtest gebieterisch, ich sollte die glühende Purpurrose des Tages sein. Du überstrahltest die in sich versunkene Nachtwandlerin des Schmerzes, eingehüllt in die Schatten der Erinnerung, plötzlich mit dem heißen grellen Sonnenlicht der Leidenschaft, und du wundertest dich, daß ich laut aufschrie? O Dino, meine verweinten, nur an die aschgrauen Schatten meines gestorbenen Glücks gewöhnten Au-

gen konnten das flammende Licht, die rothe Glut deiner Liebe nicht ertragen. Hab' ich dir nicht zehnmal mich verweigert? Ich wollte nicht dein Weib werden: du rissest mich zum Altare."

„Ja, ich war ein Rasender; ich bin es noch; denn obschon sechszehn Jahre dieses Kampfes zwischen Liebe und Schmerz verstrichen sind, immer noch reißen mich, wie damals, unbändige verlangende Triebe zu dir hin, immer stößt mich noch dein ewig neuer Schmerz zurück."

„Hättest du diese, meinen Schmerz verletzende und ewig aufstachelnde Leidenschaft zu bändigen gewußt, so hätte sich mein Schmerz gesättigt und die Liebe hätte als eine bescheidene Blume in meinem Herzen aufwuchern können. Du hast die zarte Pflanze stets mit der Sonnenhitze deines düsterwilden Wesens versengt. Und wie bitter wurdest du nicht jedesmal, wenn ich dem unglücklichen Luigi eine Thräne weihete, oder gar, wenn ich mich vergessend, den Namen meines verschwundenen Engels, meiner Bettina aussprach! Gesetzt auch, es habe dich gekränkt, daß meine Brust für den verstorbenen Gemahl liebende Erinnerung aufbewahrte, wurdest du denn durch das Andenken an mein geliebtes Kind auch nur um ein Gefühl der Gattin betrogen? Und gerade die Trauer um Bettina warst du stets geneigt, mir am übelsten zu nehmen. Und doch trauere ich um sie am meisten; ihr Bild lebt am lebendigsten in meiner Seele

fort. Als mein erstes Söhnlein starb, hielt ich seine liebe holde Leiche im Arm, mein Schmerz war fürchterlich, ich hätte mich gern selbst mit ihm in's Grab gelegt, aber ich hätte es doch todt gehabt, wie ich es erst lebend gehabt hatte. Der Schmerz verklärte sich zur Wehmuth, wie mein irdisches Kind sich zum himmlischen Engel verklärt hatte. Als Luigi vor mir lag mit durchschossener Brust, leblos, mit Blut befleckt, mit seinem Herzblut, da drohete mir der Wahnsinn, die Sinne zu verwirren. Mein Schmerz spottete jeder Beschreibung; ich hielt es nicht für möglich, noch einen Tag leben zu können; aber diese dumpfe Verzweiflung wurde zur lauten Klage, die Klage zur schmerzlichen Schwermuth, die Schwermuth zur Thräne der Wehmuth, jener köstlichen Perle in der Dornenkrone des Schmerzes. Ich hatte ja meinen Gatten begraben, sein Herzblut hatte meine bleichen Lippen wieder roth gefärbt — o, ein schauerliches Roth! — als sie wahnsinnig gierig nach seinen Küssen, die ich für ewig verlieren sollte, sich fort und fort an seine Leiche hefteten. Auch er war todt. — Aber meine Bettina habe ich nicht todt im Arm gehalten; ihr habe ich nicht die hohe Stirn geküßt, nicht die Locken mit grausamer Scheere vom Haupte getrennt, eh' ich sie in den Sarg gelegt; sie ist von mir genommen worden, wie der Gedanke eines schönen Liedes, der in unserer Seele aufglüht und verschwunden ist, wenn wir ihn zu fesseln bemüht sind.

Und so ist mein Schmerz ewig neu und heftig. Könnte ich zu ihrem Grabe gehen und es mit meinen Thränen befeuchten; ich würde ihn ausweinen; so bleibt mir kein Trost, und auf die Hoffnung hab' ich längst verzichtet."

Als die trauernde Mutter das kummerschwere Haupt erhob, war ihr Gatte davon gegangen; sie hatte es nicht bemerkt. Seufzend sah sie ihm nach und versank dann in stilles Brüten.

Carlino war mit mehren jungen Männern seines Standes in eine Weinschenke gegangen, und man ließ eben die beiden jungen Priester leben, die sonst mit zu der Gesellschaft gehört hatten, und verabredete sich einstimmig, diesen Abend alle zusammen in einem Zuge die erste Vesper der beiden Eingeweihten zu hören, welche in der vor der Stadt am Berge hochgelegenen Bonifazio-Kirche gehalten werden sollte. Da klopfte ihn plötzlich Jemand auf die Schulter. Es war der alte Maso, der unvermerkt hereingekommen war. Sein runzliches Gesicht sah recht bleich und verstört aus, und seine Stimme zitterte, als er Carlino zuflüsterte: „Ich bitt' Euch, gnädiger Herr, folgt mir; ich habe Euch etwas sehr Wichtiges zu sagen."

Carlino erhob sich, und reichte dem Alten den

Becher, damit dieser ihn ausleeren möchte, aber Maso, sonst ein Freund des Weins, wies ihn mit Abneigung zurück. Darüber noch mehr verwundert, griff Carlino hastig nach seinem Hute, versprach den Freunden, bald wieder zu kommen, und entfernte sich.

„Was hast du vor?“ fragte er nicht ohne Besorgniß draußen den düsterschweigenden Greis.

„Nicht hier ist der Ort, wo Ihr das vernehmen könnt, was ich Euch zu sagen habe,“ versetzte Jener fürchterlich kalt. „Ich bitt' Euch, folgt mir in das Haus Euers Vaters.“

„Aber es dunkelt schon, und ich will zur Vesper der neuen Priester gehen.“

„Das könnt Ihr immer noch. Das sollt Ihr sogar; darum hätt' ich Euch ebenfalls ersucht; denn es ist Euch unerläßlich, Ihr müßt die Vesper besuchen. Ihr werdet bald hören, warum. Auch ist es besser, Ihr hört bei Nacht meine Worte, als am Tage. Die Nacht gehört zu ihnen; sie werden stärkern Eindruck auf Euch machen, wenn Euch nächtliches Dunkel umhüllt, als wenn Euch die helle freundliche Sonne bescheint.“

Stumm ging der Alte ferner voran; Carlino folgte kopfschüttelnd, und vergebens sinnend, was wohl dem Diener begegnet sein könne. So erreichten sie endlich das hochgelegene Schloß. Aber nicht in das offene Thor desselben lenkte Maso seine

Schritte; er bog vielmehr in einen dunkeln, dichten Laubgang des Gartens ein, der, dumpf und wenig betreten, von Moos und Gras überwuchert war. Dieser Gang führte am schroff aufsteigenden Berge hin, und mündete endlich auf einen kleinen schauerlichen Platz. Von vorn begrenzte ihn ein altes steinernes Hintergebäude des Schlosses, von der rechten eine graue verwitterte Wand desselben, nach hinten ein an den Berg angelehnter Felsen, nur hie und da von dürftigem Grün bekleidet, nach der linken Seite ein düsterer Tannenwald, durch welchen der Weg lief. In der Mitte dieses, kaum zwanzig Schritte weiten Raumes erhoben sich drei hohe Pappeln in die Lüfte, deren nicht umfangreicher Stärke man aber ansehen konnte, daß sie ihre bestimmte Höhe noch nicht erreicht hatten, sondern noch im Wachsthum begriffen waren. Zwischen den Bäumen lehnte ein steinernes Kreuz an einem Würfel und darauf stand mit schwarzen Lettern: Luigi Bardi.

Jene durchsichtige, duftige Verschleierung der fernern Gegenstände, welche in den südlichen Ländern die Stelle der Nacht einnimmt, hatte sich bereits über das einsame Grab und seine melancholische Umgebung verbreitet, und die funkelnden Sterne warfen ihre matten Strahlen in die schauerliche Einzäunung, als die beiden schweigsamen Wanderer aus dem rauschenden Wäldchen an das stille Grab traten.

„Du führst mich zur Ruhestätte der Gebeine mei-

nes Vaters?“ fragte Carlino verwundert und von unheimlichen Grausen ergriffen.

„Weil dies der einzige schickliche Ort in der weiten Welt ist, Euch, Carlo Bardi, die Mittheilung zu machen, die zu wissen Euch nöthig thut.“

„Und was werd’ ich hier hören müssen?“ schauerte der Jüngling.

„Wer der Mörder deines Vaters ist, des edeln, herrlichen Mannes, der allzufrüh und gegen Gottes Willen hier in ein kühles Erdenbett gelegt wurde,“ flüsterte der Alte mit heiserer, widriger Stimme auf Carlino hinein, wozu seine Augen katzenartig leuchteten, so daß der Jüngling zurückbebte, gleich sehr erschreckt vom Inhalt der Worte, wie von dem Ausdruck der Stimme und des Gesichtes, mit welchem sie vorgebracht wurden.

„Der Mörder meines Vaters?“ lallte Carlino bestürzt. „Wer kann wissen, wer dieser ist?“

„Gnädiger Herr, solltet Ihr Euch des Menschen nicht wieder erinnern, wenn er Euch in derselben Vermummung unter die Augen träte?“

„Nimmermehr. Es ist unmöglich! Denn weder ich, noch Lapo Poggi haben sein Gesicht gesehen. Und wer außer uns beiden wäre Zeuge der Unthat gewesen? Du weißt, es war am Morgen; Lapo und ich spielten im Weinberg über der kleinen Bucht, da sahen wir, daß mein Vater sein Boot löste, ich rief ihm kindisch neugierig zu, wohin er gedenke, und

erhielt zur Antwort, er wolle nach unserer Korallen-fischerei hinüber, um dort den Arbeitern einige Befehle zu ertheilen. Wie ein Sturmwind waren wir beide Knaben unten in dem Fahrzeug und ließen nicht nach mit Bitten, bis er uns mitnahm. Unterwegs sprachen wir von meinem verloren gegangenen Schwesterchen, und mein Vater sagte uns, vielleicht habe sie einer der Korsaren geraubt, die sich zeither häufig in den Gewässern unserer Insel zeigten. Und wie es das Gespräch brachte, erzählte er uns, es hause jetzt im mittelländischen Meer ein furchtbarer Korsarenhauptmann, der Schrecken aller Kauffahrer, wahrscheinlich ein wilder Sohn der Raubstaaten Afrika's; aber er trage nicht die bunten Kleider des Mauren oder Moslamin, sondern sei schwarz gekleidet, ja die wenigen, die ihn gesehen und mit ihm gekämpft und seinem unersättlichen Schwerte entronnen seien, behaupteten, er habe sogar einen schwarzen Schleier vor dem Gesicht, in welches ein dunkler Turban tief gedrückt sei. Mein Vater bestätigte dieses; denn er selbst war von dem wilden Korsarenhäuptling besiegt, ihm in die Hände gefallen, aber unbegreiflicher Weise von demselben großmüthig wieder entlassen worden, ohne an Leib oder Gut geschädigt zu werden. Von des Korsarenhauptmanns Liebe zur dunkeln Farbe und seinem tollkühnen, jede Todesgefahr kalt verachtenden Wesen habe er den Namen Brunardito, und selbst seine Leute kannten

keinen andern von ihm, aber gerade dieser Name deute wieder auf einen Italiener. Man habe auch die seltsamsten Vermuthungen über ihn, einige sagten, er sei ein sicilianischer Fürst, andere, ein junger Prälat aus Kalabrien; eine dritte Partei wollte in ihm einen spanischen Helden erkennen, der die Franzosen in seinem Vaterlande an der Spitze österreichischer Heere bekämpfte, zur See aber unter dem Schleier auf alle französischen Schiffe Jagd mache. Dies Alles erzählte uns mein Vater und theilte uns auf unsere Bitten sein seltsames Zusammentreffen mit Brunardito ausführlich mit, dessen Beschluß stets unerklärlich sein wird, und wir beiden Knaben horchten mit hochgespannter Aufmerksamkeit zu. So waren wir durch den Kanal in's tyrrhenische Meer gekommen, als hinter einer der Magdaleneninseln ein Boot hervorkam und gerade auf uns zu ruderte. Ein einzelner Mann, dem Ansehen und der Kleidung nach ein Korallenfischer, lenkte das Fahrzeug. Es kam dicht an uns heran, und mein Vater legte seine Ruderstange bei Seite, im Wahne, der Mann sei einer seiner Leute, der ihm etwas zu sagen habe. In diesem Augenblick erhob sich plötzlich und zu unserem Schrecken in dem Boote uns gegenüber ein über und über schwarzgekleideter Mann, dessen Gesicht sogar mit einem dunkelfarbigen Schleier bedeckt war, und der am Boden des Fahrzeugs ausgestreckt gelegen hatte. Doch uns blieb nicht ein einziger

Augenblick Zeit, ihn näher zu betrachten; denn er drückte sogleich ein in seiner Hand befindliches Gewehr auf meinen Vater ab, der Schuß fiel, mein Vater stürzte zusammen und wir Knaben schrien, vom grausigsten Entsetzen durchdrungen, wild und laut auf, warfen uns über den blutenden und sterbenden Mann, dessen Lippen nur noch das Wort Brunardito entschlüpfte. Als er todt war und wir trostlos umherblickten, war das Boot mit seinem Mörder verschwunden. Wer nun wollte und könnte wissen, wer der Mörder gewesen ist? War er jener gefürchtete und berüchtigte Brunardito, wie mein sterbender Vater seinem letzten Worte nach zu glauben schien, so fragt sich weiter, wer war dann aber jener Brunardito, dessen Namen später nicht wieder von eines fremden Mund in mein Ohr gedrungen ist? Und weshalb brachte er meinen Vater nicht früher um, als er diesen in seiner Gewalt hatte? Warum ihn erst mit so wunderbarer Großmuth behandeln und ihn dann meuchlings ermorden? Vergebens sind alle meine Nachforschungen gewesen. Und du kannst es so wenig wissen, wie ich."

„Carlino, ich habe Euch mit vollem Recht einen Vorwurf am Grabe Eures Vaters zu machen, und die verwegene Kühnheit des Dieners mögt Ihr dem treuen Freunde des Hauses Zamboni, dem ich von Jugend auf mit Leib und Seele ergeben war, mögt Ihr ferner dem Vertrauten Eures edeln Vaters und

endlich dem Greise zu gute halten, der Euch erzog und unterrichtete. Ja, Carlino, ich muß Euch schelten, daß Ihr Euch bis jetzt Eures Vaters mit nichts würdig gemacht habt. Ihr seid schon zwanzig Jahre alt gewesen, und noch habt Ihr keine Meerfahrt unternommen, noch habt Ihr Euch unter den Patrioten Korsika's nicht ausgezeichnet —"

„Wie kannst du so reden," fuhr der Jüngling empfindlich auf, „da du doch am besten weißt, wie mein Stiefvatter mich stets zurückweist, wenn ich ihm bittend nahe, mich auf seinen weiten Meer- und Handelsfahrten mitzunehmen?"

„Seht, wie klein und unmuthig Eure Seele ist! Wahrlich, Euer Vater war ein besserer Mann als Ihr! Er hätte sich nicht von einem — Menschen, wie Dino Negri ist, zurückhalten lassen, die Pläne auszuführen, die ihm sein Muth eingegeben. Seid Ihr denn so ganz abhängig von diesem Dino, daß Ihr Euch nicht regen dürft, wenn er es nicht erlaubt? Habt Ihr noch immer Furcht vor der Ruthe, die er Euch zu kosten gegeben, als Ihr ein Kind waret? Carlo Bardi, Ihr seid ein Mann geworden! Muß ich, der Greis, erst diese Ueberzeugung in Eure Seele donnern? O weh' dann mir und Euch! Denn Eure Thaten werden im Keim ersticken und ich werde mich todt grämen. Weh' dem Schatten Eures Vaters, denn sein Blut wird nicht gerächt werden von seinem einzigen Sohne!"

„Wahrlich, Maso, nur deine weißen Haare sind die Waffen, die dich vor meinem Zorn schützen!“

„Das wäre auch ein schönes Heldenstück, einen alten schwachen Mann zu schlagen, weil er dir die Wahrheit gesagt, unthätiger Knabe, und ein um so trefflicheres, da es dein erstes wäre! Du würdest damit dein Heldenthum sehr würdig beginnen. Komm' doch her und stoße am Grabe deines Vaters dem langjährigen treuen Freunde und Diener desselben dein Messer in die Brust, damit du den lästigen Mahner und Tadler zum Schweigen bringest. Aber hast du damit den Vorwurf widerlegt, daß du deine Jugend, die das Blut deines Vaters um Rache anschrie, von der eine geraubte oder auch gemordete Schwester Thaten des Muthes verlangte, in nutzloser Trägheit vergeudet? Hast du je dich bemüht, zu erfahren, wohin wohl Bettina gekommen? Hast du je im Ernst geforscht, wer wohl der Mörder deines Vaters gewesen? Du bist ja noch nicht über den Kanal hinausgekommen, hast dich ruhig von einem dir feindlich gesinnten Stiefvater zurück- und niederhalten lassen, dir eine willkommene Veranlassung, dich zu entschuldigen. Die heiligste Pflicht der Blutrache, die den gemeinsten Korsen mit gänzlicher Lebensverachtung erfüllt, hast du vernachläßigt und glaubst dich entschuldigt, wenn du leichtsinnig sagst: ich weiß nicht, wer der Mörder meines Vaters ist. Ei, warum hast du dich nicht bemüht, es zu erkundi-

gen! Ein edler Sohn hätte seit seinem sechszehnten Jahre nicht Ruhe noch Rast gehabt, die dargebotenen Winke zu benutzen, um zu erfahren, lebt der Mörder noch oder nicht? Und wenn du unter die Korsaren hättest gehen müssen, du hättest nicht feiern dürfen, bis du wußtest, wer jener Brunardito war. Statt dessen bist du einem herzlosen, spöttischen Mädchen nachgelaufen, hast dich zur größten Freude deines Stiefvaters mit ihr verlobt, gedenkst dich recht bald mit ihr in ein weiches Ehebett zu legen, um vor allen Anfechtungen sicher zu sein. Dann wirst du dich geduldig unter das Joch deiner Ehefrau schmiegen, wie du dich jetzt unter das Joch deines Stiefvaters und der tyrannischen Genuesin schmiegst."

„Halt ein, Maso! Du bist fürchterlich!" knirschte Carlino. „Ich fühle, daß deine Vorwürfe zum Theil mich gerecht treffen, aber nicht alle. Du hassest Dino Negri, deinen Herrn, und das macht dich ungerecht gegen ihn. Bedenke, daß er der Gatte meiner Mutter, der Vater meiner Geschwister, daß er mein Erzieher und Wohlthäter ist!"

„Ich haß' ihn bei Gott nur, weil ich Euern Vater liebte, gnädiger Herr. Doch was kümmert Euch mein Haß? Ihr sollt thun, was Euch obliegt, Ihr sollt Euern Vater rächen."

„Ich will es beim allmächtigen Gott. Doch muß ich deshalb von Teresa Poggi, meiner geliebten

Braut, lassen? Warum schmähst du auf sie, die Holde?“

„Weil sie Euch nicht liebt, sondern Euern Bruder Cante. Ihr würdet betrogen werden und das würde die Strafe Eurer Unthätigkeit sein.“

„Ach! Siehst du, alter verblendeter Mann, wie kannst du so thörichtes Zeug glauben? Resa und Cante hassen sich, verfolgen und beleidigen sich, wo sie nur können.“

„O blinder, unerfahrner Jüngling! Gerade deshalb lieben sie sich; vielleicht ohne es selbst zu wissen.“

„Das wirst du mir nimmer einreden, alter Träumer und Geisterseher! Resa liebt mich so heiß und zärtlich, wie ich sie liebe, und mein Herz gehört ihr in Ewigkeit.“

„Ist Euch die Pflicht der Liebe zu Resa Poggi oder die Pflicht der Blutrache gegen Euern Vater mehr werth? Sagt nur das einzige Wort noch.“

„Beide sind mir gleich werth, und beide lassen sich zugleich erfüllen.“

„Das ist nicht wahr. Ihr müßt eine der andern opfern. Sagt, wollt Ihr ein edler Korse sein, oder ein treuloser Genuese, der die Blutrache aufgibt und sich lieber zu seinem Schätzchen schleicht?“

Carlino schwieg einige Minuten; er lag im schweren Kampfe mit sich. Endlich ermannte er sich, und sprach: „Ich will das Blut meines Vaters rächen,

und diese Pflicht sei mir die heiligste und gehe mir über alle anderen."

„So spricht und handelt ein edler Korse. Wohlan, hier ist der Dolch Eures Vaters. Als ich an's Boot trat, worin die Schandthat geschehen war, um seine Leiche in sein Haus zu tragen, da nahm ich seinen Dolch für diese Stunde zu mir. Ich hob ihn nur auf, um ihn Euch einst zu übergeben. Ich habe meine Pflicht erfüllt, thut Ihr nun die Eurige. Doch eh' ich Euch das Werkzeug der Rache übergebe, muß ich mich eines Auftrags entledigen von höherer Hand. Es haben noch andre Augen, als die meinigen, Eure Unthätigkeit mit Mißfallen beobachtet, und man traut Euch nicht. So hat man mir denn aufgegeben, Euch auf diesen Dolch am Grabe Eures Vaters schwören zu lassen, daß Ihr sein Blut an dem Bösewicht rächen wollt, der es vergoß. Sobald Ihr diesen Eid abgelegt habt, werde ich Euch den Namen des Mörders nennen, nicht eher. Hier liegt der Dolch, das Werkzeug der Blutrache, auf dem Kreuze, auf dem Namen Eures Vaters. Legt Eure Rechte darauf, und schwört!"

Carlino trat hinzu und berührte mit der zitternden Hand das Mordinstrument. „Ich schwöre," sagte er laut, „bei der heiligen Jungfrau Maria, der erhabenen Königin des Himmels, und bei ihrem durch unbefleckte Empfängniß gebornen Sohn, den erhabenen König des Himmels und der Erde, und bei

dem Schutzheiligen der Familien Bardi und Hamboni, den seligen Fürsprechern San Antonio und San Bonifazio, daß ich mit diesem Dolche, den mein Vater mit Ehren geführt, das Herz seines Mörders treffen will, wo ich ihn finde; er soll mein Todfeind sein und ich will nichts mit ihm gemein haben, als die Spitze dieses Dolchs in sein Herzblut getaucht. In meiner Brust sei keine Regung für ihn, als Haß, kein Wunsch für ihn, als Rache, kein Gedanke für ihn, als Mord, und wo ich ihn finde, am Altar oder in seinem Hause, im Kreise der Seinigen oder auf dem Felde, da will ich ihn niederstoßen zur Sühne meines Vaters. Hör' es, Geist meines Vaters, der du da unten der Auferstehung entgegen reifst, hört es, ihr Geister der Nacht, was ich geschworen habe! Euch sei ich verfallen und eurer Rache, wenn ich diesen Schwur nicht halte."

„Genug, Carlino!" sagte der Greis gerührt, der mit gefalteten Händen daneben gestanden hatte. „Stecke den Dolch zu dir; er ist von nun an dein Eigenthum. Diesen Abend laß das Gebet der beiden neuen Priester über ihn sprechen, verbirg ihn geschickt unter dem Altar, oder vertraue ihn einem der beiden jungen Patres an; sie sind ja deine Freunde, damit ihre Hand den Stahl berühre, wenn sie das Kreuz schlägt, und der Hauch ihres Mundes darüber hinfahre, wenn er den Segen spricht. Ist der Dolch also geweiht und eingesegnet, dann wird er des Mör-

ders Herz nicht verfehlen, und deine That Gott angenehm sein. Und der erste Segensspruch eines neuen Priesters hat zehnfache Kraft.“

„Doch nun, wer ist der Mörder, wenn du es weißt?“

Maso zog den Jüngling auf den Grabstein nieder, schlang seinen schwachen zitternden Arm um ihn, und begann feierlich: „Der gottverfluchte Mörder deines Vaters ist —“

„Halt ein, Maso! halt ein! Nenne den Namen nicht, daß ich ihn höre!“ schrie plötzlich eine Stimme dicht neben ihnen, und unter dem Kreuze, da, wo es an den Würfel gelehnt war, tauchte eine weibliche Gestalt empor. Entsetzt fuhren beide zurück. Es war Gemma, Carlino's Mutter, die trauernde Matrone, die hier am Grabe ihres ersten Gatten Zuflucht vor der steigenden Angst ihrer Seele gesucht, an dem düstern Kreuze geweint und gebetet, und von den beiden Männern, die sie nicht gleich erkannt, überrascht, sich unter das Kreuz geflüchtet hatte.

„Nicht ich, Maso, nicht ich will Luigi's Mörder wissen. Stets habe ich vor einer Entdeckung gebebt, die ich doch hätte wünschen sollen. Ich habe bei Gott keinen Argwohn auf irgend einen Menschen; ich wüßte keine Seele, mit der Luigi in Haß und Streit gelebt, aber es ist mir stets gewesen, als bedecke dieser Schleier der Unwissenheit ein böses Schicksal. Also sag' ihm den Namen, wenn ich fort bin,

und du, Carlino, bewahre ihn treu in deinem Herzen, wie ihn Maso bewahrt hat. Er komme nicht über deine Lippen, bis der Dolch deines Vaters das Geheimniß gelöst. Mit diesem Kuß weih' ich dich zum Bluträcher deines Vaters.“ Sie küßte ihn. Maso zog den Jüngling fort nach der Bonifaziokirche, und Gemma sank am Kreuze wieder betend nieder. Der Nachthimmel sah durch seine Augen, die Sterne, ernst und theilnahmlos auf die bedrängte Beterin herab. Die Wipfel der Bäume rauschten gespensterhaft, die Meereswellen schickten ihr Brausen herauf. Das Herz der einsamen Frau wurde immer beklommener; angstvolle Seufzer stiegen aus ihrer Brust: da erschallte plötzlich das Geläute der nahen Bonifaziokirche wie friedliche Engelstimmen herüber, und löseten einen Thränenstrom von Gemma's Herzen, der es erleichterte.

Carlino trat mit scheuem Fuß in das menschenüberfüllte Heiligthum, sein Auge fuhr verstört und unruhig blitzend über die Menge hin, als suche es seinen Feind; die Rechte hielt den Griff des Dolches krampfhaft umspannt, der im Busen seines Kleides verborgen stak. Als sein Blick auf die Zechbrüder fiel, denen er das Geleit hierher zu geben versprochen, wandte er sich mit Abscheu ab und näherte sich der

Sakristei, worin die jungen Priester sich aufhielten. Auf seinen Wunsch rief der Sakristan den Pater Lapo heraus. Der junge Priester sah forschend in des ehemaligen Spielgenossen Gesicht, das sich wirklich im Laufe einer Stunde seltsam verändert hatte, und eine boshafte Freude leuchtete aus seinen Augen.

„Lapo," sagte Carlino mit bebender Stimme, „ich habe dir eine dringende Bitte an's Herz zu legen und erwarte von deiner Freundschaft, daß du sie mir nicht abschlägst."

„Sei der möglichen Erfüllung gewiß. Wem diente ich lieber als dir, dem Verlobten meiner Schwester, dem Jugendfreunde, den ich stets wie einen Bruder zu betrachten gewohnt war?"

„Sprich über diesen Dolch den Segen und berühre ihn mit der Hand, wenn du das Kreuz schlägst. Es ist der Dolch meines Vaters für seinen Mörder."

„Dein Wille geschehe. Es ist recht von dir, Carlino, daß du endlich Anstalten triffst, den Verruchten aufzusuchen. Lange haben deine Freunde solches von dir erwartet. Sicherlich hast du eine Spur aufgefunden, die du verfolgen willst. Ich wünsche dir Glück, den Meuchler zu entdecken."

„Lapo, hast du wirklich damals den Mörder nicht gekannt?"

„Wahrlich nicht. Und wenn ich ihn später wieder erkannt hätte, so müßte ich sehr gewichtige Gründe

gehabt haben, dir dies zu verschweigen. Und würden diese Gründe nicht jetzt noch dieselben sein?“

„Genug, Lapo, ich verstehe dich. Meines Lebens Frieden ist dahin. Ich bin ein verwandelter Mann. Heute früh noch harmlos, leichtsinnig, der Freude ergeben, ein lockerer Knabe, diesen Abend ein finsterer, auf Mord sinnender Mann, in die Welt hinausstürmend, den sichern Mörder aufzusuchen, um ihn dem Verderben zu übergeben.“

„Das heilige Amt ruft mich, Carlino. Wenn es vorüber ist, tritt rechts in die Muttergottes-Kapelle und harre meiner. Nicht deinem Dolche allein, dir selbst auch will ich meinen Segen geben. Ich bin dein Freund im Leben und Tod.“

Und den Dolch in den Falten des Priestergewandes verbergend, verschwand er wieder. Carlino drückte sich in die düsterste Ecke der Kirche, um dort über seinen Gedanken zu brüten. Ihm war die helle Erleuchtung verhaßt, so wie das fröhliche Wogen der Menge.

Die Vesper begann. Andächtig fiel die versammelte Christenheit auf die Kniee und brünstiges Gebet floß von allen Lippen. Nur aus Carlino's Herzen rangen sich Flüche los, nur seine Augen blickten finster in das freundliche Bild. Lange stand er in sich versunken, als suche er den Gang der Zukunft in seiner Seele zu entschleiern; plötzlich schien sie ein Gedanke zu beleben. Sein Auge suchte gierig um-

her; es musterte rasch die aufgefundene Familie Poggi, und blieb an Theresa's lieblicher Gestalt hängen. Ihr Anschauen ließ ihn allmälig die Schmerzen seiner Seele vergessen, die wilden Gedanken verflachten sich, er lächelte endlich dem holden Bilde zu und verlor sich in blühenden Liebesträumen.

Plötzlich stand der eisgraue Mahner Maso vor ihm. „Auf die Kniee, Carlino!“ rief er drohend. „Der Segen wird gesprochen! Betet, daß Euer Werk gelinge!“ Und als wenn der verhängnißvolle Dolch ihm durch die eigene Brust gefahren wäre, so wüthende Schmerzen verursachte ihm das Wort und die Erinnerung an sein Vorhaben. Er konnte sich noch nicht daran gewöhnen, aus der glücklichen Unbefangenheit seiner Jugend herausgerissen und in ein gährendes Meer von Haß und Rache geschleudert zu sein, das ihm so fremd gewesen war. Doch er that, wie ihm der Alte befohlen hatte, und die blutigen Entschlüsse kehrten in seine Brust zurück.

Die Messe war aus; ein Paar Thränen hatten sich in Carlino's Augen gestohlen. Er wollte nach der bezeichneten Seitenkapelle der Kirche, da faßte ihn Bella, durch die Menge sich drängend, an der Hand.

„Cante und ich haben dich den ganzen Abend gesucht,“ plauderte sie vertraulich. „Auch Resa fragte eifrig nach dir, und Cante ist eben zu ihr, um ihr zu sagen, daß wir dich nirgend hätten finden können.

Jetzt komm' schnell mit zu ihr; sie wird dir etwas Liebes zu sagen haben. Aber du bist so still. — Heilige Madonna, wie siehst du aus, Carlino! Was ist dir begegnet?"

„Bella, geliebte Schwester," sagte der Jüngling tieftönig, und die Rührung übermannte ihn dergestalt, daß sie seine Stimme fast in Thränen erstickt hätte, „heute ist der Wendepunkt meines Schicksals eingetreten. Ungeahnet hat er mich auch unvorbereitet gefunden. Das hat mich niedergeschmettert. Ich habe mir Muth zu holen versucht, und es wird gehen. Es muß gehen."

„Deine Worte sind seltsam und erschrecken mich. Noch nie hab' ich dich so sprechen hören. Was ist dir begegnet, theurer Carlino? Du weißt, wie sehr ich dich liebe, mehr, weit mehr noch, als unsern Bruder Cante. Eröffne mir dein Herz. Die Schwester bittet dich! Wast hast du vor?"

„Der Geist meines gemordeten Vaters hat eine ernste Stimme an mich ergehen lassen, daß ich noch nicht daran dachte, sein Blut zu rächen, wie es des Korsen Pflicht ist."

„Und kennst du den Mörder?"

„Man hat ihn mir heute genannt."

„Wo wirst du ihn aufsuchen?"

„Draußen auf dem Meere, wo er die Gräuelthat vollbracht, soll er sie büßen. Ich gehe noch in dieser Nacht, und kehre nicht wieder in's Vaterhaus zurück."

„Diese Nacht schon? O mein angstbeklommenes Herz, du hattest heute recht mit deinen düstern Ahnungen! Ich werde es nicht ertragen können, von dir getrennt zu sein. Doch der Himmel behüte mich vor der Sünde, dich von deiner heiligsten Pflicht abhalten zu wollen.“ Aber das Mädchen war weniger stark, als ihre Rede. Sie war ebenfalls bleich geworden und ihre kleinen Hände zitterten, als sie sich schmeichelnd an den Bruder legte. „Wohin gedenkst du noch in dieser Nacht, Carlino?“ fragte sie, die Thränen mühsam zurückhaltend.

„Ich weiß es nicht, Bella. Doch in das Vaterhaus darf ich nicht wieder zurück. Es duldet mich nicht darin. Ich muß von hier auf's Meer hinaus. Maso hat mich mit Geld versehen, seinem ersparten Lohn vieler Jahre. Ich will mich unter die Korsaren begeben und dort den Mörder suchen. Dort hoff' ich Licht zu erhalten über ihn. Jedenfalls sind sie am geschicktesten, meiner Rache zu dienen.“

„Sagte man nicht, der Mörder deines Vaters sei ein gefürchteter Korsarenhauptmann gewesen?“

„So ist's, meine Schwester. Deshalb will ich nach Sicilien. Dort sollen jetzt mehre Korsarenbanden frei und ungehindert schalten. Dahin geht vorerst mein Streben.“

Bella legte einen Augenblick den schönen Kopf sinnend in die Hand; sie wurde von warmen Thränen befeuchtet. Dann sagte sie ihm in's Ohr: „Du

brauchst nicht nach Sicilien zu gehen, Carlino. Lenke in dieser Nacht dein Boot an jene kleine Felseninsel der Magdalenen, welche Capo di Ladri heißt. Rufe unter die in's Meer ragende Platte der weit vorspringenden östlichen Spitze die Worte: Freiheit ist unser Loos! dann rudere zur Rechten in die dunkle Bucht, über welcher der mächtige Felsenkoloß hängt, der jeden Augenblick herabzustürzen droht. Begib dich unter seinen Schutz, und aus der Felsenspalte, die du nicht bemerkst, wird dich ein Mann nach deinem Begehren fragen. Sag' ihm dreist: Lapo Poggi ist Priester geworden und schickt mich an seiner Statt. Bitte ihn um Aufnahme; er wird sie dir gewähren, und du wirst mitten unter Korsaren sein, die dich wahrscheinlich eben so gut berichten können, als ihre Gewerbsgenossen in Sicilien, wenn sie nicht gar dieselben sind."

„Mädchen!" rief Carlino erstaunt, die Schwester seltsam anstarrend, „wie kommst du zu dieser Nachricht? Und ist sie verbürgt, oder hat dich nicht ein Traum geneckt?"

„Carlino, mein Traum der verwichenen Nacht war kein Traum. Mehr darf ich dir nicht sagen bei der heiligen Madonna! Unter den Korsaren wirst du mehr erfahren. — Und wenn nicht Alles zutrifft, wie ich dir sage, wohlan, so gehe nach Sicilien. Du hast nichts versäumt."

Eben trat Nesa an Cante's Seite hinzu.

„Geliebte Braut,“ stammelte Carlino verlegen, „ich muß in dieser Nacht noch eine Reise antreten an das Festland. Mit trauerndem Herzen sag' ich dir Lebewohl. Dein Bild nehm' ich in meiner Brust mit mir, es wird mich begleiten, und ich werde es rein und heilig zurückbringen.“

„Und was hast du denn so Wichtiges vor?“ fragte Resa. „Hat dich die Republik vor ihren Stuhl geladen, oder willst du dein Glück versuchen?“

„Ei, Donna Teresa, Ihr fragt ziemlich kalt nach den Gründen, die Euern Verlobten so plötzlich von unserer Insel forttreiben,“ nahm Cante das Wort. „Ihr habt die Probe schlecht bestanden; denn weiter ist das Vorgeben meines lieben Bruders doch nichts. Er erwartete allerwenigstens, Ihr würdet ihm weinend und verzweifelnd an die Brust fallen und ihn mit den feurigsten Schwüren der Liebe angehen, Euch nicht zu verlassen. Wenn diese Reise Wahrheit wäre, so müßte ich doch auch davon wissen.“

„Euer Bruder findet nicht nöthig, solch' einem Laffen seine Angelegenheiten mitzutheilen. Und gerade weil Ihr dabei seid, werde ich meinem Verlobten keinen Kuß reichen; denn ich würde dadurch Euch nur Veranlassung zu Spöttereien geben, von denen Euer böses Maul stets reichlichen Vorrath hat. — Reise mit Gott, Carlino, und kehre bald gesund zurück! Cante, tragt mir den Schleier nach; ich muß Euch bestrafen für Eure Galle gegen mich.“ Beide

verließen die Kirche, in der die Lichter verlöschten. Carlino sah ihnen mit einem gemischten Gefühle nach; dann reichte er der Schwester schweigend die Hand und trat in die Kapelle, in welcher Lapo seiner wartete. Ein einziges Licht brannte unter dem Bilde der Himmelskönigin; düster und schauerlich gähnten die Räume umher, in denen nur noch einzelne Menschen sinnend herwandelten. Bella schauderte. Sie mußte sich an die Thürpfoste lehnen, als Carlino hineinschritt. Lapo reichte dem Jugendfreund den Dolch und legte die priesterliche Hand auf das Haupt desselben. Carlino sank in die Kniee. Schauder auf Schauder rieselten durch sein Gebein. „Ich segne dich ein zum Werk der Rache, wie ich das Werkzeug eingesegnet habe," sprach Lapo dumpf, doch sein Gesicht strahlte. „Wer auch der Mörder deines Vaters sei, er sterbe von deiner Hand, durch diesen Stahl. So wahr ich des Herrn Priester bin, und seine Kraft in mir wohnt, die da ausgeht von mir, wenn ich den Segen spreche, so wahr kommt sie auf dich, und macht dich geschickt und würdig der heiligen That der Rache." Und nun flüsterte er die Segensformel über das Haupt des Knieenden hin.

Bella hatte bei Lapo's Anblick in der düstern Kapelle neuer Schrecken ergriffen; er gemahnte sie, als einige Luftstreifen über sein grinsendes Gesicht hinfuhren, wie ein böser Dämon. Sie wollte fliehen, aber sie vermochte es nicht. Sie war an die Säule

gebannt, und vernahm jedes Wort des von ihr so sehr gefürchteten Priesters. Da bebten ihre Gebeine, und um ihren Geist schlugen entsetzliche Ahnungen die rauschenden Rabenflügel. Eine Ohnmacht umhüllte ihre Sinne.

Carlino sprang empor und küßte dankbar für den Segen die Hand des priesterlichen Freundes.

„Du weißt, wer der Mörder ist!“ rief er vom heftigsten Gefühl überwältigt.

„Ich weiß es,“ versetzte der junge Pater. „Geh' mit Gott! Sein Segen ist mit dir. Der verlarvte Bösewicht sterbe von deiner Rächerhand!“

Sie traten aus der Kapelle in die Kirche. Vergebens sah sich Carlino nach der Schwester um. Plötzlich erblickte er sie neben der Säule am Boden in eines Mannes Armen, der wie ein Wahnsinniger Küsse auf ihre bleichen Lippen drückte. Sie hatte, aus der Ohnmacht erwacht, ihren Arm um ihn geschlungen, wähnend, ein schöner Traum täusche sie, und der Name: „Cino!“ rang sich seufzend brünstig von ihrem Munde.

„Was ist das?“ schrie Carlino. Verblendet mich der Teufel, oder bist du's wirklich, Cino?“

„Du hörst ja, daß sie in der Ueberschwenglichkeit ihres Glücks seinen Namen stöhnt,“ lachte Lapo giftig.

Der andere junge Priester sprang auf und rannte wehklagend aus der Kirche, Lapo folgte ihm rasch.

Carlino war mit der Schwester allein. Sie warf sich weinend an seinen Hals.

„Welche dunkle drohende Räthsel umgeben mich hier?“ rief er schmerzlich bewegt. „Dein Traum kein Traum! Also Lapo Korsarenhauptmann und du seine Braut? Und nun du in Cino's Armen, seinen Namen mit liebebewegter Stimme aussprechend? Dazu mein eigenes schwarzes Geheimniß! Gib mir Licht, Bella!“ —

„Ich kann nicht!“ rief sie laut schluchzend. „Geh', und wenn du dich über dein Unglück beklagst, so sei versichert, daß deine Schwester noch weit unglücklicher ist. Laß uns schweigen und ertragen! Hier im Hause Gottes drücke mich noch einmal an dein Herz, mein Bruder! O Carlino, die harmlosen Stunden unserer Jugend sind vorüber, und um uns beginnt des Lebens Streit zu toben! Gedenke, wenn du fern bist, deiner Schwester und deiner Mutter. Gott schenke dir Kraft in der Stunde der Rache; mir zu jeder Stunde; denn ich bedarf ihrer für ein trübes stürmisches Leben, das ich in prophetischem Geiste vor mir liegen sehe. Leb' wohl, Carlino, theuerster Bruder! Leb' wohl!“ Die Kirche warf ihren finstersten Schatten auf ihre Umarmung, eine böse Vorbedeutung!

Carlino riß sich los und eilte nach dem Hafen hinab. Trauernd trat Bella in das elterliche Haus.

Ihr Vater war schon abgereist und die Mutter lag krank zu Bette.

In einem unwirthlichen, feuchten Felsenloche, mehr Kluft als Höhle — denn die Sterne schimmerten hie und da hoch oben herein durch die wie von einem Erdbeben in den Felsen gerissene Spalte, die nach unten an manchen Stellen sich erweiterte und aushöhlte — saßen einige Männer in Mäntel gehüllt zusammen. Andere lagen abseit auf dem Stein und schliefen. Es war nämlich Mitternacht, und ein dürftiges Feuer in der Mitte der wildaussehenden Gesellen dem Verlöschen nah. Die Unterhaltung ging faul und leise durch den Kreis. Dann und wann fuhr einer empor, schürte die Kohlen des Feuers, daß die Flamme knisternd herausschlug und die schwarzen, unebenen, feuchten Felswände beleuchtete, und trat dann wohl an den Eingang der Spalte, um auf das Meer hinauszuhorchen, das dumpf rauschend an die Felseninsel anprallte.

„Die Sache scheint mir nicht ganz richtig," sagte der Eine, von der kurzen Wanderung zurückkehrend. „Der Morgen legt sich schon wie ein blutiger Türkensäbel krumm am Osthimmel hin, und noch seh' ich weithin nichts von Jobillo's Boot. Wo der Bursche bleiben mag? Das ist mir bedenklich. Wenn

uns der Pfaffenzögling doch betrogen hätte, Marco? Er wollte in der vorigen Nacht hier sein; er ist es in dieser noch nicht, und unser schlauer Kundschafter bleibt dazu aus. Wer bürgt uns, daß Sandro nicht seine Spione hat? Ist ihm der leiseste Hauch von unserm Vorhaben zugekommen, so sind wir alle verloren.“

„Verteufelte Geschichte! Wenn wir uns doch nur ein Paar Boote reservirt hätten! So aber ist uns jegliche Flucht abgeschnitten. Läßt sich Sandro in unserer Mitte sehen, so weiß er Alles, und das Beste ist dann, ihm das Prävenire zu spielen, d. h. ihn niederzuschießen, eh' er uns niederschießt. Ich vertheidige mich auf Tod und Leben, und ich dächte, wir hielten zusammen, Pippo, wenn etwa unter den Schlafenden dort ein Schelm sein sollte, der sein Leben mit dem unsrigen zu erkaufen gedächte.“

„Es bleibt uns ohnedies weiter nichts übrig. Denn wir haben diese Suppe eingebrockt, so werden wir sie auch auslöffeln müssen. — Horch! Ein Pfiff! Es ist Jobillo. Er thut eilig. Wahrscheinlich hat er wichtige Nachrichten.“ Die Schläfer ermunterten sich, und alle eilten dem Eingang der Spalte zu. Mit kühnen Sätzen schwang sich dort ein junger Kerl herein, der in den einfachen grauen Kittel und die spitze Fallmütze der Gebirgsbewohner Korsika's gekleidet war.

„Was bringst du für Kunde, Jobillo?“ fragte Pippo hastig.

„Daß uns der Lapo Poggi betrogen hat und heute zum Priester geweiht worden ist. Diesen Abend hielt er in der Bonifaziokirche seine erste Vesper; ich habe sie mit angehört und bin seines Segens theilhaftig geworden. Ob er uns verrathen oder feindlich gegen uns gesinnt ist, habe ich nicht erfahren können, weil es mir unmöglich war, an ihn zu kommen. — Doch hört! Als ich mein Boot langsam durch den Kanal gleiten ließ, sah ich mich plötzlich von einem andern Boote verfolgt; ich strich wacker aus, aber ich sah das Fahrzeug immer hinter mir. Ob vielleicht ein Spion von Sandro, ob er selbst —“ Ein dumpf zitternder Ton, den eine Felsenwand der andern zuwarf, drang plötzlich zu ihren Ohren und unterbrach die Rede Jobillo's. „Freiheit ist unser Loos!“ schallte es, wie aus einem Sprachrohr gesprochen, durch die Felsenkluft.

„Ha, es ist Lapo Poggi doch noch!“ jauchzte Pippo auf. „Der brave Junge hat sich erst die Platte scheeren lassen. Nun wir können zuweilen einen Pfaffen brauchen, und es ist so übel nicht, wenn unser Hauptmann zugleich absolviren und benediciren kann.“

Marco war an den Eingang der Spalte getreten. „Bist du's, Lapo Poggi?“ fragte er vorsichtig.

„Mein Name ist Carlo Bardi,“ versetzte der

Einlaß Begehrende. „Ich komme an Lapo's Statt, der heute Priester geworden ist.“

Diese Worte brachten unter den versammelten Korsaren keine geringe Bestürzung hervor. „Ich wette darauf,“ sagte Marco, „wir sind von dem verfluchten Pfaffen verrathen, und dieser da ist ein Spion Sandro's. Wir thäten wohl, ihn gleich mit ein Paar Loth Blei zu begrüßen.“

„Da würden wir nicht um viel gebessert sein,“ meinte Pippo. „Besser ist's doch, wir lassen ihn herein, horchen ihn aus, stellen uns dumm, und machen ihm dann den Garaus, wenn die Sache uns gut scheint.“

„Wir haben ihn ja sicher!“ rief Jobillo. „Erst soll er uns berichten, was ihm der Pfaffe geplaudert, und ob er überhaupt etwas von unserer Verschwörung gegen Sandro weiß. Laßt ihn nur herein.“

Die Strickleiter wurde hinabgeworfen, und der kleine Luca, ein sehr gewandter Bursche, kletterte behend hinab, um dem unerwarteten Ankömmling hinaufzuhelfen. Die Andern zündeten unterdessen mehre Fackeln an, um den neuen Gast sogleich scharf in's Auge zu fassen, und stellten sich zu seinem Empfang bereit. Gleich darauf trat Carlino keck unter die abenteuerlichen Gestalten und grüßte sie mit einer für ihn einnehmenden Vertraulichkeit.

„Wer seid Ihr?“ redete ihn Pippo barsch an.

„Ein korsischer Edelmann, der Einer der Eurigen

zu werden wünscht. Meinen Namen habe ich euch schon genannt. Stellt mich euerm Hauptmann vor, damit ich ihm allein entdecke, was nicht Jeder von euch zu wissen braucht."

„Unserm Hauptmann?" fragte Marco verwundert und die Korsaren wechselten unter einander fragende Blicke.

„Hat Euch Lapo Poggi nicht erzählt, wie unsere Verhältnisse sind und wer unser Hauptmann ist?"

„Nichts weiß ich von ihm; kein Wort hat er mir gesagt."

„Sagtet Ihr nicht selbst, Ihr kämt an seiner Statt?"

„So ist's. Aber nicht er schickt mich zu euch. Ich komme aus eigenem Antriebe. Ein Mädchen hat mir den Weg zu euch gezeigt und das Losungswort zugeflüstert. Mir ist das Alles selbst ein Räthsel, das mir euer Hauptmann vielleicht am besten löst. Ich will ihm dagegen wichtige Mittheilungen machen, und ihm ohne Rückenthalt bekennen, was mich zu euch treibt."

„Wohlan, ich bin der Hauptmann dieser tapfern Leute!" rief Marco vortretend. „Folgt mir und enthüllt mir, was nöthig ist." Beide verschwanden in den Windungen der Schlucht. Die Zurückgebliebenen streckten sich wieder an den Boden; kein Wort wurde laut gewechselt; Einige verfielen wieder in Schlaf. Plötzlich durchschrillte ein lauter geller Pfiff

die düstern Räume, ein zweiter und ein dritter Laut von gleicher Art reiheten sich in kurzen Zwischenräumen an den ersten. Alle standen erschrocken auf den Beinen und starrten einander mit verstörten Blicken an. In diesem Augenblick stürzte Marco wild unter sie und schrie: „Wir sind verrathen! Sandro hält mit dem Schiffe draußen und sein Boot liegt schon an der Pforte. Aber nicht dieser Bardi hat uns verrathen, vielmehr verdient er unser Hauptmann zu sein; wenn der Verräther nicht unter uns selbst ist, was mir am wahrscheinlichsten dünkt, so kann es nur der junge Pfaffe sein. Nur wer mit mir auf Leben und Tod gegen Sandro kämpft, reinigt sich vom Verdacht. Wer nichts vom Verrath weiß, dem muß es lieber sein, das zweifelhafte Loos des Kampfes dem gewissen vorzuziehen, das ihm aus Sandro's Pistole fällt, wenn er sich demselben übergibt. Ich schwör' euch bei der heiligen Jungfrau, die uns beistehen möge, den Lästigen, der mir Verdacht erregt, wird sogleich meine eigene Kugel niederschmettern."

„Wir stehen Alle bei dir auf Leben und Tod!" rief der ganze Haufe.

„Nicht bei mir, bei unserem neuen Hauptmanne Carlino Bardi! Ihn hat uns die Gnade der Jungfrau geschickt, durch ihn hat sie uns Sieg gelobt. Schwören wir ihm Treue!"

Rasch wurde Carlino von Marco's starker Faust

in die Mitte des Kreises gezogen, im Nu waren alle Säbel blank und kreuzten sich auf dem des Neulings, der nicht wußte, wie ihm geschah.

„Bei der heiligen Jungfrau, unserer Schutzpatronin, schwören wir dir, als unserem Hauptmann und Anführer, Treue und Gehorsam bis in den Tod!“ hallte der Spruch der Versammelten an den Felsenwänden wieder.

„Pistolen und Büchsen geladen und den Eingang vertheidigt! Nieder mit Jedem, der sich feindlich gegen uns zeigt! Carlino Bardi allein ist unser Hauptmann; Niemand weiter hat uns zu befehlen!“ donnerten Marco und Pippo, und Carlino ertheilte die Befehle, die diese Beiden ihm, der mit der Lokalität und dem Personal noch ganz unbekannt war, als die zweckmäßigsten angaben. Alle beseelte ein feuriger Muth, kein Einziger blieb in Entschlossenheit und Thätigkeit zurück, und Jeder hoffte von dem Kampfe ein gutes Ende für sich.

Jetzt trat Marco an den Eingang der Spalte und fragte: „Was wollt ihr von uns?“

Eine Stimme antwortete: „Sandro läßt dir und Allen, die mit dir in der Höhle des Capo di Ladri zusammen sind, im Namen Brunardito's befehlen, euch sogleich in diesem Boote nach dem Bord des Schiffes zu begeben, wo er auf euch wartet, um Wichtiges mit euch zu reden.“

„Sag' Sandro, wir werden seinem Befehl nicht

mehr Folge leisten, und sind wohl bewaffnet, unsern Worten den gehörigen Nachdruck zu geben."

Das Boot strich sogleich wieder in See. Die immer mehr überhandnehmende Helle des Morgens gestattete, das Schiff deutlich zu erkennen, an welches das Boot anlegte. Es stiegen Männer aus dem Schiffe in das Boot, und dieses kehrte sofort in die Felsenbucht zurück. Man konnte jetzt jeden Einzelnen deutlich sehen. Sobald sie angekommen waren, erschallte der dreimalige Pfiff, und der Sprecher begann: „Nicht Sandro mehr läßt euch befehlen, sogleich auf das Schiff zu kommen, sondern Brunardito, unser gewaltiger Hauptmann selbst. Er erwartet euch."

„Sag' dem schlauen Sandro," lachte Marco, „seine ausgestopfte Puppe erschrecke uns nicht mehr; wir haben sein Lügengewebe durchschaut, und sein Betrug mit einem falschen Brunardito sei uns schon lange kein Geheimniß mehr. Wer weiß, wie manches Jahr Brunardito schon todt ist, während Sandro uns durch die Kunst eines in seinem Solde stehenden Komödianten gängelt. Wir gehorchen Sandro nicht länger; wir haben uns einen andern Hauptmann aus edelm Geschlecht gewählt; denn es gibt keinen Brunardito mehr."

„Du lügst!" donnerte aus dem Boote herauf eine gewaltige Stimme, deren wohlbekannter Klang Allen in der Kluft durch Mark und Bein zitterte,

so daß die Meisten erblaßten. „Du lügst, Nichtswürdiger! Denn noch lebt Brunardito, um dich und all' dein Gesindel zu Boden zu werfen.“ Mit diesen Worten erhob sich in dem Boote ein Mann, ließ den Mantel fallen und stand im Glanz der aufgehenden Sonne in schwarzer Kleidung, über das Gesicht einen Schleier gebreitet, der am Halse zusammengebunden war. Ein dunkler Turban, mit einer Reiherfeder geschmückt, hüllte seine Schläfe ein. „Wollt ihr's erproben, Schufte, ob ich lebe, ob ich jener Brunardito bin, dem ihr Reichthum, kühne Thaten und jeglichen Lebensgenuß verdankt, dem ihr nicht vergebens Leib und Blut verschworen, wohlan, so widersetzt euch noch länger! Aber ich schwör' euch zu, ich laß euch Feuer in das Nest werfen, daß ihr alle an Rauch ersticken sollt! Erkennt ihr mich und gesteht eure Schurkerei ein, so ergebt euch meiner Gnade, aber sogleich und ohne Verzug. Die Waffen nieder! Steigt herab, ich will euch verzeihen.“

Die Korsaren in der Höhle zitterten vor der Gewalt dieser Worte. Die Meisten senkten bleich und muthlos die Waffen; keiner wagte ein Wort zu erwiedern.

Nur Carlino's Auge rollte fürchterlich; mit jedem Worte Brunardito's überglühete dunklere Röthe sein Gesicht, auch seine Hand zitterte, aber es war nicht das Zittern der Furcht, es war das des Zorns, der Wuth, der Begierde, sich seines Opfers zu bemächti-

gen. „Feuer auf ihn!“ donnerte er seinen neuen Untergebenen zu, und er selbst hatte in demselben Augenblick seine Pistole auf Brunardito abgedrückt. Aber dies war auch der einzige Schuß, der fiel; muthlos und zagend standen die Andern, und in ihren Gesichtern drückte sich nur Schrecken und Staunen über die verwegene That ihres jungen Hauptmanns aus. Die Kugel desselben hatte übrigens ihr Ziel nicht verfehlt, aber der gefürchtete Korsarenhauptmann war von ihr nur in den Arm verwundet worden. „Ha!“ schäumte er wüthend, „das ist euer Untergang, ihr Schurken! Hätt' ich je mir träumen lassen, daß einer meiner Jungen eine mörderische Kugel nach meiner Brust senden würde, ich hätte euch alle an den Mast meines Schiffes gehenkt. Hinauf, stürmt mir das Nest!“ herrschte er seiner Umgebung zu, und diese machte Anstalt, sogleich an den Steinen emporzuklimmen.

„Hülf, heilige Maria!“ zeterte Pippo oben. „Es ist wirklich Brunardito und kein Anderer. Ich kenn' ihn zu genau an der Stimme. Und wenn uns die Stimme zweifelhaft ließe, sein Handeln ließe es nicht. Unser letztes Brod ist uns gebacken.“

„Wir müssen uns ergeben!“ schrien Andere. Vergebens schalt sie Carlino feige treulose Memmen, vergebens befahl, bat, beschwor er, dem ihm eben geleisteten Eide nachzukommen und sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, die unerwartete Ankunft

des todtgeglaubten Brunardito's lähmte alle ihre Kräfte, raubte ihnen alle Besinnung. Sie verließen die guten Vertheidigungsplätze, verkrochen sich rathlos in den Gängen der Höhle, warfen die Waffen von sich, und glichen eher furchtsamen Kindern, als Männern, deren Handwerk Raub und Mord war. Eine solch' merkwürdige Gewalt übte das Erscheinen ihres gefürchteten Hauptmanns auf diese rohen Gemüther. Marco trat sogar vor und rief: „Mächtiger verehrter Brunardito, wir beugen uns vor dir und deinem Befehl. Keiner der Deinigen hat es gewagt, nach dir zu schießen. Ein junger Edelmann war es, den wir vor einer Stunde zu unserm Hauptmann gewählt, wähnend, du seist nicht mehr am Leben. Begnadige uns, großer Brunardito, uns, deine tapfersten Söhne. Es ist uns nie in den Sinn gekommen, dir den Gehorsam aufkündigen zu wollen. Wir hielten dich alle für todt, weil du dich uns so lange nicht gezeigt hast. Nun aber wissen wir, daß du lebst und wollen auch gern ferner Sandro, deinem Stellvertreter, den pünktlichsten Gehorsam leisten."

„Ergebt euch auf Gnade und Ungnade, ihr Hunde!" war Brunardito's Antwort. In demselben Augenblicke wurde Carlino von hinten angefallen, zu Boden gerissen und an Händen und Füßen gebunden. Dies thaten dieselben Männer, die ihm kaum den Eid der Treue geschworen hatten. Weder Verwün-

schungen, noch Bitten, ihm den Tod zu geben, noch Thränen ohnmächtiger Wuth rührten die Abscheulichen. Hierauf legten sie alle Waffen von sich und stiegen dann hinab. Hier warfen sich Marco und Pippo zu Brunardito's Füßen.

„Wo ist der Bube, der nach mir geschossen?“ fragte dieser statt aller Antwort auf die Bitte um ihr Leben.

„Er liegt gebunden in der Höhle, und erwartet den Tod von deiner Hand.“

„Bringt ihn herab und auf das Schiff; dort soll mein Urtheil an ihm vollzogen werden“, befahl Brunardito und ließ das Boot, in welchem er sich befand, sogleich nach dem Schiffe zurückrudern. Bald folgten ihm zwei Boote mit den verschwornen Korsaren nach, in der Mitte des einen lag zähneknirschend und sein Schicksal verwünschend, Carlino Bardi. Er wurde auf das Schiff gebracht.

„Nehmt ihm die Fesseln ab!“ rief Sandro seinen Häschern zu, „und führt ihn dann vor den Hauptmann. Brunardito ließ unterdessen seine Pistolen scharf laden, ergriff sie und befahl, den kecken Jüngling herbeizubringen. Eine Gasse that sich von einander; der verschleierte Korsarenhauptmann hob den gesunden rechten Arm mit der mörderischen Waffe auf den mit Todesverachtung daherschreitenden Jüngling; doch kaum hatte er denselben in's Auge gefaßt, als er, zusammenschreckend, das Gewehr

zu Boden fallen ließ, und auf Sandro zuwankend, diesem mit bebender Stimme zuflüsterte: „Diesen kann ich nicht erschießen. Fort, fort mit ihm! Im Augenblick laß ihn vom Schiffe bringen und heute noch führe ihn nach Sicilien. Dort leg' ihn in Fesseln, in schwere Fesseln und in ein festes Gefängniß — hörst du, in ein festes, daß er dir nicht entkommt! Du mußt mir mit deinem eignen Kopfe für ihn haften. Fort!" Einige Minuten später war Carlino schon wieder im Boote, Sandro an seiner Seite. Staunen hatte alle Zuschauer dieser seltsamen Scene erfaßt, und vergebens warteten sie, daß ihr gefürchteter Hauptmann Gericht halten werde über die Empörer. Er saß stumm und theilnahmlos. Der Anblick dieses Jünglings schien nicht nur sein Gedächtniß ausgelöscht, sondern auch seine Kraft gelähmt zu haben. Er war plötzlich in sich zusammengesunken.

Es waren Monate vergangen. Lapo Poggi hatte sie mit glühender Ungeduld verlebt; täglich hatte er seine Spione ausgeschickt, zu erkunden, was in Dino Negri's Hause vorgehe. Mit Grimm vernahm er endlich die Kunde, der Hausherr sei glücklich und wohlbehalten wieder angelangt und die Erwerbung neuer Schätze sei die Frucht seiner Reise. Von Car=

lino war nicht die mindeste Kunde aufzutreiben und die Qual des jungen Priesters stieg mit jedem Tag längeren Erwartens seines Jugendfreundes! Carlino war verschollen; im väterlichen Hause wurde seiner selten, endlich gar nicht mehr erwähnt; es war, als ob ein schweres Geheimniß auf seinem Andenken ruhe und jede Erwähnung seiner gewaltsam an dem unheimlichen Schleier zupfe, den fallen zu sehen doch Allen Entsetzen bereiten würde. Darum hütete sich endlich Jedermann im Hause, seinen Namen nur auszusprechen. Lapo war von dieser Stimmung wohl unterrichtet, aber dies Wissen brachte in der seinigen keine Aenderung hervor. Endlich brachte ihm einer seiner Spione die Nachricht, Carlino sei in die Hände der Korsaren gefallen und erschossen worden. Da schlug sich der Priester vor die Stirn und murmelte Flüche. Er brachte die Nacht schlaflos zu und entwarf Pläne. Als der Tag anbrach, war er damit so weit gediehen, daß er sich von seinen Obern die Erlaubniß zu einer Erholungsreise nach Genua erbat, die ihm mit Freuden bewilligt wurde, indem man hoffte, ihn dadurch wieder für die herrschende Partei zu gewinnen. Mit den besten Empfehlungsbriefen an die ersten Häuser der Republik, denen er zum Theil schon von seinem frühern Aufenthalt in der mächtigen Stadt bekannt war, reisete er ab.

Er hatte einen Brief seines eigenen Vaters an

einen genuesischen Nobile, den Duca di Fregosi, Mitglied der Regierung und Verwandten des Dogen, einen mächtigen und einflußreichen Mann und bekannten Feind des wilden korsischen Volksgeistes. An diesen wendete sich Lapo vorzüglich, und wurde von dem Duca mit um so größerer Freundlichkeit aufgenommen, als er aus dem Handschreiben des alten Poggi ersah, daß Lapo ganz und gar den Interessen der Republik ergeben sei, während er seine Rolle so geschickt zu spielen verstehe, daß die Volkspartei ihn zu den Ihrigen zähle; dadurch, so schrieb der alte Matteo Poggi, sei sein Sohn im Stande, über alle Personen und Pläne dieser Partei die genaueste und sicherste Auskunft zu geben.

Lapo begriff bald, daß er an dem Duca den rechten Mann gefunden, den er suchte, und dieser gab bei den wiederholten Besuchen des jungen Priesters demselben immer größeres Wohlgefallen zu erkennen, so daß beide, sich gegenseitig erkennend und schätzend, bald in einen vertraulichen Umgang mit einander kamen.

„Die Republik wird es Euch Dank wissen, hochwürdiger Herr," versicherte Fregosi dem Priester eines Tags, „wenn Ihr derselben dienstfertig die Hand bietet, den abscheulichen wilden Geist dieses tollen Volks zu bändigen. Nur durch gemeinsames Wirken kann es uns gelingen, diese rasenden Feuerköpfe, die ihren erbärmlichen Interessen ohne Bedenken das

Wohl des ganzen Landes opfern, zu Paaren zu treiben. Vorzüglich ein junger schlauer Priester kann viel zum Besten der Republik wirken, und deshalb nehme ich Eure Dienste mit Vergnügen an. Ich werde Euch um so lieber dem Doge empfehlen, als wir in San Bonifazio noch kein taugliches geistliches Haupt für unsere Zwecke haben. In andern Städten Korsika's sind wir besser versorgt. Und gerade in San Bonifazio, das halb See- halb Bergstadt ist, scheint mir die Natterbrut der Empörung am frechsten und ungescheutsten das hundertköpfige Haupt zu erheben. Ich weiß das von andrer Seite her."

„Ich muß Euch recht geben, Altezza," versetzte der verschmitzte Priester, „hab' ich mich doch selbst überzeugt, daß meine Vaterstadt ein wahrer Revolutionsherd ist, auf welchem im Stillen alle Kohlen der Empörung gesammelt und angeblasen werden. Mehr aber als alle die wildtobenden Patrioten, die laut schreiend und polternd jedem Genuesen den Tod schwören, die sich zusammenrotten, sich betrinken und alberne Pläne zur Abwerfung des genuesischen Joches schmieden, ist mir ein verschlossener, lauernder Mann als höchst gefährlich verdächtig, dessen geheimnißvolles Treiben mir schon längst aufgefallen ist. Nicht jene schreienden Männer vermögen der Republik zu schaden, aber dieser schweigende. Er ist so schlau, so geschickt, daß es mir trotz aller Nachforschungen nicht geglückt ist, etwas Genaues über die

nächtlichen Zusammenkünfte zu erfahren, die er in seinem Hause hält. Da schleichen nur Einzelne, tief eingehüllt, und von verschiedenen Seiten den Berg hinauf, auf welchem das einsame, zu solchen Versammlungen recht geschickte Schloß liegt. Dann macht er wieder geheimnißvolle Reisen, angeblich Handelsreisen, aber ich vermuthe, er hat auswärtige Verbindungen zum Nachtheile der Republik. Kurz, dieser Mann scheint mir der Gefährlichste der ganzen Insel.“

„Und wie ist sein Name?“ fragte der Herzog.

„Dino Negri, edlem Geschlecht entsprossen. Er wohnt in dem Hause seiner Frau, einer gebornen Zamboni, die zuvor mit Luigi Bardi ehelich verbunden war. Die Bardi und Zamboni waren aber stets, wie Euch bekannt sein wird, die wüthendsten Volksanführer in Korsika. Ein Priester aus dem Hause Zamboni, Pater Paolo, der Bruder von Negri's Weibe, ist der fanatischste Patriot. Der schlaueste und versteckteste ist aber unstreitig Dino Negri selbst. Nie verläßt er sein Haus, nie mischt er sich unter das Volk, nie sieht er einen Fremden bei sich, und seine Vertrauten, die außer mir Niemand kennt, haben nur bei Nacht Zutritt zu ihm.“

„Höchst seltsam und außerordentlich!“ rief der Herzog erstaunt. „Ich bin Euch sehr verbunden für diese Nachricht, und ich werde sofort den Doge davon in Kenntniß setzen. Schon seit einiger Zeit vermu-

then wir aus leichten Andeutungen und Zeichen eine geheime, sehr vorsichtig und dicht verschleierte Verschwörung gegen die Republik in Korsika, ohne im Stande gewesen zu sein, derselben auf die Spur zu kommen. Sollte uns dies durch Eure Entdeckungen gelungen sein, wie ich fast annehmen möchte, so dürft Ihr auf den besondern Dank der Republik zählen. — Aber höchst auffallend ist es mir, daß ich von einer so merkwürdigen und verdächtigen Persönlichkeit, wie dieser Dino Negri ist, noch nichts vernahm, daß sogar Don Lucio d'Alcante mir diesen Namen noch nicht genannt hat, der doch stets die genaueste Liste aller, selbst der verstecktesten Patrioten im südlichen Theil Korsika's führt."

„Wer ist dieser Don Lucio d'Alcante, dessen Namen auch ich meinerseits zum erstenmal höre? und ist er durch Geburt, Stand und Verhältnisse befähigt, alle Patrioten zu kennen, wie Ihr sagt?"

„Don Lucio ist jedenfalls ein geborner Korsikaner, doch besitzt er schon seit sechszehn bis achtzehn Jahren ein reizendes Landhaus mehre Meilen von hier, am Eingang des Meerbusens, in einer reizenden Einsamkeit. Dort lebt er still und zurückgezogen mit seiner höchst liebenswürdigen Gattin, und macht zu seinem Vergnügen nur zuweilen Reisen nach Korsika oder in andere Länder; denn er ist reich, und kann wie ein Fürst leben. Der Republik ist er besonders ergeben und zugethan, und gibt ihr stets die

genauesten Nachrichten über alle rebellischen Versuche. Doch hat er dafür nie eine Belohnung angenommen, und selbst die besten Beförderungen zu Ehrenstellen stets standhaft abgewiesen.“

„Höchst seltsam!“ rief Lapo und das Erstaunen war jetzt auf seiner Seite. „Euer Don Lucio d’Alcante ist mir ein so unbekannter, räthselhafter Mann, wie Euch mein Dino Negri. In meines Vaters Hause sind die Namen aller nur irgend ausgezeichneten Korsen bekannt, sie mögen auf der Insel selbst oder auf dem Kontinent leben, und vorzüglich die, welche der Republik dienen, werden dort in besondern Ehren gehalten. Wie wäre es möglich, daß mir dieser Name hätte entgehen können?“

„Vielleicht trägt Don Lucio allein die Schuld dieser Unbekanntschaft, und es scheint mir selbst, als sei es sein Wille, nicht öffentlich genannt zu werden. Wie ich Euch schon gesagt, er geizt nicht nach Gold und Ehren; wie könnte ihn der Ruhm reizen, unter den Genua getreuen Korsen als einer der ersten Diener der Republik zu gelten? Auch möchte ich zweifeln, daß ich ihm einen Gefallen gethan, „Euch so viel von ihm zu erzählen; er haßt die Oeffentlichkeit. Inzwischen ist von Euch nicht zu fürchten, daß Ihr einen übeln Gebrauch von meinen Mittheilungen macht, da Ihr ja in der ausdrücklichen Absicht hierher gekommen seid, Eure Dienste gleicher Art der Republik anzubieten.“

„Seid des versichert, Altezza! Doch sagt mir, könnte ich nicht Don d'Alcante durch Euere Vermittlung kennen lernen? Ich trage, wie Ihr Euch denken könnt, das äußerste Verlangen, die nähere Bekanntschaft eines mir bis jetzt blutfremden Mannes zu machen, der meinem Vaterlande eine Reihe von Jahren so wesentliche Dienste geleistet."

„Vielleicht entging Eurer Jugend die Kunde von Don Lucio's Thätigkeit, die allerdings hauptsächlich in Eure Kinderjahre fällt. Doch Ihr sollt ihn kennen lernen. Ihr selbst würdet mir und dem Doge einen wesentlichen Dienst erweisen, wenn Ihr uns dann einige nähere Nachweisungen über Don Lucio — versteht sich in aller Stille — verschaffen könntet, wozu Euch Euer junger Eifer die zweckmäßigsten Mittel schon an die Hand geben würde; denn ich will Euch keineswegs verhehlen, daß in seinem Wesen und seiner Art zu leben etwas Geheimnißvolles liegt. Er liebt und haßt Korsika zu gleicher Zeit, und als ihn der Doge vor einigen Jahren bereden wollte, als Gouverneur nach Korsika zu gehen, erklärte er, lieber wolle er mit seinem Weibe Genua verlassen und sich in eine andre Stadt Italiens begeben. Dies hat meinen Wunsch gereizt, über die Familienverhältnisse dieses Mannes näher unterrichtet zu sein. Ihr scheint mir der geschickteste Mann, dieselben auszukundschaften, und könnt meines thätlichen Dankes gewiß sein. Zu seiner Bekanntschaft

will ich Euch mit List verhelfen; denn er sieht, so viel ich weiß, durchaus keinen Fremden bei sich, und ist auf seine Gemahlin, zu deren jugendlichen Reizen freilich seine vorgeschrittenen Jahre nicht recht passen, über alles Maß eifersüchtig. Entweder nimmt er sie mit auf seine Reisen oder er sperrt sie während derselben ein, und läßt sie von einigen ihm sehr getreuen Dienstboten sorgsam hüten und bewachen. Doch gerade als Priester bring' ich Euch in das Haus, Don Lucio mag zugegen sein oder nicht; denn Donna d'Alcante ist äußerst fromm und versäumt nie die Kirche im nahen Dorfe zu besuchen. Ich verschaff' Euch Erlaubniß, in jenem Dorfe Messe zu lesen und zu predigen. Legt es darauf an, die Dame zu rühren; sie soll etwas weinerlicher Natur sein, und sich in ihren Verhältnissen sehr unglücklich fühlen. Schlagt diese Saiten an und Ihr müßtet nicht so klug sein, wie Ihr ausseht, wenn Ihr nicht bald in Don Lucio's Hause sein und die Beichte seiner schönen Frau hören wolltet."

„Ihr eröffnet mir da eine angenehme Aussicht," schmunzelte Lapo.

„Seid immerhin vorsichtig und treu in meinem Dienste, und benehmt Euch kalt und besonnen dabei. Denn ich will Euch, der Ihr eine glänzende Laufbahn durch mich machen könnt, sobald Ihr meinen Wünschen gemäß handelt, auch das Letzte und Wichtigste nicht verschweigen, weil Ihr dieses stets im

Auge behalten müßt. Ich bin nämlich von Donna d'Alcante's außerordentlichen Reizen so ganz und gar besiegt, daß ich den Entschluß gefaßt habe, Alles an ihren Besitz zu setzen. Ihr seid der tauglichste Mann zu meinem Plan, weil Ihr ein Fremder, ein Priester, ein kluger und ehrgeiziger Kopf seid. Vollbringt Ihr Euer Geschäft gut, so seid Ihr in Rom bestens empfohlen."

Der verschmitzte Priester nahm den dargebotenen Vorschlag mit beiden Händen und freudigem Herzen an, und verließ schon nach einigen Tagen als der vertraute Agent des Duca, mit mancherlei Plänen versehen, die Stadt, um in dem Dörflein kirchliche Funktionen auszuüben.

Dino Negri war von seiner Handelsreise zurückgekehrt, doch schien sein Wesen noch finsterer und verschlossener, sein Charakter noch menschenfeindlicher geworden zu sein. Nichts destoweniger suchte er mit der alten Leidenschaft die Gesellschaft und den Umgang seiner Gemahlin, obgleich diese nach Carlino's räthselhaftem Verschwinden stets von unverscheuchbarer Trauer heimgesucht wurde. Tagelang saßen sie stumm zusammen, ein unheimliches Paar. Diese Stimmung hatte sich auch der holden Bella mitge=

theilt. Brütend und in sich gekehrt, wandelte sie in den abhängigen Gängen des Berggartens, die der Herbst mit fahlen Blättern überstrãuete. Der sonst so glänzende Spiegel ihrer Jugend, der alle Gegenstände rein und verschönert im Lichte ihrer flammenden Seele zurückgestrahlt hatte, war jetzt verdüstert vom Hauche einer erschlaffenden, ihrem Charakter fremden Schwermuth, ihre aufschnellende, springende Jugend war von einem Fieber gelähmt, und der Schleier, der über dem ganzen Hause hing, in jedes Herz desselben anders gefärbte düstere Schatten werfend, gab dem ihrigen etwas von dem feuchten kalten Anblick einer von tyrannischem Spätfrost gemißhandelten Frühlingsflur, über welche eben eine melancholisch graue Wolke hinzieht. Cante floh das Haus und trieb sich unter wüsten Gesellen herum; seinem zerstreuungssüchtigen Leichtsinn war das finstere Wesen im Vaterhause zuwider, das ihm keine Gelegenheit zu Witz und Satyre bot. Er war fast mehr im Hause der Poggi anzutreffen, und schien sein Vergnügen darin zu finden, sich mit Resa zu zanken, was dieser auch eine stets willkommene Sache zu sein schien. Je weniger Cante in das Vaterhaus paßte, desto mehr harmonirte die Figur und das Wesen des alten Maso mit dem dort herrschenden Geiste. Die träumerische Befangenheit des Greises nahm von Tag zu Tag sichtbar zu. Mit einer verzweifelten, schmerzbetäubten Sehnsucht blickte er vom

Morgen bis Abend und oft wieder vom Abend bis Morgen den Berg hinunter, auch stieg er wohl hinab in den Hafen und wandelte an der felsigen Küste unverwandten Blicks bang erwartungsvoll in das Meer hinausstarrend, bis ihm die treuen Augen übergingen vor Anstrengung oder vor Schmerz; dann kehrte er langsamen, mühseligen Schritts zu dem hochgelegenen Schlosse zurück, und seiner keuchenden Brust entwand sich mit einem tiefen Seufzer der Name: „Carlino!“

So war er denn auch eines Abends im Garten sitzen geblieben, seiner Sehnsucht nachhängend; kein Schlaf kam in seine Augen, er schluchzte in trostlosem Jammer um den verlorenen Liebling, der so bald wieder zu kehren versprochen hatte und nicht gekommen war. „Du bist dahin,“ seufzte er, „dein junger Fuß wird nicht mehr an das Ufer der vaterländischen Insel treten, auf der der Mörder deines Vaters in stolzer Sicherheit wandelt. In seine meuchlerischen Hände ist deine blühende Jugend gefallen, und in keine andere; er ahnete, welch' ein Schicksal ihm durch dich bereitet war, und so hat er, dir rasch zuvorkommend, das Blut des Sohnes zu dem des Vaters geschüttet. O, daß ich das noch erleben muß! Warum hat mich Gott solchem Weh aufgespart und mich nicht schon lange zu sich genommen, die Rache selbst vollbringend, zu deren Werkzeug ich mich berufen fühlte? Weh' mir! bin ich

darum am Leben geblieben, um meinen süßen Carlino in den Tod zu schicken!“

Also jammerte der trostlose Greis lange in die Nacht hinein und verstummte dann wieder, von unaussprechlichem Schmerz überwältigt. Da sah er verhüllte Gestalten an sich vorüber hüpfen und in dem Thore des Schlosses verschwinden. Es schien ihm nichts Neues, er lächelte bitter dazu. „Da sind sie ja einmal wieder, die scheuen Nachtvögel, die unbekannten, schauerlichen Diener dieses schauerlichen Mannes. Sie werden ihm wohl Bericht erstatten über des armen Carlino's Tod.“

Er wollte sich nach dem Schlosse schleppen, als eine jener Gestalten, wie aus der Erde gewachsen, ihm plötzlich den Weg vertrat.

„Maso,“ flüsterte eine ihm bekannte Stimme, „bist du es wirklich?“

„So ist's,“ versetzte der Alte mürrisch, „und Ihr seid der Pater Lapo. Was sucht Ihr hier bei so dunkler Nachtzeit?“

„Maso, ich bin dein Freund; ich bin gleich dir ein eifriger Anhänger der Patrioten, das habe ich bewiesen, indem ich den Pater Paolo zu meinem Beichtvater wählte. Die Besorgniß für das Vaterland hat mich hierher getrieben. Maso, ich fürchte nicht ohne Grund, Dino Negri ist ein Feind der Patrioten. Ich beschwöre dich, Maso, wer sind die

verhüllten Männer, die ihn je zuweilen in der Nacht besuchen? Du mußt es wissen, Maso, und die heiligste Pflicht gegen das Vaterland gebietet dir, es mir zu sagen. Du erhältst ohnedieß eine reiche Belohnung für deine Pflichterfüllung.“

„Will ein Knabe einen Greis überlisten?“ murmelte Maso. „Geht hin, hochwürdiger Herr, und fragt die Männer selbst, wer sie sind. Mir haben sie noch nicht Rede gestanden, weil ich sie noch nicht gefragt habe.“ Er wollte sich entfernen, als ein klagendes Wimmern und Stöhnen in ihrer Nähe beider Aufmerksamkeit auf sich zog. Lapo schritt leise nach dem Wäldchen zu, durch welches der Pfad nach Luigi Bardi's Grabe ging; denn von daher kamen die befremdenden Laute. Maso folgte ihm unwillkührlich nach, eigentlich um ihn zurückzuhalten — denn er fürchtete ahnungsvoll ein großes Unglück von der Gegenwart dieses Priesters — aber er hatte dazu weder Entschlossenheit, noch Kraft. Nachher war er über das, was er wahrnahm, gleichsam erstarrt, so daß es ihm gar nicht mehr einfiel, sich thätlich einzumischen. Lapo war desto aufmerksamer. Inmitten des Pfades nämlich stand ein Menschenpaar, das von beiden Lauschern bald als Cino Lippi und Bella Negri erkannt wurde. Es war augenscheinlich, daß sie vom Grabe hergekommen waren und nun im Begriff standen, von einander Abschied zu nehmen. Bella weinte heftig und

verhinderte dadurch sich und ihren Begleiter, die Schritte der sich Nähernden zu vernehmen.

„Cino," schluchzte sie, „und du gehst von mir ohne einen Trost, ohne eine Hoffnung? Weh' uns, daß uns der Sturm der Leidenschaften zur Sünde fortgerissen! Wir haben die heiligsten Gelübde gebrochen. Nun straft uns Gott. Mit seinem Priester hab' ich gefrevelt; aber ich bin schrecklich aus dem wüsten Traume der Sinnenlust erwacht, um mich der Verzweiflung hinzugeben. Cino, Cino, was soll aus mir werden? Ich gebe mir den Tod noch in dieser Nacht."

„Fasse dich doch, geliebte Bella," redete Cino, aber er weinte selbst dazu, „damit wir im Stand sind, einen Entschluß zu fassen."

„O Gott, mußtest du der Mörder meiner Unschuld werden! Mein Frieden war ja schon lange dahin! Und nun diese entsetzlichen Folgen! Aber dich spreche ich frei, mein Geliebter. Mich allein klage ich an. Ich wußte ja, daß du ein Priester warst, warum duldete ich deine glühenden Küsse, warum erwiederte ich sie? Der Wahnsinn der Leidenschaft riß mich fort bis in den Abgrund, in welchem ich mich schaudernd erblickte. Doch wähne nicht, daß die Flammen meiner Liebe minder lodernd brennen; im Gegentheil schlagen sie nur noch gewaltiger empor, und Verzweiflung und Leidenschaft gehen nun Hand in Hand."

„O Himmel! Wäre ich doch nie nach Korsika zurückgekommen!“ seufzte der junge Priester. „Denn vom ersten Augenblick an, wo ich dich gesehen, entbrannte die Glut der Leidenschaft in meiner Seele, und je mehr ich sie zu unterdrücken bemüht war, desto gewaltiger wurde sie. Die Pein der Sehnsucht hat mich fast verzehrt. — Quäle dich also nicht, theures Mädchen. Nicht du trägst die Schuld; ich allein bin der Schuldige. Fasse dich nur bis morgen Nacht; bis dahin, hoff' ich, hat uns der Himmel einen Rath ertheilt, der uns zur Hülfe wird.“

„Wie kannst du Hülfe vom Himmel erwarten, an dem wir so schwer gefrevelt haben? Wir sind dem Verderben geweiht. Der Geist des gemordeten Luigi Bardi hat zürnend auf uns gesehen, dessen Grab der Schauplatz unserer Sünde war.“

„Nein, nein, ein barmherziger Gott wird uns nicht ganz verstoßen. Nur überlass' dich nicht der Verzweiflung. Erwarte mich in der morgenden Nacht. Vielleicht bringe ich Hülfe. Es muß uns ein Weg aus dieser Lage führen. Beruhige dich und lebe wohl! Möge ein sanfter Schlaf freundliche Bilder für dich herauf führen.“

Er küßte sie auf die Stirn und eilte bergab. Während der alte Maso die verzweifelte Gefallene empfing und mit wehmüthigem Schluchzen an's Herz drückte, verfolgte Lapo den raschen Freund, und trat ihm am Fuße des Berges mit einem höhnischen

Gruße entgegen. Die Nacht verbarg Jenem die flammende Schadenfreude in des Grüßenden Angesicht.

„Wie?“ rief Cino erstaunt, „du bist von Genua zurück, und ich finde dich hier zuerst in der Mitternacht? Wie kommst du hierher? Kaum kann ich mich vor Verwunderung fassen, dich jetzt hier zu sehen.“

„Nimm' es immer als ein Wunder zu deinem Besten auf; betrachte mich immerhin als einen zu deiner Hülfe erschienenen Engel, zumal wenn ich dir sage, daß ich dich in großer Angst und Noth weiß, und den Grund davon wohl kenne.“

„Bist du allwissend und erscheinst mir im Augenblick der höchsten Noth wirklich als ein rettender Engel!“ rief Cino mit gesteigertem Erstaunen, doch vertrauensvoll, wie ein im Strom Versinkender die Hand faßt, die sich plötzlich vor seinen verlöschenden Augen zeigt, ohne nach dem Wunder zu fragen. „Ja, Lapo, du bist zu meiner Rettung gekommen. Ich bin rath- und thatlos. Nie gewohnt zu handeln aus eigenem Willen, immer nur den Befehlen meiner Obern gehorchend, wäre ich sammt der edeln Bella dem Verderben preisgegeben, wenn du mit deiner kühnen Seele uns nicht rettetest. Ich beschwöre dich, Lapo, verhilf uns zur Flucht, und zu irgend einer Existenz in einem fremden Lande, wovon wir, wenn auch dürftig, aber ruhig und unerkannt leben können.“

„Soll ein Priester dem andern beistehen, das Gelübde zu brechen, Gott ungetreu zu werden? Und doch, was thäte meine Freundschaft nicht für dich? Mich dauert deine Verlegenheit. Vielleicht kann ich ihr abhelfen. Es dürften sich mir in Kurzem Gelegenheiten darbieten, dir mit deiner Geliebten auf schickliche Weise fortzuhelfen und dich glücklich zu placiren."

Cino stürzte vor Lapo nieder, umschlang die Kniee desselben und rief: „Ja, du bist mein Engel!"

„Höre mich ruhig an," sagte Lapo. „Eine Liebe ist der andern werth, der Dienst bedingt den Gegendienst. Thue mir eine Gefälligkeit, eine im Grund unbedeutende Sache, und ich rette dich dafür sammt deiner Geliebten."

„Befiehl über mich, mein einziger Freund! Ich werde Alles zu deiner Zufriedenheit auszuführen mich bestreben, was du von mir verlangst."

„Wohlan, du gehst heute noch nach Genua und hältst in der Kirche eines nahen Dorfes den Gottesdienst. Dabei bemühst du dich, der Frau eines gewissen Lucio d'Alcante, die eben so schön als gottesfürchtig ist, zu gefallen. Dies wird deinem sanften, einschmeichlerischen Wesen besser gelingen, als es meiner Leidenschaftlichkeit gelungen ist. Du hast nichts zu thun, als dich durch Demuth, sanften Wandel, Heiligkeit, Gebet, und Alles, was noch dazu gehört, dich der Dame bestens zu empfehlen, und

dich auf alle Weise zu bestreben, daß du zu ihr in's Haus kommst und sie dir Beichte sitzt. Was sie dir beichtet, hinterbringst du mir, so wie Alles, was du ihr über die etwas geheimnißvollen Verhältnisse ihres Gatten, der viel auf Handelsreisen ist, und über ihre eigenen auslocken kannst. Sie wo möglich ganz auszuhorchen ist nämlich deine Aufgabe. Von der glücklichen Lösung derselben hängt dein eigenes Glück ab; denn ich will dir nicht verhehlen, daß ich damit bedeutende Mittel erringe, dir bei Begründung einer ausländischen guten Existenz sehr nützlich zu sein.“

„Ich werde nichts sparen, dir die genauesten Nachrichten zu überbringen.“

„Vor zwei Dingen hüte dich aber sehr, erstlich dich in die Dame zu verlieben; denn so ist es mir ergangen, und damit habe ich Alles verdorben — doch dagegen wirst du ja wohl durch deine Liebe zu Bella gesichert sein, und dann meiner nie bei ihr zu erwähnen, ja, wenn sie meinen Namen einmal bei dir aussprechen sollte, fest zu läugnen, daß du mich kennst. Damit du gleich von vorn herein über ihren Charakter im Klaren bist und deine Beobachtungen auf meine Erfahrungen fortbauen kannst, so mußt du wissen, daß eine einsame freudenlose Jugend sie zur bigotten Schwärmerin gemacht hat, sie ist abergläubisch, erst zurückhaltend, dann sehr vertrauend und über Alles liebenswürdig. Ihren Gatten liebt

sie gar nicht, er scheint, ihren Aeußerungen nach, auch bedeutend älter als sie. Auch ist ihr heißer Wunsch gewesen, den Schleier zu nehmen, aber ihr Gatte hat sie davon abgehalten und sie zu seinem Weibe gemacht, was ihm kein Mann, der die Dame einmal gesehen, verdenken wird. Inzwischen hat sie geliebt und liebt noch einen Mann, den sie nicht näher zu kennen vorgibt. In einer Nacht warf nämlich der Sturm ein Schiff an die Küste in der nächsten Nähe des Schlosses, das sie bewohnt. Der Führer des Schiffs, ein schöner Mann, kühn, phantastisch gekleidet, liebenswürdig und noch in den Jahren, die den Zunder der Liebe bereiten und ihre Flammen erzeugen, suchte ein Unterkommen auf dem Schlosse, das Donna d'Alcante damals allein bewohnte; denn sie war zu jener Zeit noch nicht verheirathet. Eine zärtliche Leidenschaft erwachte in beider Herzen, und es entspann sich in einem Tage ein Verhältniß, das die Dame vollends unglücklich gemacht hat. Sie war noch viel zu jung, um den Muth zu haben, ihrem Geliebten zu folgen, und er scheint auch eben nicht sehr in sie gedrungen zu sein. Sie schuldete dem Don d'Alcante Pflichten der Dankbarkeit; denn er hatte ihre Erziehung besorgt — sie war eine arme Waise — und liebte ihn, wie ihren Vater; doch dachte ihr Herz nie daran, daß sie seine Gemahlin werden solle. Inzwischen mußte sie sich hernach in ihr Schicksal fügen. Nun suche du zu

erfahren, wer ihr Gatte eigentlich ist. Er scheint wohl ein Korse zu sein, doch ist er's gewiß nicht; aber er muß nothwendiger Weise mit vornehmen und gemeinen Korsen in genauer Verbindung stehen und von diesen Alles erfahren, was auf der Insel, vorzüglich auf der südlichen Hälfte derselben, vorgeht. Hier liegt irgend ein wichtiges Geheimniß. Suche dahinter zu kommen. Ferner wüßte ich gern Alles über die Familienverhältnisse der Dame selbst, von denen sie, sobald sie mir nicht mehr trauete, hartnäckig schwieg; endlich bemühe dich, um jeden Preis zu erfahren, ob sie ihren Jugendgeliebten in der Abwesenheit ihres Mannes noch bei sich sieht, und wer dieser eigentlich ist. Ich habe darüber wunderliche Ahnungen, doch enthalte ich mich, dir dieselben mitzutheilen. Begleite mich jetzt nach meiner Wohnung, ich will dir dort genauere Instruktionen geben."

Indem sie weiter gehen wollten, sahen sie wieder jene verhüllten Männergestalten den Berg herabkommen. Lapo zog Cino zurück.

„Es ist wahr, er wird immer unleidlicher und mißtrauischer," sagte der Eine.

„Unter uns gesagt," versetzte der Andere, „mit der Zeit nutzt sich das schärfste Schwert ab, und junges Blut ist immer mehr werth als altes, mit dem Lapo Poggi wären wir besser gefahren." Damit stiegen sie zum Meere hinab.

Lapo hatte jedes Wort verstanden, schlug sich vor die Stirn und zog seinen Collegen mit sich fort.

Mit beladenem Schiff war Dino Negri wieder aus dem Hafen von San Bonifazio gesegelt. Es schien, als hätte der alte Maso schon lange auf seine Abreise sehnsüchtig gewartet; denn kaum war der finstere Gebieter fort, als der Diener ehrfurchtsvoll in das Zimmer der Donna Gemma trat, und, sich tief verneigend, also sprach: „Ihr könnt nicht anders sagen, sehr edle Frau, als daß ich Euch und Euerm Hause stets redlich und treu gedient habe.“

„So ist's, wackerer Maso, doch was willst du damit sagen?“

„Daß ich Euch nie wissend einen schlechten oder verderblichen Rath ertheilt, sondern von Eurer Kindheit an Euch und Eure Kinder wieder geliebt habe, als wäre ich durch Bande des Bluts an Euer Haus gefesselt,“ fuhr Maso mit unerschütterlichem Ernst fort.

„Nie werde ich dir dies Zeugniß versagen können, noch wollen, guter Alter, der du mein und meiner Kinder treuer Pfleger gewesen bist.“

„Als Luigi Bardi sich um Eure Hand bewarb, rieth ich Euch zu, und die Ehe wurde eine glückliche.“

„O mein dahingeschwundenes schönes Glück!“

„Als Dino Negri die Hand der jungen Wittwe begehrte, rieth ich Euch ab, und die Ehe wurde eine unglückliche.“

„Ja, wahrlich, eine sehr unglückliche!“

„Ihr wißt noch nicht alles Unglück und Ihr sollt auch nicht alles erfahren, wenn Ihr mir versprecht, meinem Rathe zu folgen.“

„Und was hast du mir für einen Rath zu geben, redlicher Greis? Ich fühle die Nähe eines bösen Geschicks, aber meine Augen entdecken es nicht, es ist mir, als ob ein Gespenst mich umschwebe, aber meine Sinne begreifen nichts davon. Ich wage zuweilen vor Angst kaum zu athmen; und doch weiß ich nicht, wovor ich eigentlich zittere. Sage du mir, mein einziger Freund in meinem Hause, was hast du für mich auf dem Herzen?“

„Ich rathe Euch, thut Eure Tochter in's Kloster, lieber heute als morgen, vermählt sie dem Himmel, um Unglück vorzubeugen.“

„Wie? meiner Bella den Schleier über ihr junges schönes Haupt, der sie von aller Lebensfreude trennte, der ihr jede Aussicht in eine lachende Zukunft verhängte? Alter, was hast du wieder für seltsame Träume gehabt, daß du mir diesen wunderlichen Rath ertheilst?“ rief die Dame erschrocken.

„Rieth ich Euch je Böses? Seht doch Eures Kindes täglich blässer werdendes Antlitz an, diese

trüben verweinten Augen, und fragt Euch dann ernstlich, ob dies Haupt nicht reif und geeignet sei für den Schleier, der es der Welt für ewig verberge? Von diesen Wangen sind ja die Rosen der Jugend verschwunden, in diesen Augen der Strahl der Freude erloschen. Aber Ihr seht das nicht im düstern Licht dieses Hauses, Euer eigener Blick ist umflort. Folgt drum meinem Rath, gebt Bella dem Kloster. In Campoloro wird die hochwürdige Frau Aebtissin, Eure Tante, sie mit Freuden aufnehmen. Ich habe darüber schon mit Euerm Bruder, dem Pater Paolo, gesprochen, und er wird nun, da Euer Gemahl verreiset ist, kommen, um mit Euch deßhalb das Nähere zu verhandeln.“

„Wie? ist denn die Sache so gewiß, daß du sie mit so fürchterlichem Ernst behandelst? Was ist denn so Arges geschehen, daß ich mein Kind aus meinen Armen reißen und nichts von ihm behalten soll, als seine glänzenden Locken und seine Erinnerung? Ist es denn nicht genug, daß mir mein erstes Söhnlein starb, daß mir meine Bettina durch ein fürchterliches Schicksal entrissen wurde, daß Carlino plötzlich das Vaterhaus floh, wie ein Verbrecher, und nicht wieder dahin zurückgekehrt ist, kein Wort aus der Ferne wieder an seine bekümmerte Mutter gerichtet hat, soll ich denn meine zweite Tochter auch von meinem Herzen reißen, und in die kalte, düstere Ringmauer des Klosters stoßen? Was hab' ich denn

verbrochen, daß man mich so grausam meiner Kinder beraubt?“

„Dankt dem Himmel, wenn er sie aus diesem Hause entfernt und in seinen Schutz nimmt! Hier blüht kein Segen für Eure Kinder. Kann denn in diesen Räumen, wo ich Eures Gatten unheimlichen Blicken zu begegnen wähne, selbst wenn er abwesend ist, kann denn in diesem Hause voll Qual ein frohes Gemüth gedeihen? Es wird ja Alles langsam hinabgezogen von unsichtbaren Händen in diesen kalten erstarrenden Abgrund. Thut Eure Tochter in's Kloster.“

„Du hast recht, Maso. Gott allein weiß es, was für ein schwerer drückender Nebel auf unserm Hause liegt. Meines Gatten munteres Wesen, wenn auch selten, aber doch zuweilen sich zeigend, hat sich seit einigen Jahren ganz verloren, und ein finsterer undurchdringlicher Trübsinn hat sich seiner bemächtigt. Setz' ich ihn über die Ursache desselben zur Rede, so schiebt er die Schuld auf meine Trauer um meine verlorenen Lieben, allein mir ist immer, als wäre diese Trauer erst durch seinen überhandnehmenden Trübsinn so wach und lebendig geworden. Mir ist stets, als müsse mir ein großes Unglück begegnen, und oft wird mein Herz von einer unaussprechlichen Angst gepreßt, die nur an meines Luigi Grabe einige Erleichterung findet.“

Der Greis nickte wehmüthig, und sagte dann: „Ich gehe jetzt, Euern Herrn Bruder, den hochwür-

digen Pater Paolo, zu benachrichtigen, daß er Euch allein findet, und er wird nicht verfehlen, sich sogleich einzustellen."

Am folgenden Tage lag Donna Gemma schwach und krank zu Bette. Bella kniete davor und weinte, das Gesicht in die hüllenden Decken gedrückt. Die Mutter hatte alle Zeugen entfernt und begann jetzt mit zitternder Stimme: „Bella, ich habe eine große Bitte zu dir, die du mir nicht abschlagen darfst."

„Ich werde jeden Wunsch meiner Mutter erfüllen."

„So reise mit mir zu Anfang künftiger Woche nach Campoloro zu meiner Tante, der Aebtissin; auch mein Bruder wird uns begleiten."

„Mutter, in's Kloster!" rief Bella erschrocken. „Was soll ich im Kloster? Was bedeutet diese Reise?"

„Sie soll zu deinem Frieden dienen, mein Kind. Ich wünsche, daß du bei der Aebtissin bleibest. Vielleicht — und ich hoffe es — findest du Geschmack am Klosterleben."

„Mutter," weinte das unglückliche Mädchen auf, „du weißt Alles. Der alte Maso hat mich dir dennoch verrathen, obgleich er mir schwur, zu schweigen."

„Verrathen? Nichts hat er verrathen! Was hätte

er auch zu verrathen? Was ist mit dir vorgegangen, das du deiner Mutter zu verbergen hättest? Was ist's? ich will es wissen!“

„Nichts, theure Mutter!“ flehte Bella geängstigt und ihre Schläfe flogen. „Was hat dir Maso gesagt?“

„Gerathen hat er mir, dich so bald als möglich als Nonne einkleiden zu lassen; und ich glaube, er hat mir wohl gerathen. Seinen Rath hat dein Oheim bestätigt, und mir an die Hand gegeben; du stehest daran, dich durch die Liebe unglücklich zu machen.“

Bella seufzte tief und lächelte wehmüthig dazu.

„Ich rathe dir, Kind, halte dies Gift von deiner Seele fern. Es verdirbt dir dein Leben. Liebe ist immer ein Unglück, selbst wenn unser kurzsichtiges Auge sie für ein Glück anzusehen geneigt ist. Laß dich durch mein Beispiel warnen! Ich war so schön, wie du. Die Jünglinge umflatterten mich, wie dich. Zwei vorzüglich warben um mich, der Eine mit süßen Worten, der Andere mit stummen Blicken. Jener war Luigi Bardi, dieser Dino Negri. Aber ich verstand nur die Werbung des erstern, ich liebte nur ihn. Damals gab es für mich auf Erden kein höheres, reicheres Glück als Luigi's Besitz, und gerade er ist die Quelle meines größten Unglücks geworden. Wurde ich nicht früh seine arme trostlose Wittwe? Verlor ich nicht meine Kinder? Und Dino Negri,

dein Vater, Kind, wurde damals schon durch meine Wahl jener finstere, menschenfeindliche Mann, der er noch jetzt ist. Verzweiflungsvoll verließ er San Bonifazio und floh in's Gebirge. Am Monte d'Oro hat er Jahre lang eine Hütte bewohnt, ein düsterer Jäger und Menschenhasser, ein unfrommer Einsiedler. Stets, wie er mir später oft geschworen, den Stachel der Liebe zu mir tief im Herzen, und an der schmerzlichen Wunde langsam verblutend, bis er einst durch einen Zufall von Luigi Bardi's Tod hörte. Da kehrte er zurück und lag zu meinen Füßen, zu den Füßen der jammernden Wittwe. Aber er ließ sich nicht abweisen; sein Unglück hatte ihm eine düstere unwiderstehliche Beredtsamkeit, eine fordernde Sicherheit verliehen. All' mein Zögern, mein Weigern, mein Flehen um Aufschub halfen mir nichts. Die Braut des Schmerzes wurde die des liebeglühenden Mannes, und erst in seinen Armen erwachte ich aus der Betäubung, in die mich sein Drängen versetzt hatte. Ich war sein Weib und wußte kaum wie ich es geworden war. Aber der Schmerz hatte ein früheres und stärkeres Anrecht auf mich, als mein Gatte, und er behauptete es. Dino hatte mir Pflichten aufgezwungen, die ich nicht erfüllen konnte; ich blieb als seine Gattin die trauernde Wittwe. Was ich nicht war, bemühete ich mich zu scheinen; ich verbarg meinen Schmerz im tiefsten Winkel des Herzens, und es ging auch Alles leidlich. Doch daß

es kein Glück war, zeigte sich mit der Zeit. Dein Vater wurde selten froh, und die stille verschlossene Weise seines Lebens endlich zur schwärzesten Schwermuth. Vergebens, daß er sich zu zerstreuen sucht und große Handelsreisen in ferne Welttheile macht, er kommt immer düsterer und verschlossener zurück, als er gegangen ist, und meiner von bangen Ahnungen gefolterten Seele ist es immer, als schwebe ein unsichtbares Schwert an einem Pferdehaare über unserem Haupte, und es müsse nächstens der Stoß kommen, der es, uns zu durchbohren, herabwürfe; es bedünkt mich mit Schaudern, als schlichen hohläugige Gespenster um mich, die über lang oder kurz uns als schreckliche Vampyre das Blut aussaugen müßten. Wir sind alle unglücklich geworden, und alle durch die Liebe. Die Liebe ist eine farbenschöne, duftende Blume, aber die Farben sind Blut, der Duft ist Gift. Berausche dich nur in ihm, und du bist verloren. O, mein Kind, höre auf die warnende Stimme deiner erfahrenen Mutter! Fliehe die Liebe, da es noch Zeit ist, verbirg dich vor ihr in den stillen Mauern des Klosters. O, hätte mir eine Mutter so ernstlich gerathen, wie glücklich wäre ich jetzt!"

Gemma schwieg und trocknete sich die Thränen aus dem Antlitz. Bella hatte, heftig ergriffen, mehrmals die Farbe gewechselt, und ergriff jetzt zitternd die Hand der Mutter: „Ich will dir folgen," sagte sie monoton. „Im Kloster will ich mein heißes

Herz begraben.“ — Gemma umarmte ihr Kind und man besprach sich über die Abreise. Bella schien sehr gefaßt, aber sie schien es auch nur. Sie war ruhig am Tage, aber wenn die Nacht gekommen war, rasete sie wie eine Wahnsinnige am Meerufer oder im Garten und rief verzweiflungsvoll Cino's Namen, der sie gerade in dieser Noth verlassen hatte. Dann weckte ihr Jammer das Echo der Felsen auf. Eine düstere Gestalt, unscheinbar und verhüllt, schlich ihr dann immer nach, aber sie bemerkte nichts davon in ihrer Verzweiflung. Oft wohl, wenn der blutige Gedanke durch ihre Seele schwirrte, sich von dem Felsen in's Meer hinabzustürzen, trat eine andere, eine gebückte Gestalt hinzu, nahm sie in die Arme und sprach ihr Trost ein. Dies war Maso, der treue Diener, der so freundlich, väterlich, so liebevoll zärtlich über ihr wachte. An des Greises Brust flossen ihre Thränen milder; sie durfte sich ungestört ausweinen.

So war denn der Tag vor der Abreise gekommen, und alles bereit. Bella hatte einen langen Brief an Cino geschrieben, aber ihre Thränen hatten die Schrift wieder verlöscht. Der Abend kam, und sie eilte noch einmal hinab an's Ufer. Aber kaum war sie aus dem Garten getreten, als Cino in ihre Arme stürzte.

„Eben wollte ich dich aufsuchen!“ rief er hastig und schier athemlos, und sah dabei ganz entstellt

und verstört aus. Wir müssen sogleich fliehen, fort, wohin es auch sei. Nicht der Morgen darf uns mehr auf der Insel finden."

„Fliehen? Wohin sollen wir?"

„Das weiß ich nicht; aber gleichviel, wir müssen fort. Geliebte, folge mir, ich beschwöre dich. Es droht dir und mir die fürchterlichste Gefahr, wenn wir den Morgen abwarten. Ja, wir sind dann beide verloren."

„Aber, was ist geschehen? Was fehlt dir? Du bist außer dir! Noch nie sah ich dich so? Was ist dir begegnet? Wann bist du von Genua zurück?"

„Vor einer Stunde, aber Mörder sind mir auf den Fersen. Du sollst alles Schreckliche erfahren, was ich erlebt habe, doch nicht hier, erst, wenn wir irgendwo in Sicherheit sind. Nur fort müssen wir, fort von Korsika!"

„Nun, so helfe mir Gott!" rief Bella aus tiefer Brust. „Ich weiß nur ein Mittel und einen Weg und der führt uns zu den Korsaren. Vielleicht, daß wir dort meinen Bruder Carlino finden. Erwarte mich um Mitternacht in der kleinen Felsenbucht; ich will mitnehmen, was ich mein nenne, und meiner unglücklichen Mutter noch einen Kuß auf die Wange drücken."

Sie trennten sich. Zwei Stunden später hielt Cino in Schifferkleidern mit einem Boote an dem bezeichneten Ort, und bald darauf klimmte Bella

vorsichtig an den Felsen herab. Ihre Schläfe flogen vor Angst, sie wußte kaum, was sie that. Mit fieberhaftem Muthe griff sie nach einer Ruderstange, und von den vereinten Kräften der Liebenden bewegt, glitt das Fahrzeug über die Wellen hin. Aber so wie es aus der Bucht hinaus war, ruderten von beiden Seiten zwei große bemannte Boote auf sie los. Im Nu war das ihrige geentert, und unter wildem Geschrei stürzten Bewaffnete herein und überfielen das flüchtige Liebespaar unter Hohngelächter. Bella glückte es im wilden Trubel sich loszureißen, und schon hatte sie einen Fuß auf den Bord des Bootes gesetzt, um sich in die Fluth hinabzuschnellen, als sie sich von kräftigen Männerarmen umschlungen fühlte. Zornig wandte sie das Gesicht nach dem, dessen Wille dem ihrigen in den Weg trat, und schauderte zurück; denn sie starrte in Lapo's boshaft lächelnde Züge.

„Nicht also," flüsterte er ihr zu, „du sollst ja mein Liebchen werden! Nicht in den kalten Tod, mein Kind! nein, an das warme Herz Lapo's, das dir noch immer in Leidenschaft schlägt."

Sie vermochte nicht zu antworten, sondern wandte sich voll Abscheu ab, er aber übergab sie den Häschern, befahl sie ihnen wohl, und schlich dann zu dem gefesselten Cino.

„Hältst du mir also Wort, Treuloser?" raunte er diesem zu. Cino war sprachlos vor Schrecken, als er seinen Collegen erkannte.

„Nicht so leichten Kaufs entkommt man mir," fuhr Lapo fort. „Wisse, daß ich es bin, der deine Flucht verrieth und die Häscher führte. Eine Viertelstunde nach deiner Ankunft war ich davon unterrichtet. Du kamst nicht zu mir; nun wohl, so mußte ich nach dir gehen. Bald wußte ich um dein Vorhaben. Du siehst, daß du nicht wohl gethan hast, mich zu hintergehen. Warum hast du nicht gehandelt, wie wir verabredeten?"

„O, heilige Jungfrau, ich konnte ja nicht!" seufzte Cino. „Ach, wenn du wüßtest, Lapo, was mir begegnet ist, du würdest mir keine Vorwürfe machen, und meine beabsichtigte Flucht mit Bella gut geheißen und nicht verhindert haben. Nun sind wir Alle dem Verderben anheimgefallen, und was ich dir erst um keinen Preis mitgetheilt hätte, das sollst du nun erfahren. Aber nicht hier, Lauscherohren umgeben uns, und vor allem muß dies trübselige Geheimniß Bella verborgen bleiben. Begleite mich in mein Gefängniß oder wohin sie sonst mich bringen. Dort sollst du's erfahren."

Der Morgen graute schon, als Lapo aus dem Gefängniß der Inquisition stürzte, wohin Cino in der Nacht gebracht worden war. Er war todtenbleich, Schaum stand vor seinem Munde, aber seine

Augen leuchteten von dämonischem Feuer. Hastig, als gält' es ein Glück zu erjagen, eilte er in den Hafen und miethete um hohen Preis ein Schiff, das ohne Verzug den Anker lichten mußte, um ihn nach Genua überzusetzen. Quälende Ungeduld fibrirte ihm durch Mark und Bein; er hätte den Wellen gebieten mögen, ihn schneller an das Uferland der Republik zu bringen. Als er die amphitheatralisch gebaute Stadt in der Ferne erblickte, zitterte er vor lechzender Freude. Aber nicht in den Hafen befahl er, das Schiff zu lenken, rechts schimmerte unter vielen andern ein schönes Landhaus von der Küste her und bespiegelte sich in den Gewässern eines kleinen Busens; dorthin mußte gesteuert werden. An diesem Hause hing sein Auge mit flammender Begierde. Die Fernen schien es durchdringen oder kürzen zu wollen, um an den Fenstern zu forschen, ob sich Gestalten innerhalb derselben bewegten, oder nicht. Je näher sie kamen, desto hörbarer klopfte sein Herz. Ein Boot wurde ausgesetzt, er selbst ergriff ein Ruder und arbeitete aus Kräften. Ein gewaltiger Satz brachte ihn auf den Boden, aber er raffte sich auf und sprang mit der Schnelligkeit eines Rosses der Villa zu. Er langte an, bog um die Ecke, und prallte von der verschlossenen Thüre ab. Zagenden Schritts eilte er nach dem nahgelegenen Gärtnerhäuschen. „Vicino! Vicino!“ schrie er mit fast sterbender Stimme in die offene Thüre. Ein

alter Mann trat heraus und grüßte ehrerbietigst. „Ist deine Herrin nicht zu Hause? Wo ist sie? Warum ist das Haus verschlossen?“

„Sie ist gestern mit Don Lucio zu Schiff gegangen,“ versetzte der Gärtner gleichgültig.

Lapo brach stöhnend zusammen. „Doch entwischt!“ rief er zähneknirschend, und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirne. „Soll mir denn keiner meiner Pläne gelingen?“

„Ja,“ brummte der Alte, „es gab wunderliche Geschichten. Nach Euch kam ein anderer frommer Vater, auch ein junges, schönes Blut. Der machte mehr Glück bei der Donna, als Ihr, ja, er durfte zu ihr in's Haus und hörte ihre Beichte. Sie schienen bald recht vertraut und die Donna war noch einmal so fromm geworden. Sie schienen auch wirklich etwas mit einander vorzuhaben, und wenn ich recht gesehen habe, war es eine Flucht. Mitten aber in den Vorbereitungen dazu überraschte sie ganz unerwartet Don Lucio. Er wollte den jungen Pater sogleich erschießen, die Donna fiel ihm in den Arm und wußte endlich, Gott weiß wie? seinen Zorn zu besänftigen. Doch wurde der fromme Vater sogleich eingesperrt, und zwar in einem feuchten wohlverwahrten Keller. Vielleicht fand sich im Hause eine Seele, die gottesfürchtiger war, als Don Lucio, und den Gräuel nicht länger ertragen konnte, einen geweihten Priester des Herrn so schimpflich behandelt

zu sehen, genug, gestern Morgen war der Pater entwischt. Man hatte es kaum bemerkt, als auch im Hause schon Anstalten zur Abreise gemacht wurden; die Donna mußte Hals über Kopf mit fort, sie mochte sich sträuben, wie sie wollte. Sie hat unzählige Thränen vergossen, und mich sehr gedauert. Ihr kommt demnach zu spät, frommer Vater."

„Ja, zu spät!" höhnte Lapo wild auflachend. „Don Lucio hat eine feine Nase. Glaube mir, Vicino, er wird nicht wieder kommen mit seiner Donna, und du kannst dies schöne Landhaus getrost als dein Eigenthum betrachten."

Damit verließ er den staunenden Gärtner, und murmelte für sich: „Warum sagte ich dem Dummkopf Cino auch nichts vom Duca di Fregosi? Aber," fuhr er, sich selbst beschwichtigend, fort, „wer hätte auch dies ahnen können? Und diese göttliche Rache mußte mir entgehen? Es ist abscheulich!"

Stumm ging er nach dem Boote zurück und ließ sich wieder auf das Schiff bringen. In tiefe Gedanken verloren, achtete er während der Ueberfahrt auf nichts außer sich, und nur dann und wann ballte er die Faust und murmelte Worte vor sich hin, die wie Flüche klangen.

Am andern Tage war er schon wieder in San Bonifazio. Dort hatte unterdessen Cino's und Bella's Gefangennehmung die Theilnahme der ganzen Bevölkerung erregt, aber Niemand wußte, wer die

Fliehenden dem Inquisitionstribunal verrathen. Sie wurden auf's Strengste bewacht, und Niemand durfte zu ihnen. Nachdem sich Lapo mit der Lage der Dinge vertraut gemacht hatte, machte er der Donna Gemma seinen Besuch, um sie geistlich zu trösten. Er fand die Dame aufgelöst in Schmerz. Aber es war nicht die Auflösung einer kleinen Seele, die da zernichtet wird und aufgeht in Jammer, die den Schlägen des Schicksals nichts entgegenzustellen hat, als eine trübe matte Verzweiflung, und ohne Halt und Grund in's Bodenlose versinken muß; es war die Auflösung des Irdischen und Menschlichen, des Schwachen und Hinfälligen an ihr, aber es war zugleich die Verklärung des Göttlichen in ihrer Brust. Sie hatte viel geweint und weinte noch viel, aber jede Thräne aus ihrem Herzen nahm auch ein Stück lastender Erde dort mit fort, und löste einen Theil dessen, was an ihr gemein war, auf. So wurde sie reiner, edler, größer in der Feuerglut des Schmerzes. Denn nur im Schmerz bewährt sich die edle Menschennatur rein und erhaben, und allein unter den Hammerschlägen des Schicksals wird das Herz gediegen.

Donna Gemma kannte nun das ganze entsetzliche Geschick ihres Kindes. Der Schlag hatte sie niedergeschmettert, aber sie hatte sich wieder aufgerungen, und sie jammerte nicht. Lapo stand dieser edeln Trauergestalt wie ein Schulknabe gegenüber, der sich

böser Streiche bewußt ist. So sehr auch sein Herz von Unkraut überwuchert war, so hatte es doch noch nicht jedes bessere Gefühl verloren. Sein Stolz lechzte nach Rache für empfangene Beleidigungen, aber als er sich Donna Gemma gegenüber sah, fiel ihm ein, daß diese Frau ihn nie mit einem Worte beleidigt habe, daß sie im Gegentheil ihn geliebt, wie eine Mutter, seine Jugend mit manchem schönen Bilde ausgeschmückt, ja ihn sogar nach seiner Einweihung mit Liebe behandelt habe, obgleich er sich überzeugt hielt, daß sie von seiner Liebe zu Bella und seinem vereitelten Entführungsplan nicht ohne Kenntniß sei. Auch hatte er nie an die hohe heilige Würde der weiblichen Natur geglaubt; er hatte sie nicht gekannt, nichts von ihr geahnt, und nun neigte sich ihm ein durch Schmerz heilig gewordenes Mutterhaupt entgegen, ernst, hehr, würdevoll, eine in Trauer gekleidete Engelgestalt. Er hörte sie sprechen und staunte, er sah Thränen in ihren Augen glänzen und zitterte, er fühlte, wie göttlich schön und erhaben sie war, und schrak zurück, nicht vor ihr, vor sich selbst. An diesem Weibe war er zum Verbrecher geworden. Er fühlte sich zerknirrscht. Er sah ein, daß er ihr all' diesen fürchterlichen Schmerz hätte ersparen können, wenn nicht der Dämon der Rache sein Herz erfüllt hätte. Nun konnte er sich nicht in sich selber finden. Ein Streit erwachte in seiner Brust, wie er noch keinen erlebt; er schämte sich vor

Gemma; ihre Güte, ihre Liebe waren ihm schier unerträglich, und das bittere Gefühl seiner Unwürdigkeit wurde allein durch den Vorsatz, der aus dem Chaos in seiner Brust aufstieg, Bella zu retten, in etwas gemildert. Gemma sprach wie eine Heilige davon, daß Bella den Feuertod leiden müsse, und daß ihr ewiges Heil dadurch wieder erlangt werden könne. Doch wankte ihre Stimme. Lapo war durch und durch erschüttert. Bella vom Tod der Schande und der Schmach zu retten, war sein einziger Gedanke. Als ein verwandelter Mann ging er von der schmerzensreichen Frau, um darüber nachzudenken, wie eine Rettung des unglücklichen Mädchens möglich sei. Diese war inzwischen nicht leicht; denn das strenge Tribunal hielt seine Opfer fest in massiven wohlverwahrten Gefängnissen und bewachte sie gut; jeder mißglückte Versuch hätte den inkonsequenten Priester selbst Freiheit und Leben kosten können. So nährte er wohl den Gedanken einige Zeit und beschäftigte sich mit abenteuerlichen Plänen, aber der Vorsatz stumpfte sich ab, als Dino Negri von seiner abermaligen Handelsreise ungewöhnlich bald wieder zurückkehrte, und machte dem alten lechzenden Rachedurst Platz. Zwar besuchte er die unglückliche Mutter noch und ging nie zu ihr, ohne jenen Widerstreit seiner Gefühle, den jedoch jede Erinnerung an Dino zum Nachtheil der gefangenen Bella entschied. Er konnte zu keinem Entschluß kommen. Endlich schreckte

ihn die Nachricht aus seiner Unthätigkeit auf, daß der Bischof von Ajaccio mit seinem Beirath nach San Bonifazio kommen werde, um in Verbindung mit dem Tribunal das Urtheil der beiden Schuldigen zu sprechen. Jetzt wurde ihm recht klar, wie heiß und stark er Bella geliebt. Sein jugendliches Herz warf trotzig jede Maske von sich, die Leidenschaft und Verhältnisse ihm aufgebürdet, und zeigte die rein menschliche Physiognomie der Liebe. Er dachte mit eisernem Ernst daran, einen seiner Pläne auszuführen, und er suchte Cante auf, den er bei seiner Schwester Resa fand, um mit diesem die Mittel und Wege der Rettung zu versuchen. In der That blieb Lapo nur ein einziges wirksames Mittel übrig, und davor schauderte er zurück; sein Stand war ihm lieb geworden. Auch sagte er Cante von diesem einzig sichern Ausweg nichts. Zu seinem Erstaunen und Entrüstung gab ihm Cante aber kühle und ausweichende Antworten. Ja der junge Mann war so herzlos, zu sagen, seiner gottvergessenen Schwester geschehe nur ihr volles Recht, wenn sie in den Flammen des Scheiterhaufens ihr sündhaftes Leben endige; er werde zu ihrer Befreiung aus dem Kerker keine Hand aufheben; seine bürgerliche Existenz, die durch solch' einen Schritt sogleich vernichtet sei, sei ihm lieber. Auch hege sein Vater dieselben Gesinnungen!

Daß das Letztere wirklich der Fall war, bewies

Dino's Handlungsweise. Er zeigte sich mehr im Publikum als früher, besuchte den Hafen öfter und wies jedes gegen ihn ausgesprochene Bedauern mit der Aeußerung zurück: Ein dürr oder faul gewordener Ast gehöre seinem Baume nicht mehr an, sondern dem Feuerofen, für welchen er abgenommen werden müsse.

So war denn das Gericht endlich zusammengetreten, und der Tag des Urtheilspruches nahte heran. Immer noch hatte ein Strahl von Hoffnung Lapo's Seele erhellt, Bella werde nicht mit der schärfsten Strafe belegt werden, aber er brach fast zusammen, als das entsetzliche Wort: Tod durch Feuer der Verführerin eines Priesters über sie ausgesprochen wurde. Und wie edel hatte sie an ihm, ihrem Verfolger, gehandelt! Von seiner Leidenschaft zu ihr, von seinem Versuch, sie zu entführen, war kein Wort über ihre Lippen gekommen. Cino's Urtheilsspruch war von der päpstlichen Curie in Rom abhängig, und man erfuhr, daß er als ein verirrter aber wiedergefundener Sohn der Kirche begnadigt werden werde.

Jetzt war Lapo plötzlich zum Aeußersten fähig. Die grauenvolle Wirklichkeit, der er nun in's blutrothe Feuerauge starrte, schnellte ihn gewaltig empor, die ihn schwankend und unthätig gelassen hatte, so lange sie nur noch Möglichkeit gewesen war. Er vergab dem geliebten Mädchen, daß sie ihn zurückgestoßen und Cino ihm vorgezogen hatte, aller Zorn

war verschwunden; denn der Urtheilsspruch hatte sie zum Feuertod verdammt, und dadurch allein schon hatte sie alle an ihm begangene Schuld gebüßt. An ihr war seine Rache gekühlt; sterben durfte sie nicht. „Nach Sicilien!“ rief er aus. „Dort hausen die kühnen Männer, die mich zu ihrem Hauptmann erwählt hatten. Wohlan, ich will es sein um den Preis der geretteten Bella! An der Spitze der Tapfern, den Degen in der Faust, will ich die Holde befreien, und dann wird sie einsehen — wenn sie erfährt, daß ich ihr Alles geopfert habe — wie ich allein sie mit wahren und unvergänglichen Trieben liebe, und sie wird an mein Herz fallen, die Braut des Korsarenhäuptlings, und den unwürdigen Schwächling, Cino, vergessen.“ — Und ehe eine Stunde verflossen war, schwamm er schon auf einem leichten Schiffe über die Wellen nach Süden zu. —

Der Zufall, oder vielmehr das Schicksal — denn was ist Zufall anders, als das unerwartete Eingreifen und Verfügen des Schicksals? — ersparte ihm langes Suchen. Als er am Abend des zweiten Tages auf dem Verdeck stand und dem Spiel der vom Spätroth vergoldeten Wellen zusah, fuhr ein Schiff mit vollen Segeln in geringer Entfernung an ihm vorüber. Eine Viertelstunde später folgte ein zweites, das dieselbe Richtung nahm und, wie es schien, das erstere im Auge behielt, oder ihm zur Bedeckung diente. Während sich Lapo seinen Betrachtungen

darüber hingab, kam das zweite Schiff schnurstraks auf die kleine Brigantine zu, die bestimmt war, ihn nach Sicilien zu tragen. Die Aufmerksamkeit des Schiffspatrons und der Matrosen verwandelte sich in Bestürzung, als sie in dem sie verfolgenden Schnellsegler ein Korsarenschiff erkannten. Man versuchte zu fliehen, aber schon blitzte das Pulver, und die erste Lage machte dem korsischen Schifflein jede Flucht unmöglich.

Widerstand wäre vergeblich gewesen, und so war die Brigantine in kurzer Zeit in den Händen der Seeräuber. Ein bewaffneter Haufe derselben kam an Bord, um zu plündern. Lapo trat ihnen muthig entgegen und faßte sie scharf in's Auge. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht: er kannte mehre dieser gebräunten Gesichter. Aber auch er wurde in demselben Augenblicke von ihnen erkannt und mit Geschrei umzingelt. „Lapo! der treulose, wortbrüchige Lapo! Glücklicher Fang! Wir haben ihn, der uns an Brunardito verrathen!“ So erschallte es hohnlachend von mehr als ein Paar Lippen um ihn, und drohende Fäuste erhoben sich gegen den bestürzten Priester.

„Was droht ihr mir und behandelt mich feindlich?“ rief er, „ich bin ja gekommen, euch aufzusuchen, euch anzugehören, euer Hauptmann zu sein, wenn ihr mich noch dazu wollt. Und was sprecht ihr von Verrath, und von Brunardito? Ich habe

euch nicht verrathen und kenne Brunardito nicht. Wie könnt' ich sonst wagen, unter euch zu treten? Und ich schwör' euch zu, ich habe diese Reise nur gemacht, euch in Sicilien aufzusuchen und eure Hülfe anzurufen zur Rettung eines armen zum Tod verurtheilten Mädchens, das nichts weiter begangen hat, als zu heiß geliebt."

Marco trat an den jungen Priester heran und warf sich zum Sprecher für die Andern auf: „Erzählt mir, wie es gekommen ist, daß Ihr uns damals nicht Wort gehalten. Ich ahne den Zusammenhang und wenn es so ist, wie ich vermuthe, so soll Euch kein Leid geschehen, und wir wollen Eure Wünsche in Erwägung ziehen." Er führte ihn bei Seite und flüsterte ihm zu: „Ihr kommt mir und Sandro gerade sehr gelegen. Brunardito hat dem Sandro ein wunderschönes Weib übergeben, in welcher dieser seine Geliebte wieder erkannt hat. Nun ist Sandro von Brunardito abgefallen und wir haben uns den von Sandro, auf Brunardito's Befehl, gefangen gehaltenen Carlino zum Hauptmann erwählt. Manche haben aber darüber noch Gewissensscrupel, und wir sind ihrer nicht ganz gewiß. Euer priesterliches Wort wird sie uns ganz gewinnen. Und wenn Ihr Sandro's Bund mit seiner Geliebten einsegnet, so könnt Ihr nachher von uns verlangen, was Ihr wollt."

Lapo zeigte sich sehr bereitwillig und Marco

wandte sich an seine Genossen: „Dieser Priester ist unschuldig an Verrath; er will ferner ganz der Unserige sein, und uns das süße Heil der Kirche, nach dem wir lange vergeblich schmachteten, zukommen lassen. Er wird uns absolviren und auf unsern Schiffen Messe lesen.“

Die Korsaren brachen in Jubel aus; Sandro, ein schöner, großer Mann, nicht jung mehr, aber voll strotzender Kraft, trat auf Lapo zu, und sprach: „Unser Hauptmann könnt Ihr nicht werden; denn das ist Carlino Bardi, aber Ihr sollt unser Priester sein, und werdet Ursache haben, mit Euerem Loose zufrieden zu sein.“

„Aber wo ist Carlino, daß ich ihn begrüße?“ fragte Lapo.

„Er segelt auf dem ersten Schiffe voraus mit wenigen seiner Getreuen; denn er hat ein Geschäft allein abzumachen. Wir folgen ihm zur Deckung und zum Schutz. Ihr werdet ihn vielleicht morgen schon sprechen. Einstweilen führe ich in seinem Namen das Kommando auf diesem Schiffe. Empfehlt Euch der Dame meines Herzens, die ich mit mir auf das Schiff genommen habe, um sie vor der Verfolgung Brunardito's, von dem wir abgefallen sind, zu sichern.“

Mit diesen Worten führte er den Priester in die Kajüte hinab, wo eine hohe, schlanke Dame ihnen entgegentrat. Der Strahl der Lampe war kaum in

ihre Züge gefallen, als Lapo bestürzt ausrief: „Donna d'Alcante, Ihr seid es?“

„Ich bin es,“ versetzte sie, „und ich vermuthe, nicht ganz ohne Eure Mitwirkung hierher verschlagen.“

„O, Madonna!“ rief Lapo hocherfreut. „Einen glücklichern Fund hätte ich nicht machen können, als Euch! So hat Euch Don Lucio d'Alcante, Euer Gemahl, selbst in die Hände dieser freien Männer gegeben?“

„So ist's!“ versetzte sie, die Augen senkend. „Er war ja, wie ich bei dieser Gelegenheit erst erfahren habe, ihr Hauptmann, der gefürchtete Brunardito.“

„Jetzt wird mir alles klar!“ jubelte Lapo auf, und seine Augen leuchteten vom unheimlichen Lichte schadenfrohen Entzückens, und sprüheten Funken auf die Dame, wie das Auge eines Tigers. „Ha, ich beschwör' Euch, Madonna!“ rief er, „geht morgen mit mir nach Korsika; Ihr sollt durch mich in San Bonifazio Dinge von der äußersten Wichtigkeit erfahren, die Euch allein angehen. Geht mit mir nach San Bonifazio; Ihr braucht nicht länger als eine Stunde, und diese wird die wichtigste Eures Lebens sein. Der Vortheil, den Ihr durch diesen Gang erlangt, wird unermeßlich sein. Ihr werdet dadurch alle größten und theuersten Güter des Lebens gewinnen, ja, nach dieser Stunde werde ich mit Genehmigung der Mutter Kirche Eure Hand mit der Eures Geliebten vereinigen und Euern Bund

einsegnen können, ohne eine Sünde zu begehen und ohne Euch eines Verbrechens schuldig zu machen."

„Was habt Ihr vor mit mir?" fragte die schöne Frau. „Ihr seid schon einmal in Leidenschaft für mich entbrannt; ich traue Euch nicht."

„Und wer bürgt uns, daß Ihr uns nicht verrathet?" fragte Sandro.

„Für das Erste seid Ihr durch Euern Geliebten gesichert, für das Zweite durch Eure Pistolen. Begleitet Ihr uns, Don Sandro, und schießt mich auf der Stelle nieder, wenn Ihr etwas von Verrath spürt. Ich will mich Euch mit jedem Eide verbinden, und endlich, wenn ich Euch verriethe, müßte ja die Unglückliche sterben, zu deren Rettung ich Euch aufgerufen, um deretwillen ich alle meine früheren Verhältnisse aufgegeben habe. Auch habe ich keinen Vortheil von dem Gange morgen; Ihr, Ihr allein, und Euer Vortheil ist unberechenbar."

„Es sei!" sagte Sandro. „Ich will Euch nur gestehen, daß ich ohnedies mit unserem Hauptmann verabredet hatte, morgen in San Bonifazio zu sein, um ihn zu unterstützen, wenn ihm Gefahr drohen sollte. Wir haben uns deshalb getrennt, und ich laufe später im Hafen ein, als er, damit man uns nicht für Freunde oder Verbündete hält."

„Carlino ist nach San Bonifazio!" rief Lapo ahnungsvoll aus.

„So ist's!"

„Und was hat er dort zu verrichten?“ fragte der Priester mit angstgepreßter Stimme.

„Ein wichtiges Geschäft, das ich Euch nicht nennen darf.“

„Ich ahne es! Nein, ich weiß es!“ kreischte Lapo und seine Augen rollten fürchterlich. Um aller Heiligen willen, eilt, sputet Euch, ihn von dieser That abzuhalten, ihm noch zuvorzukommen. O, heilige Jungfrau, das ganze schöne Bild, das plötzlich wieder vor meiner Seele aufgetaucht ist, wäre ja muthwillig zerstört, und durch mich selbst! Weh' mir! ich hätte mich selbst um die schönste Rache an dem Verhaßten betrogen, die mir der Himmel so gnädig beschert! Eilt, eilt, eilt! Wir müssen vor Carlino in San Bonifazio sein.“

„Unmöglich,“ versetzte Sandro kalt. „Ich darf mich den Befehlen meines Hauptmanns nicht widersetzen. Wie er befohlen, so muß es geschehen.“

Da fiel Lapo zähneknirschend zu Boden und wüthete mit wilden Verwünschungen gegen das Schicksal, gegen sich, Sandro, Carlino und Alle. Seine racheglühende Seele zitterte in der Qual des einen Gedankens, wie wenn sie bereits dem Fegfeuer übergeben wäre. Sandro nahm die Dame bei der Hand und überließ den Priester diesen Martern.

In San Bonifazio wurden die Vorbereitungen zur Hinrichtung der unglücklichen Bella mit unseligem Pomp getroffen. Die Geistlichkeit ließ es sich sehr angelegen sein, ihr Opfer geschmückt zur Schlachtbank zu führen. Sogar das besonders bezeichnete und gefällte Holz zum Scheiterhaufen wurde mit großen Zeremonien besonders eingeweiht. Empörend geschäftig zeigte sich bei diesen entsetzlichen Vorbereitungen Dino Negri. Dieser Mann, sonst ein in seine Mauern eingeschlossener, unzugänglicher Menschenfeind, war jetzt überall zu erblicken, auf Märkten und Straßen, im Hafen und in Schenken, und wenn auch mancher Mund ihn lobte, daß er zur Ehre der Kirche zum Feuertod seines eigenen holden Kindes so fröhliche Miene mache und überall den Priestern und Richtern hülfreiche Hand leiste, so wandte sich doch im Stillen manches Herz schaudernd von dem unnatürlichen Vater. Man wußte sogar, daß ihm im Geheimen Anerbietungen zu Bella's Rettung waren gemacht worden, ja, daß diese durch den Pater Paolo ohne sonderliches Aufsehen hätte bewirkt werden können, daß er aber alle derartigen Anträge starrsinnig verworfen, und nicht nur das Holz zum Scheiterhaufen selbst herbei hatte schaffen lassen, sondern auch für Bella ein ungemein prächtiges Sterbekleid bestellt habe. — Ebenso herzlos wie sein Vater zeigte sich Cante. Gemma, die un=

glückselige Mutter, wandelte wie ein Steinbild in den Räumen ihres Hauses. Man hörte sie nicht seufzen und nicht klagen.

In einer Nacht hatte Cante bis zum Morgen im Gemach seines Vaters zugebracht, und verließ es mit Briefen und geheimen Instruktionen versehen, um sich sogleich im Hafen einzuschiffen. Niemand konnte ahnen, was für eine geheime Mission ihn, der noch nie zur See gegangen war, so schnell zu Schiffe trieb. Dino Negri begleitete seinen Sohn in den Hafen. Auch der alte Maso war mit mehren andern Dienern, die Cante's Effekten trugen, in der Begleitung.

Eben hatte sich Cante von seinem Vater beurlaubt, um das Boot zu besteigen, das ihn nach dem Schiffe bringen sollte, als ein anderes Boot landete, und Carlino Bardi, prächtig gekleidet, an's Ufer sprang. Maso stieß einen Schrei freudiger Ueberraschung aus. Dino Negri erbleichte beim Anblick seines Stiefsohnes. Beide standen sich gegenüber, Auge bohrte sich in Auge. Da rief Carlino mit fürchterlicher Betonung: „Ha, dich sendet mir der Himmel sogleich an der Schwelle des Landes entgegen.“ — Und eh' er noch ausgeredet hatte, war er schon mit einem Tigersprung über den in starrem Schrecken befangenen Mann hergestürzt und hatte ihm im Nu den rasch hervorgezogenen Dolch in die Brust gestoßen. Die umstehenden Diener wollten

ihm in die Arme fallen und ihn zurückreißen, aber Maso hielt sie davon ab. — Die Züge des Greises strahlten verklärt, seine Augen leuchteten hohe Wonne und seine Bewegung war keines Wortes fähig, als er den rothen Strahl aus des zusammengebrochenen Dino's Brust hervorspringen sah.

„Mein Vater!“ rief Carlino feierlich gen Himmel, „du bist gerächt an deinem Mörder!“

Mit diesen Worten warf er den blutigen Dolch auf den zu Boden gestreckten Dino, sprang in sein Boot zurück, das sogleich wieder abstieß.

„Blutrache!“ riefen die umstehenden Schiffer und das fürchterliche Wort lief von Mund zu Mund. „Carlino Bardi hat die Pflicht eines Korsen erfüllt; er hat den Mörder seines Vaters erschlagen. Niemand verfolge den wackern Jüngling!“

Cante war unterdessen, von dem Geschrei bewogen, zurückgekehrt und fand seinen Vater blutend.

„Verflucht sei die Hand, die dies vollbrachte!“ rief er verzweifelt aus, und riß Dino's Kleider weg, die Wunde zu untersuchen. „Heilige Jungfrau, ich hoffe, Ihr seid nicht tödtlich getroffen!“ erhob er nun seine vom Ton der Verzweiflung zu dem der Hoffnung übergehende Stimme.

„Tröstet Euch nicht,“ sagte Maso mit kalter Schadenfreude. „Ich kenne diesen Dolch, er ist im stärksten Gift gehärtet. Und wenn nur Euer Finger damit geritzt worden wäre, Ihr müßtet dennoch

sterben. Euer Licht wird nur langsamer auslöschen, und Ihr habt daher Zeit, alle Eure Sünden zu bereuen."

„O, mein Vater!" schrie Cante wieder auf.

„Verbringe die Zeit nicht mit unnützen Klagen," redete Dino gefaßt. „Eile, besorge meine Aufträge! Mein Haupt ist unwiederbringlich dem Tode geweiht. Laß' mich sterben. Verliere keine Minute. Es ist mein letzter Befehl." Cante riß sich weinend los und bestieg das Boot wieder. Aber seine Züge verriethen, was in ihm vorging.

„Maso," wandte sich Dino an den alten Diener, „schicke den schnellsten dieser Bursche in mein Haus und bescheide mein Weib, so eilig als möglich, hierher. Ich muß mit ihr reden, ehe sich mein Mund auf immer schließt. Sie soll sich hasten, um noch Dinge von mir zu hören, die ich nicht mit in die Gruft nehmen kann."

Die Diener flogen, und Dino wurde von einigen Schiffern in einen an's Land gezogenen Fischerkahn getragen und darin weich gebettet. Man bemerkte, wie er sich Mühe gab, seine Kräfte nicht zu vergeuden, und Maso leistete ihm mit einer abscheulichen Lust Beistand.

Eher, als man annehmen durfte, trat die ernste Gemma zu dem verwundeten Manne. Es schien, als ob die empfangene Nachricht keine Ueberraschung in ihr hervorgerufen habe. Ihr großes, schmerzge-

sättigtes Auge ruhete vielmehr mit einer Art wollüstiger Befriedigung auf seinem Blute.

„Gemma,“ sagte er, „dein Sohn Carlino hat mich niedergestoßen, um Blutrache an mir zu nehmen, indem er verblendet oder getäuscht, mich für den Mörder seines Vaters hält.“

„Auch mir hat zuweilen geahnet, daß du es seist,“ versetzte sie. „Doch ich habe nie meinen Verdacht gegen dich bei ihm laut werden lassen.“

„Beim allmächtigen Gott und bei allen Heiligen, vor denen ich schwer gesündigt und die mich verdammen werden, bei den Schmerzen des Todes, die mich zu durchzucken beginnen: ich bin nicht Luigi Bardi's Mörder!“

„Nicht!“ kreischte der alte Maso mit verzerrtem Gesicht auf. „Geht mit keiner Lüge, mit keinem falschen Schwur aus der Welt, Mann des Todes! Seid Ihr nicht der furchtbare Korsarenhauptmann Brunardito, der meinen geliebten Herrn, Don Luigi, niederschoß, um das Weib desselben heimzuführen?“

„Wohl, bin ich Brunardito, der Korsar, aber doch nicht Luigi's Mörder. Auch gab ich nicht Auftrag, ihn zu tödten, oder sprach jemals den Wunsch aus, ihn nicht mehr unter den Lebenden zu wissen. Luigi war mein Freund, und ich habe Freundespflicht nie gegen ihn vergessen. Möge mir Gott meine Sünden vergeben, diese beging ich nicht!“

Da fing der alte Maso an zu jammern: „Heilige Mutter Gottes, dann hätte ich ja schwer gefrevelt! Ich war's, der Carlino zur Blutrache aufrief, die jedem Korsen heilig ist, ich, der ihm den Dolch seines Vaters in die Hand drückte, und ihn fortschickte, Euch auf dem Meere aufzusuchen. Aber dann bin ich selbst schrecklich belogen! Euer Bruder war's, Donna Gemma, der mir das unselige Geschäft übertrug, was er als Priester nicht selbst ausführen konnte und durfte. Ruft mir den Pater Paolo! Schafft mir den frommen Vater zur Stelle, damit er mir Rechenschaft ablege über den Betrug, den er mir gespielt."

Der Pater, den das die Stadt durchlaufende Gerücht von der Ermordung Dino's herbeigerufen hatte, trat aus dem Menschenhaufen heraus. Auf Maso's wiederholte Anklage antwortete er: „Ist Dino nicht Luigi's Mörder, so sind wir alle schändlich hintergangen und betrogen und zwar von Lapo Poggi, der mir am Morgen seiner Einweihung in der Beichte bekannte, daß er, der bei Luigi's Mord zugegen war, auf der Stelle Dino Negri in dem Mörder erkannt, ihn aber aus Furcht verschwiegen habe, indem er nichts Gewisseres geglaubt, als Dino werde auch ihn aus dem Wege schaffen, wenn er nur das Geringste über seine Wahrnehmung verlauten lasse. Dieses Geheimniß habe er nun mit sich herumgetragen, könne es aber nicht mit in das reine

Priesterthum hinübernehmen, und lege es deshalb bei mir nieder."

„Ha, der rachsüchtige Betrüger!" sagte Dino. „Ich hatte ihn in der Nacht vorher gezüchtigt, weil er Bella entführen wollte. Deshalb wählte er Euch, Pater Paolo, zum Beichtvater, was damals Niemand begreifen konnte. Er hat seinen Racheplan schlau angelegt. — Doch ich sterbe nicht unschuldig. Tretet ihr Andern alle zurück! Ich habe mit Donna Gemma allein zu reden." Sein Wunsch wurde erfüllt. Mit zärtlichem Blick haschte er nach der Hand der Gattin und fuhr dann fort: „Ja, nicht unschuldig sterb' ich durch deines Sohnes Hand, sie hat ein gerechtes Verhängniß geführt, und Gott bediente sich dazu des rachedürstigen Lapo. Höre in kurzen Zügen, so lange mir noch zu sprechen vergönnt ist, was ich dir von meiner Geschichte verschwieg! Nicht mit Worten vermag ich dir die Heftigkeit und die glühende Leidenschaft meiner Liebe zu dir klar zu machen, möge dieß mein dampfendes Blut für mich reden. Es hat wild genug in meinem Herzen getobt und jeder Pulsschlag desselben war ein Verlangenssturm nach dir, deren Bild darin in immer brennenden Farben lebte. O, Gemma, meine rasende Liebe hat mich zum Verbrecher gemacht. In deinen Armen die lodernde Flamme nicht sättigen zu können, trieb mich zum Ungeheuern. Als du dem geliebten, dem vorgezogenen Luigi dein Herz, dann

deine Hand schenktest, floh ich, von den Furien der Eifersucht, des Hasses, der Verzweiflung, des Wahnsinns gepeitscht, in die wilden Schluchten des Monte d'Oro. Ich wollte dich in der Einsamkeit vergessen, und gerade die Einsamkeit zauberte mir dein Bild nur noch farbenreizender stets neu vor die Seele. Ich ward zum Menschenfeind. Jeder Morgen bereitete mir neue Qualen, jeder Tag überschüttete mich mit neuem Gram, jede Nacht spannte mich auf neue Folter. Ich sah ein, daß ich mich in das Gewühl des Lebens stürzen müsse, in das wildeste, tollste, um dich zu vergessen. Die Einsamkeit wurde mir plötzlich verhaßt, meine Unthätigkeit ekelte mich an, die Jagd, meine einzige Arbeit, war mir verleidet. Mich verlangte es mächtig nach einer andern Jagd, mich dürstete nach wichtigern, blutigen Thaten; ich konnte im rauchenden Blute des Wildes meinem Menschenhaß kein Genüge thun. Da flammte mir, wie eine aufflockernde Fackel, der Gedanke durch die Seele, Korsar zu werden. Der Gedanke wurde rasch zum Entschluß, der Entschluß zur That. Als Korsar konnte ich meinen Menschenhaß in blutigen Thaten austoben lassen, als Korsar durfte ich hoffen, von einem Säbel oder einer Kugel mitten im heißesten Kampfe niedergestreckt zu werden. Wonneschauer durchrieselten mich bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Looses. Es drängte mich fieberheiß, mein Leben auf die Spitze einer Nadel

zu stellen; nur dadurch hoffte ich es wieder zu gewinnen. Drei Tage später war ich auf dem Meere; ich suchte Korsaren und ich fand welche. Es waren einige muthige Bursche, die gleich mir nichts zu verlieren, sondern alles zu gewinnen hatten, und gewohnt waren, das Leben für einen Scherz anzusehen, an dem man sich einen Augenblick ergötzt und ihn dann vergißt. Sie wagten Alles, und deßhalb waren sie meine Leute. Da unser zu wenig waren, um große Thaten auszuführen, so beschlossen wir, uns zu verstärken und so viel muthige Jungen an uns zu ziehen, als wir habhaft werden könnten. Als der von edelster Geburt unter ihnen, wurde ich einstimmig zum Hauptmann erwählt. Die gewaltige Thätigkeit, stets den Tod im Auge, gab mir neues Leben; mein Geist erstarkte in der kühnen Bewegung. Um ein ganz sicheres Spiel zu haben und aus Rücksichten gegen meine Familie, wurde ausgemacht, daß ich nur von dem Stamme der Korsarenbande von Angesicht zu Angesicht gekannt sein sollte. Für alle Jüngern trug ich stets einen Schleier vor dem Gesicht. Auf diese Weise war es mir möglich, meine Leute selbst an Orten, wo sie mich nicht vermutheten, im Auge zu haben und hinter Vieles zu kommen, was mir außerdem verborgen geblieben wäre. Das große Ansehen, dessen ich im ganzen Mittelmeere genoß, die Furcht, die mein bloßer Name einjagte, verdankte ich allein dem Schleier.

Auch konnte ich mich nun zu jeder Zeit wieder in Korsika sehen lassen, ohne Furcht vor Verrath; denn Niemand ahnete in mir den berühmten Korsarenhauptmann, und meine eigenen Leute kannten mich nicht. Auch gab mir der Schleier in ihren Augen etwas Geheimnißvolles, und dadurch ein größeres Ansehen. Man hielt mich für eine weit vornehmere und wichtigere Person, als ich wirklich war; weil der Mensch stets geneigt ist, von dem Verhüllten und Geheimnißvollen größere Ehrfurcht und Furcht zu haben, als vor dem offen Dargelegten und Bekannten. Wir führten Thaten aus, die an Wunder grenzten; meine rasende Kühnheit und mein Schleier verschafften mir bald den Namen Brunardito, der nun jahrelang wie ein Bannstrahl über das Meer zuckte. Es war meine Lust, zu morden und zu rauben. Ich hatte mir Schätze erworben, aber ich schleuderte sie wieder von mir für Genüsse, bis ich daran überdrüssig war. Im Innersten meiner Seele tönte immer dumpf die Stimme der Ueberzeugung wider, daß mir alle Genüsse doch nie deinen Besitz ersetzen würden; ich suchte diese Stimme in neuem tollen Treiben zu ersticken; doch als auf Uebersättigung Ueberdruß folgte, war es allein die alte glühende Liebe zu dir, die mich aufrecht erhielt. Um jene Zeit fiel mir einst das Schiff deines Gemahls in die Hand. Ein einziger Wink von mir und

Luigi wäre in den Wellen begraben gewesen; aber sein Leben war mir heilig, wie seine Güter. Unberaubt, ungekränkt entließ ich ihn. Diese seltene Großmuth war allen meinen Leuten unerklärlich. Aber als ich ihn gesehen, den glücklichen Luigi, da war es aus mit aller Kunst, ich vermochte nicht mehr, über meine neu und riesenstark erwachte Leidenschaft zu gebieten; sie wurde meine Herrin. Ich wurde liebekrank und welkte, zum Kummer meiner Leute, dahin. Nun befand sich unter dem Stamme meiner Bande ein blutjunger Mensch von tüchtigen Eigenschaften, der sich bald meine ganze Liebe zu erwerben gewußt hatte. Er war der Muthigste, der Besonnenste, der Schlaueste von Allen, und wo es einen geschickten Handstreich auszuführen gab, da durfte ich nur Sandro an die Spitze stellen, um des besten Erfolges gewiß zu sein. Diesem Jüngling eröffnete ich mein Herz; er erfuhr meine ganze Geschichte. — Die unbezwingliche Liebessehnsucht trieb mich endlich nach San Bonifazio. In der Verkleidung eines Bettlers betrat ich die Stadt. Nur sehen wollt ich dich, nur noch einmal sehen; dahin drängten alle meine Sinne. Ich umschlich Abends und Morgens den Berg und belauerte die Fenster des Hauses, das der glückliche Luigi mit dir bewohnte. Da sah ich eines Abends ein kleines, holdes Mädchen am Fuße des Berges mit Blumen spielen; ich erkannte deine Züge mit Wonneschauern im lä=

chelnden Antlitz desselben; ich fragte, wie heißt deine Mutter? — —“

„Platz für die Herrschaften!“ ertönten mehre Stimmen von vorn, den Verwundeten unterbrechend.

„Wo? Wo ist Don Dino Negri? zu ihm eben wollen wir!“ rief eine männliche Stimme laut und Dino wie Gemma wandten sich dorthin; sie hatten daran Lapo Poggi erkannt. Und wirklich trat er in demselben Augenblick mit Sandro und der Donna d'Alcante an den Kahn heran, in welchem der Sterbende gebettet war. Mit einem dumpfen Gestöhn verhüllte dieser beim Anblick der Dame sein Gesicht.

„Zu spät! Weh' mir!“ kreischte Lapo auf, als er Dino's Blut erblickte. „Ich habe mich selbst um die herrlichste Rache betrogen. O, wenn ihn der Stahl noch nicht getroffen hätte, den ich ihm geschliffen, ich unseliger Kurzsichtiger! Carlino glaubte, der Feind dieses Mannes zu sein, als er ihn mit dem Dolch durchbohrte, und war doch sein größter Freund, sein Wohlthäter in diesem Augenblick. — Doch, er lebt ja noch! Ja, ja, er athmet!“ Und mit teuflischer Freude dem Sterbenden die Hülle vom Antlitz reißend, rief er: „Schlagt die Augen auf, Don Dino, und seht, wer gekommen ist, Euch das letzte Stündlein zu versüßen.“

„Mein Gemahl!“ schrie Donna d'Alcante auf, als sie Dino's Gesicht erblickte. „Don Lucio', Ihr

seid schwer verwundet? Weh' mir! Ich habe an Euch gefrevelt."

„Euer Gemahl?" fragte Gemma. „Er ist der meinige."

„Das ist eben der komische Casus," lachte Lapo, daß die Damen beide recht haben. Und das nicht allein! Ich muß auch Wort halten, Madonna. Diese Donna Gemma ist nicht nur die frühere Gemahlin dieses Mannes, sie ist auch Eure Mutter. Ja, Donna Gemma, Ihr seht in dieser schönen Frau, die jetzt immer blässer wird, Eure Tochter Bettina, die Euch Don Dino stahl, um sie später auch zu seiner Frau zu machen."

Da stieß Gemma einen Wehlaut aus, wie man ihn noch nicht von ihr gehört. Es war der mißtönige, entsetzliche Schrei, mit dem alle Saiten ihres Herzens zersprangen. Sie tappte, wie eine Blinde umher, sich eine Stütze zu suchen.

„Don Lucio, ist das wahr?" jammerte Donna Bettina, an dem Kahn auf die Kniee stürzend und die Hände ringend in unaussprechlicher Verzweiflung, „um Gottes ewige Barmherzigkeit willen, ist das wahr? Ist diese Frau meine Mutter und seid Ihr der Gemahl derselben?"

„Es ist so," versetzte der Sterbende eintönig, „und dort neben dir steht — ich ahne wohl, was Sandro dir ist — steht der Mörder deines Vaters. Dieser

Sandro erschlug Luigi Bardi, nicht auf meinen Wunsch, nicht auf mein Geheiß.“

„Sandro der Mörder meines Vaters!“ ließ sich Bettina noch mit ersterbender Stimme vernehmen, und sank dann ohnmächtig neben dem Kahne nieder. Niemand stand ihr bei; denn Aller Aufmerksamkeit war in diesem Augenblick auf Sandro gerichtet, der durch diese unerwartete Anklage alle Fassung verlierend und von Schrecken überwältigt, plötzlich die Flucht ergriff.

„Halt, Luigi Bardi's Mörder!“ schrie Gemma dem Fliehenden nach. Hundert Stimmen wiederholten das Wort, hundert Arme faßten nach dem Flüchtigen, im Nu war er ergriffen und nach dem Gefängniß geführt.

Gemma starrte auf Dino hin, dessen Auge bittend an ihren Zügen hing. „Du weißt nun Alles,“ sagte er leise und mit schwerer Zunge. „Die Ankunft dieser hat mir das Geständniß erspart. Lapo hat mir zum Glück den Pater Paolo belogen. Schon greift der Tod nach meinem Herzen. Höre nur noch die wenigen Worte. Der Gedanke, der mich beim Anblick deines holden Töchterleins ergriff, dieses für mich zu erziehen, um einst an ihrer Brust die Befriedigung zu finden, die ich an der deinigen nicht suchen durfte, trieb mich zu Bettina's Raub. Ich hatte doch nun etwas von dir, und ich träumte mir, sie müsse in wenigen Jahren schon dein Ebenbild

werden. — Ich hatte mir in der Gegend von Genua ein reizendes Landgut, am Meerbusen gelegen, gekauft; dort lebte ich als ein reicher Kaufherr, Namens Lucio d'Alcante, wenn ich die Meere nicht als Brunardito durchstreifte, und wußte mir die Gunst der Regierung zu erwerben. Dorthin brachte ich Bettina. — Meine Bande sah meine zunehmende Unthätigkeit, mein Liebessiechthum, meine Gleichgültigkeit mit stillem Grimm, und oft beriethen sich die rohen Gesellen unter einander, wie mir zu helfen sei. Da faßte endlich Sandro, der allein den wahren Grund meiner Leiden kannte, den unseligen Entschluß, Luigi Bardi aus dem Wege zu räumen und mir dadurch zu deinem Besitz zu verhelfen. In meiner Maske als Brunardito führte er die That aus; ich erfuhr sie erst lange nachher. Kaum vernahm ich, daß du frei warst, als ich zu deinen Füßen eilte und mit der hoch und gewaltig auflodernden Flamme meiner Leidenschaft dich überwältigte. Du wurdest mein Weib, ich hatte im Sturm der Gefühle deines geraubten Kindes vergessen; deine Trauer erinnerte mich wieder daran. Gern hätte ich dir Bettina zurückgegeben, aber das Mädchen kannte mich ja als seinen Räuber und Erzieher. Ich fühlte, daß ich mir selbst mein Liebesleben, den holden Zauber des häuslichen Glücks verdorben und vergiftet hatte, und ich konnte kein Heilmittel finden. Ich wurde bald inne, daß keines von uns beiden glücklich war, und

ich konnte das selbst geschaffene Unglück nicht wieder abschütteln. Ich hatte mit dem Schicksal gespielt, und es war mein Tyrann geworden. Unter dem Vorwande großer Handelsreisen befuhr ich als Brunardito mit meiner kühnen Mannschaft die Meere. Wie erst meine Liebespein, so ersäufte ich meinen Gram in Menschenblut, und häufte Schätze auf Schätze. Aber der Gram kehrte immer größer und düsterer zurück und die Schätze erfreuten mich nicht. Du warst und bliebst Luigi's trauernde Wittwe, nur ihn hattest du geliebt, nur ihn liebtest du noch; aber meine düstere, verlangende Leidenschaft für dich blieb dieselbe. — Zuweilen suchte ich auf meiner genuesischen Villa Zerstreuung, oft nöthigten mich auch meine Verhältnisse mit der Republik, mich dort aufzuhalten. Da gewahrte ich mit wohlgefälligem Erstaunen Bettina's sich entwickelnde, jungfräuliche Reize, und der Teufel gab mir den Gedanken ein, an ihrer Brust das verlorne Glück doch noch zu suchen, und sie dazu zu machen, wozu ich sie Anfangs bestimmt, zu meiner Gattin. Ich verwarf den Gedanken, er kehrte immer mächtiger wieder. Die Versuchung wurde mit jedem Jahre größer, gerade sie warf Farben- und Streiflichter in mein dunkles Leben; ich erlag ihr. Der finstere Geist unseres Hauses trieb mich in Bettina's Arme, als sie kaum das fünfzehnte Jahr erreicht hatte. Don Lucio d'Alcante wurde ihr Gemahl. Doch des Himmels Fluch ruhete

auf mir. Ich fand das gehoffte, das geträumte Glück so wenig in den Armen der Tochter, wie ich es in denen der Mutter gefunden hatte. Wie du nur Luigi Bardi liebtest, so auch liebte Bettina einen Andern und nur ihn. Aber dieser Andere war ein Lebender. Ein Zufall hatte einst Sandro auf die Villa verschlagen, als ich eben in San Bonifazio lebte. Sandro und Bettina liebten sich. Ich wußte das von Sandro selbst, der mein Verhältniß zu dem Mädchen nicht kannte und nicht wußte, wer sie war. So lebte ich hier und dort ein qualvolles Leben, und nun auch nicht einen Sonnenblick mehr darin. Die Seeräuberei war mir auch zum Ekel geworden, ich lebte nur bei dir oder bei Bettina. War ich bei ihr, so zog mich Sehnsucht und Leidenschaft zu dir, bald fühlte ich die alte Unbefriedigtheit, die alte Qual, die alte Sehnsucht nach ihr; ich eilte in ihre Arme und sah mich dort getäuscht. So von Sehnsucht, Leidenschaft, Täuschung und Gram hin- und hergetrieben, hatte ich allen Geschmack am Leben verloren, bis ich endlich gewaltsam von jenem rachedürstigen jungen Priester aufgestachelt wurde. Ich fand jenen Cino, Lapo's Freund und Collegen, bei Bettina, und flüchtete sie nach Sicilien. Aber auch Sandro wurde mir untreu. Und so ist Alles gekommen. Gemma, ich habe dich um deines Lebens schönstes Glück betrogen. Kannst du mir vergeben? Gemma, was ich that, ich that es aus Leidenschaft zu dir.“

„Ungeheuer!“ rief die schmerzenvolle Frau, „vergebe dir Gott, wenn es möglich ist!“ und wandte sich zu ihrer Tochter; da traten Thränen in ihre trockenen Augen und sie benetzte das bleiche Gesicht derselben, bis das arme Wesen unter den Küssen der Mutter erwachte.

Unterdessen kämpfte Dino Negri den Todeskampf, und ihm war Niemand weiter zur Seite, als der alte Maso. „Verlangt ihr einen Priester?“ fragte der Diener mitleidig den Sterbenden, dem die Sprache schon verfallen war. Er nickte. Und Maso rief sogleich Lapo Poggi herbei. Doch kaum hatte sich dieser zu seinem Todfeind herabgebeugt, als Dino ihn mit Abscheu zurückstieß und unter Verzuckungen den Geist aufgab.

„Ihn hat Gott gerichtet!“ rief Maso, und erzählte allem Volk die Verbrechen des Verstorbenen, die er hinter seiner Herrin erlauscht hatte. Flügelschnell verbreitete sich das Gerücht, daß Dino Negri der gefürchtete Brunardito gewesen sei und das Verbrechen einer Doppelehe begangen habe, und die Menge strömte zu, Rache an ihm zu nehmen. Der rohe Haufe erhitzte sich, gerieth in Wuth, ergriff die Leiche und schleppte sie an den Füßen durch die Straßen. Endlich wurde sie in Stücken gerissen und in's Meer geschleudert. Carlino's Name aber wurde laut gepriesen, der ein solches Ungeheuer aus der Welt geschafft; einstimmig forderte das Volk vom

Stadtregiment, den Jüngling zurückzurufen und ihm mit Ehrenbezeugungen seine That zu belohnen. So wurde ihm wenigstens Straflosigkeit zugesichert und man schickte Böte aus, ihn zurückzubringen. Mit Enthusiasmus warfen sich viele Schiffer in die Fahrzeuge, und schon am Nachmittage führten sie ihn im Triumph einher und legten ihn in die Arme seiner Mutter und seiner Schwester.

Nun erfuhr Gemma, daß Carlino von Sandro auf Dino's Befehl in Sicilien gefangen gehalten worden, bis Dino Bettina dorthin gebracht und Sandro in dieser seine Geliebte erkannt hatte. Darauf war Sandro, um Bettina zu gewinnen, von Dino abgefallen, hatte Carlino befreit, und ihn selbst zum Hauptmann der Korsaren erhoben. Kaum aber hatte sich Carlino frei gesehen, als er auch sogleich und ohne allen Verzug zum heiligen Werke der Blutrache geeilt war.

Der Hochzeittag war vorüber. Weder Donna Gemma, noch Donna Bettina waren bei dem Ehrenfest ihres Sohnes und Bruders zugegen gewesen. Die Letztere lag sehr krank darnieder, ein hitziges Fieber drohete ihren Organismus zu zerstören, seit Sandro — einige Tage vorher — öffentlich hingerichtet worden war. Gemma wartete ernst und schwei-

gend die kaum wieder gefundene Tochter. Kalt und ohne Worte hatte sie ihrem Sohne Carlino ihren Segen zu seiner Vermählung mit Donna Theresa Poggi ertheilt. Der junge Mann hatte selbst gezaudert, sich sogleich mit seiner Geliebten ehelich zu verbinden, während der Scheiterhaufen für seine Schwester aufgeschichtet wurde, aber Resa hatte unverzüglich auf die kirchliche Einsegnung ihres Bundes gedrungen und durchaus nichts von einem Aufschub hören wollen. Ihre Familie hatte ihr Verlangen unterstützt, sie hatte Carlino durch ihren Einfluß zu einem Ehrenamte verholfen und die Hochzeit selbst ausgerichtet.

Die Gäste kehrten eben in später Nacht aus dem Hochzeithause heim, und einige derselben gingen an dem Gefängnisse vorüber, worin Bella schmachtete. Da sahen sie dunkle Gestalten schnell vorübergleiten. Furchtsam eilten alle nach Hause. Kaum war der Weg leer, als kräftige Männer aus den Winkeln hervortraten, immer mehr und mehr, mit gewaltigen Hebeln und Werkzeugen, und schnelle Befehle von einem Jüngling empfingen, denen sie ehrfurchtsvoll gehorchten.

„Ihr brecht die Thüre auf, du Marco besetzest alle Gemächer, ich werde sie dir zeigen, du Pippo knebelst den Wärter, Luca, du stößest mit dem Dolche nieder, was dir begegnet, Jobillo begleitet mich. Führt alles aufs Pünktlichste aus, Bursche; es ist

der letzte Wille eures großen Hauptmanns und er sandte mich an euch ab, eure Hülfe zur Rettung seiner Tochter anzurufen, als er noch am Leben war. Einen Augenblick darauf traf ihn der mörderische Stahl und sein Befehl ward euch zum heiligen Vermächtniß. Es ist meine erste That als euer Hauptmann! Bedenkt, daß ich Brunardito's einziger Sohn bin! Ich werde es nie vergessen. Nun drauf und dran!“

Jeder eilte an seinen Posten; die Thüren wichen knarrend unter der Kraft dieser Männer, hie und da blitzte ein Lichtstrahl unter den Falten eines Mantels hervor. Man drang hinein, rasch und still. Jeder that, wie ihm befohlen war. Bald stöhnte hier ein Geknebelter leise, bald röchelte dort ein Getroffener die letzten Seufzer aus. Immer höher! Die Schlösser flogen ab, man trat in eine enge Zelle, und vom feuchten Stroh empor taumelte ein weibliches Wesen. Plötzlich verbreitete sich Lichtglanz; ein Paar männliche Arme umschlangen die Schlaftrunkene.

„Cante!“ rief sie freudig erschrocken. „Willst du mich denn zum Tode führen?“

„Nein, zur Freiheit meine Schwester! Leben sollst du, nicht sterben, sollst frei sein, wie ich und diese Männer!“

Bella lächelte wehmüthig, als glaube sie kaum an

die Möglichkeit dieser Zusicherung. Doch ließ sie sich fortziehen.

Als sie unten angelangt waren, wandte Cante sich wieder an die Korsaren: „Ihr habt den letzten Befehl meines Vaters pünktlich erfüllt; ich dank' euch in seinem Namen dafür. Jetzt erfüllt meinen ersten Befehl eben so pünktlich; denn jetzt erst bin ich euer Hauptmann.“

„Gebeut uns, Brunardito's Sohn!“

„Steht mir bei in der Blutrache meines Vaters. Diese heilige Pflicht liegt mir noch zu erfüllen ob, dann bin ich ganz der Eure, und verlasse mit euch diese Insel auf ewig.“

„Befiehl was wir zu thun haben; wir folgen und gehorchen dir.“

„Wohlan! Geht!“ Sie kamen vor das Hochzeithaus. „Besetzt diese Thüre! Laßt Niemand heraus, noch hinein! Komm, arme Schwester, du begleitest mich. Jobillo und Detto, folgt mir!“

Ein Augenblick, und die Thüre war leicht aus Schloß und Angeln gehoben. Cante trat hinein, Bella an der Hand führend, die, wie eine Träumende, nicht wußte, wie ihr geschah. Fragend blickte sie ihn an. „Du sollst alsobald Alles erfahren,“ flüsterte er ihr zu. „Unser Vater ist ermordet, und wir sind auf dem Wege, sein Blut zu rächen.“ — Cante wußte genauen Bescheid in dem Hause. Die Thüre der Brautkammer wich seinem kräftigen Stoß.

Carlino fuhr aus Resa's Armen erschrocken empor. In demselben Augenblick stand sein Bruder vor ihm mit funkelnden Augen und gezücktem Dolch, aber im nächsten Augenblick saß auch das Eisen schon in des Bräutigams Brust. „Blutrache für meinen Vater!“ rief Cante, und schleuderte den tödtlich getroffenen Bruder aus dem Brautbette, hinzufügend: „Mir diesen Platz! Narr, ahntest du denn nicht, daß dich die schlaue Resa nur aus Noth brauchte; mein Weib war sie und ist's, und Mutter durch mich. — Du schwelgtest hier in Liebesgenüssen, Elender, ohne an die gefangene Bella zu denken, die dich doch mehr liebte, als mich.“

„Willkommen, Cante, süßer Junge!“ rief die Braut. „Dich allein liebte und lieb' ich. Dank dir, daß du mich von diesem süßen Fadling befreit hast!“

Und Cante stürzte in ihre Arme und berauschte sich in ihren Küssen, während Carlino in Bella's Armen, unter Bella's Küssen am Boden die Seele aushauchte. Als er todt war, schlich Bella still hinaus. Die Korsaren wollten sie, eingedenk des Befehls ihres Hauptmannes nicht hinaus lassen.

„Laßt mich nur fort!“ flehete sie. „Mein Bruder schickt mich ja. Ich muß ihm einen Kranz zu seiner Hochzeit flechten. Auch will ich die Spielleute bestellen.“ Die Männer wußten nicht, was sie von diesen Reden halten sollten, aber sie ließen sie hinaus. — —

Nach einer halben Stunde trat Cante an Resa's Arm aus der Kammer. „Auf! meine wackern Kämpen!“ rief er freudig. „Mein Werk ist vollbracht. Seht hier das Weib eures Hauptmanns. Auf und davon auf unsere Schiffe!“

In demselben Augenblicke drang ein Getöse von der Straße her. Genuesische Soldaten kämpften mit den Korsaren, und bald waren diese überwältigt. Wie ein gereizter Löwe stürzte Cante unter ihre Schwerter, sich durchzuschlagen, aber er erlag der Uebermacht. Aus zehn Wunden blutend brach er zusammen. Unterdessen waren die Schläfer emporgefahren, ein Weh- und Hülferuf ging durch die Stadt. Bestürzte Neugierde drängte sich herbei, Alles wurde lebendig, die Straßen und Häuser erleuchtet.

Da beugte sich eine weibliche Gestalt zu dem sterbenden Cante und flüsterte ihm zu: „Blutrache für meinen geliebten Bruder Carlino! Ich war's, deine Schwester Bella, die dich den Genuesern verrieth und überlieferte.“ Cante starb und Resa verlor sich im Volksgemenge.

In derselben Nacht war die unglückliche Bettina von der Wuth der Krankheit dahingerafft worden. Die gräßlichen Erlebnisse der letzten Zeit hatten ihren Lebensfaden mit Gewalt zerrissen. Als der Tag anbrach, saß Gemma mit gefalteten Händen bei der

Leiche der kaum wiedergefundenen Tochter. Da wurde es laut vor der Thüre.

Unzählige Menschen wandelten den Berg herauf, aber Alle so still, so geheimnißvoll, so trauernd. Männer trugen eine Bahre, über die ein rother Teppich gebreitet war. Als er zurückgeschlagen wurde, fuhr Gemma entsetzt zurück. Zu beiden Seiten lagen Carlino und Cante, in der Mitte Bella mit triefendem Haare. Fischer hatten sie vor einer Stunde todt aus dem Hafenbecken gezogen.

Eine Magistratsperson enthüllte mit wenigen Worten der Mutter die Ereignisse dieser Nacht.

Gemma hieß alle Leute hinausgehen. Dann saß sie stumm ein steinernes Niobebild unter den Leichen ihrer geliebten Kinder. Sie saß so einen Tag und eine Nacht, und ihr schönes Antlitz verklärte sich mehr und mehr im heiligen Schmerz. Dann stand sie auf und bestieg ein Maulthier. In scheuer Ehrfurcht wich das Volk vor ihr zurück; sie war zu einer Heiligen geworden.

Stumm zog sie über die Berge, bis das treue Thier vor den Pforten eines hochgelegenen Nonnenklosters hielt. Es war das Kloster der Büßerinnen zu Campoloro, und die Aebtissin desselben Gemma's Tante. Die Pforte schloß sich hinter ihr, um sich ihr nie wieder aufzuthun.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Storch, Ludwig,

Nepenthes neueste Novellen und Erzählungen

Bd.: 1

Stuttgart 1841

P.o.germ. 1426 e-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120848-8